H. misc. 187-1

Baur

<36628773810011

<36628773810011

Bayer. Staatsbibliothek

Denkwürdigkeiten

aus der

Menschen- Völker-

und

Sittengeschichte

alter und neuer Zeit.

Zur

angenehmen und belehrenden Unterhaltung

für alle Stände.

Von

Samuel Baur,

Königl. Würtemberg. Dekan und Pfarrer in Alpeck und Göttingen.

Erster Band.

Ulm, 1819.

Im Verlage der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGLA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Anspruchslos übergebe ich diese Denkwürdigkeiten aus der Menschen- Völker- und Sitten-Geschichte den Freunden einer unterhaltenden historischen Lektüre, mit dem Wunsche, daß sie in ihnen finden mögen, was ihre Musestunden angenehm und nützlich ausfüllt. Der Stoff ist, wie schon der Titel lehrt, allein aus der wahren Geschichte genommen, gewiß einer der reichhaltigsten Quellen, aus der jedem Lesefreunde Belehrung und Unterhaltung fließt. Was kann unsere Wißbegierde angenehmer beschäftigen, als die Erzählung großer und denkwürdiger Ereignisse; das Leben und Handeln, Denken und Treiben ausgezeichneter Personen; die sonderbaren zuweilen beinahe unglaublichen Schicksale, welche manche Menschen auf ihrer Wanderschaft durch's Leben erfahren, und andere außerordentliche Begebenheiten, die sich in alter und neuer Zeit zugetragen haben? Man kann sich in Stunden der Muse und Erholung wohl schwerlich angenehmer und nützlicher unterhalten, als bei einer solchen Lectüre, und wer gewohnt ist, mit Nachdenken und Ueberlegung zu lesen, erweitert dadurch seine

Welt- und Menschenkenntniß, bereichert sein Gedächtniß mit vielen praktischen Wahrheiten, und findet oft Veranlassung zu einer lehrreichen Vergleichung mit dem, was er selbst erlebt hat, oder was unter seinen Augen vorgeht. Es ist daher, nach allgemeinem Geständniß, eine erfreuliche Wahrnehmung, daß in unsern Bücherkatalogen die Romane nicht mehr eine Hauptrubrik ausmachen, daß sich vielmehr der Geschmack des lesenden Publikums von so vielen faden und geistlosen Erdichtungen der frühern Zeit allmählich immer mehr ab- und auf interessante historische Darstellungen hingelenkt hat.

So reichhaltig aber der Stoff ist, den die Geschichte bietet, so ist doch nicht Alles für Alle. In der Geschichte eines jeden Volkes stößt man auf Perioden, deren Erzählung den historischen Dilettanten eher ermüden und zurückschrecken, als anziehen und unterhalten würde. Diese Denkwürdigkeiten sind aber nur für solche historische Ereignisse bestimmt, die ein vielfaches Interesse haben, und von denen sich erwarten läßt, daß sie diejenigen mit Theilnahme lesen werden, deren belehrenden Unterhaltung sie zunächst bestimmt sind. Sollte dieser Zweck erreicht werden, so durften nur solche Begebenheiten ausgewählt werden, die wenig historische Vorkenntnisse voraussetzen, und es war zugleich auf Mannigfaltigkeit und Abwechslung Rücksicht zu nehmen. Hieraus ergab sich der Plan, der diesen Denkwürdigkeiten

ten zum Grunde liegt, und der auch in der Folge beibehalten werden wird, wenn der Beifall des Publikums das Unternehmen begünstigt.

Jeder Band enthält acht Abtheilungen, die zusammen gewissermassen ein geschlossenes Ganzes bilden. Die Biographie eines Mannes, der sich durch Charakter, Thaten und Schicksale über Tausende seiner Zeitgenossen erhob, große Veränderungen bewirkte, und deswegen vor vielen im Andenken zu bleiben verdient, steht wohl nicht mit Unrecht an der Spitze, denn das ist ja ein Hauptzweck der Geschichte, daß sie uns mit jenen ausgezeichneten Menschen näher bekannt macht, die auf ganze Generationen einen entscheidenden Einfluß hatten, und die in ihren Thaten fortleben. Da aber der Raum nicht gestattet, mehrere solche Biographien, die, wenn sie anziehend seyn sollen, eine ausführliche Schilderung nöthig machen, in Einen Band aufzunehmen, so schließt sich an diese erste eine zweite Abtheilung an: Biographische Fragmente, oder einzelne Scenen aus dem Leben ausgezeichneter Menschen, und kurze Blicke auf das, was sie denkwürdig machte, enthaltend. Dadurch erhält der biographische Theil dieses Werks mehr Mannigfaltigkeit und Interesse für ein gemischtes Publikum, dem es außerdem nicht zusagen möchte, ohne zu ermüden den ganzen Lebensgang derer zu verfolgen, die eine merkwürdige Rolle gespielt haben.

Eine

Eine dritte Abtheilung enthält einzelne Scenen aus der Völkergeschichte, und zwar vornehmlich solche, die überhaupt nicht zu den alltäglichen gehören, durch welche sich z. B. der Zustand ganzer Nationen anders gestaltet hat, oder die in anderer Beziehung ausgezeichnet zu werden verdienen. Hier sind es nicht zunächst einzelne Menschen, die handelnd aufgeführt werden, sondern der Blick richtet sich auf's Allgemeinere und verweilt bei Völkern und Staaten, oder bei einer Mehrzahl von Menschen, und zwar in Zeitpunkten, die ein besonderes Interesse für den Beobachter der Weltbegebenheiten darbieten.

In naher Verbindung mit dieser Abtheilung steht die vierte, welche kriegerischen Ereignissen bestimmt ist. Da eine detaillirte Erzählung großer und langwieriger Kriege hier keinen Raum finden kann, so sind es vornehmlich Schlachten, Belagerungen, Eroberungen, Ueberfälle, Revolutionsscenen, Empörungen, Verschwörungen, Friedensschlüsse u. dgl., die hier eine Stelle erhalten. Der menschliche Geist entfaltet unter solchen Umständen öfters die erhabensten Eigenschaften, und die Theilnehmer an solchen Ereignissen beweisen Anstrengungen, welche die Bewunderung aller Zeiten sind. Aber auch die verkehrten Leidenschaften des Stolzes, der Herrschsucht und Rachbegierde, des Fanatismus und der Grausamkeit treiben oft ein furchtbares Spiel, und die Menschen sind dann

im

im Böses thun überhaupt, und in Erfindung und Ausführung ränkevoller Anschläge so erfinderisch und geschäftig, daß die Geschichte aller Zeiten und Nationen in dieser Hinsicht nur allzuvielen Stoff zu anziehenden Erzählungen darbietet.

Der Krieg mit den Elementen, den man nicht selten auf langwierigen Reisen zu bekämpfen hat, die Leiden, die man auf denselben erduldet, und die bittern Erfahrungen, die man zu machen gezwungen ist, verdienen unstreitig eben so wohl beachtet zu werden, als kriegerische Ereignisse der vorher erwähnten Art. Daher werden mancherlei Reiseabentheuer zu Wasser und zu Land, die durch beglaubigte Nachrichten, besonders durch ausführliche Reisebeschreibungen, zur Kenntniß des Publikums gebracht worden sind, in einer fünften Abtheilung erzählt. Geographische Merkwürdigkeiten, Beschreibungen von Städten und Ländern, liegen nicht in dem Plane dieses historisch-biographischen Werks, sondern wir verweilen bei den Reisenden selbst und bei ihren Schicksalen. Diese mußten oft, besonders auf Seefahrten in entfernten Weltgegenden, mit Gefahren kämpfen und Abentheuer bestehen, die unsere gerechteste Theilnahme um so mehr in Anspruch nehmen, da sich unter solchen Umständen oft Kräfte entwickeln, die Erstaunen erregen, und Rettung kommt, wo Verderben und Untergang unvermeidlich scheint. Aber nicht nur der Reisende, auch derjenige, welcher nie seinen Wohnort

ort verläßt, und in stiller Ruhe seinem einfachen Berufe lebt, erfährt zuweilen in seinen nächsten Umgebungen Ereignisse, welche als historische Denkwürdigkeiten in die Geschichtbücher verzeichnet werden. Dahin gehören besonders außerordentliche Naturereignisse und folgenreiche Unglücksfälle, als Erdbeben, Ueberschwemmungen, Brandunglück, Theurung, Hungersnoth, furchtbare und zerstörende Orkane, Pest, Seuchen u. dgl. Der Erzählung merkwürdiger Ereignisse dieser Art ist die sechste Abtheilung dieser Denkwürdigkeiten bestimmt, und eine siebente historischen Kuriositäten vermischten Inhalts. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte des menschlichen Aberglaubens, der Schwärmerei und des Fanatismus, Erläuterung alter Gewohnheiten und Gebräuche, Rechtshändel verschiedener Art, Erzählungen sonderbarer Ereignisse, Auszüge aus seltsamen Verordnungen, Briefe merkwürdiger Personen, feine Betrügereyen, Diebsgeschichten von nicht gemeiner Art, seltsame Erscheinungen in der Menschenwelt u. dgl. finden hier einen Platz. Den Schluß machen endlich in einer achten Abtheilung Anekdoten, welche Menschen, Nationen und Sitten charakterisiren, oder die durch Witz und Scharfsinn, oder auch durch auffallende Beweise von Einfalt und Beschränktheit anziehend sind.

Aus dieser kurzen allgemeinen Uebersicht des Inhalts ergiebt sich nun deutlich genug, was man

in

in diesen Denkwürdigkeiten eigentlich zu suchen habe. Ist es mir gelungen, durch ein früheres Werk von derselben Tendenz, aber einem weit beschränktern Plane, in welchem vornehmlich Revolutionen, Verschwörungen und Belagerungen erzählt wurden *), die Zufriedenheit billiger und nachsichtsvoller Leser zu erhalten, wie mir öffentlich und in Briefen versichert wurde, so hoffe ich einigermaßen, daß auch diese Denkwürdigkeiten, welche an die Stelle des genannten Werkes treten, und gleichsam als eine Fortsetzung desselben zu betrachten sind, nicht ganz ohne Beifall bleiben dürften, da hier weit mehr für Mannigfaltigkeit und Abwechslung gesorgt ist.

Eine Angabe der Quellen, aus denen ich geschöpft habe, werden mir diejenigen Leser, welche

---

*) Es erschien in derselben Verlagshandlung, und in demselben Druck und Format, wie diese Denkwürdigkeiten, unter dem Titel: Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen. Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung. Zehen Bände. 1810—1818. Vom siebenten Bande an für diejenigen, welche erst eintreten wollten, auch unter dem besondern Titel: Unterhaltende Erzählung merkwürdiger Revolutionen und Empörungen, Verschwörungen und Komplotte, Schlachten und Belagerungen für Leser aus allen Ständen. Vier Bände. 1816—1818. Die Verlagshandlung ist bereit, denjenigen, welche sich das ganze Werk noch anzuschaffen wünschen, wenn sie sich unmittelbar an dieselbe wenden, und den Betrag baar einsenden, alle zehen Bände für den Pränumerationspreis von 15 Gulden zu erlassen. Der Ladenpreis beträgt 20 Gulden.

che ich zunächst im Auge hatte, gerne erlassen, da ein Verzeichniß derselben vielen Raum einnehmen würde, indem, besonders bei den längern Aufsätzen, öfters viele ältere und neuere Schriftsteller prüfend zu Rathe gezogen worden sind. Ueberhaupt sind die Materialien zu diesem Werke mit Auswahl aus einer großen Zahl solcher Schriften in verschiedenen Sprachen genommen worden, welche den meisten meiner Leser unbekannt seyn möchten. Nur selten, und nur dann, wenn sich durch eine rhetorische Variation nichts Besseres sagen ließ, hab ich die Worte und Einkleidung der frühern Erzähler beibehalten, meistens aber den Stoff so verarbeitet, wie es mir der Zweck eines Werkes zu erfordern schien, dessen vornehmstes Streben angenehme und nüzliche Belehrung und Unterhaltung einer achtbaren Klasse von Lesern ist. Wenn der Mann vom Fache sich dahin äußert, daß die Geschichte durch solche Schriften nichts gewinne, und wenn er diese Denkwürdigkeiten in die Reihe der Kompilationen stellt, so weiß ich dagegen nichts Erhebliches zu sagen, sofern er zugiebt, daß auch dasjenige Publikum Berücksichtigung und Achtung verdient, welches solche Schriften wünscht und ihnen seinen Beifall schenkt. Diesen zu verdienen wird sich ferner bestreben

Göttingen bei Ulm,
den 18 Jul. 1819.

der Verfasser.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Innhalt.

Erste Abtheilung.

Biographie.

	Seite.
Wilhelm der Eroberer, König von England und Herzog von der Normandie.	3.
1. Die Normänner und ihre Einfälle in Frankreich. Ursprung des Herzogthums Normandie.	—
2. Wilhelm, als Herzog von der Normandie.	9.
3. Blicke auf die Geschichte Englands bis zu Herzog Wilhelms Zeiten.	15.
4. Normännische Landung in England.	22.
5. Die Schlacht bei Hastings.	28.
6. Wilhelm nimmt den Thron von England in Besitz.	34.
7. Empörungen der Engländer gegen König Wilhelm.	39.
8. Wilhelm straft die Rebellen, und herrscht mit despotischer Gewalt.	45.
9. Festes Benehmen König Wilhelms gegen den Papst und die Geistlichkeit.	51.
10. Wilhelm besiegt alle seine Feinde. Rebellion seines Sohnes Robert.	55.
11. Jagdliebe des Königs, Gesetze und Verordnungen.	60.
12. Wilhelms letzte Unternehmungen, Tod und Charakter.	63.

Zweite Abtheilung.

Biographische Fragmente.

I. Die Astrologen Stöfler und Carion. 69.

II. Ge:

Seite.

II. Gefangenschaft des Hugo Grotius. Im Jahr 1619. 74.
1. Was den Hugo Grotius ins Gefängniß brachte. —
2. Sieg der Ungerechtigkeit über die Unschuld. 78.
3. Die Beschäftigungen des Gefangenen. 84.
4. Wie Grotius seinem Gefängnisse entkam. 89.

III. Reise-Anekdoten von Peter dem Großen. 93.
IV. Der Prediger Schönemann, ein Improvisator. 104.
V. Voltaire's Tod. 107.
VI. Der König Joachim Murat. 115.

Dritte Abtheilung.

Scenen aus der Völkergeschichte.

I. Theodosius und Eudoxia. Ein Gemälde aus der morgenländischen Kaisergeschichte. 117.
1. Jugendgeschichte des Kaisers Theodosius des Jüngern. —
2. Vermählung des Kaisers mit der schönen Eudoxia. 123.
3. Schicksale der Kaiserin Eudoxia. Tod des kaiserlichen Paares. 126.

II. Schauerhaftes Gemälde der Grausamkeiten marokkanischer Fürsten aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert. 132.

Vierte Abtheilung.

Kriegerische Ereignisse.

I. Aufruhr in Neapel. Im Jahr 1547. 151.
II. Einnahme der Festung Fescamp. 167.
III. Berühmte Schlachten des siebenjährigen Kriegs. 170.
I. Die Schlacht bei Roßbach, den fünften Nov. 1757. —
1. Gefahrvolle Lage König Friedrichs des Zweiten. Sein großes Feldherrentalent. —
2. Die Franzosen und die Reichsarmee. 173.

Seite.

3. Die Franzosen in Gotha. Sie werden verjagt. 178.
4. Verheerender Zug der Franzosen in die Gegend von Roßbach. 183.
5. Die Franzosen werden gänzlich geschlagen. Schimpfliche Flucht. 187.

II. Die Schlacht bei Leuthen, den fünften Dec. 1757. 195.
1. Friedrichs Marsch nach Schlesien. Trübe Aussichten. —
2. Friedrichs Rede an seine Generale. Wirkung derselben. 199.
3. Uebermuth der Oesterreicher. Stolze Verachtung ihrer Feinde. 203.
4. Sieg der Preußen bei Leuthen. 207.
5. Außerordentliche Resultate der Schlacht bei Leuthen. 212.

Fünfte Abtheilung.

Reiseabentheuer.

I. Schiffbruch und Abentheuer einiger englischer Ostindienfahrer. Eine Robinsonade. 221.
II. Hungersnoth zur See. Eine schauerliche Seefahrergeschichte. 227.
III. Flucht einiger englischen Soldaten von St. Helena. Im Jahr 1799. 233.
IV. Rettung eines Knaben, der ein Spiel der Wellen war. 240.
V. Abentheuer einiger deportirten Franzosen unter Bonaparte's Konsulat. 242.

Sechste Abtheilung.

Ausserordentliche Natur-Ereignisse.

I. Große Feuersbrunst in Rom. Im Jahr Christi 65. 254.
II. Verheerungen durch Heuschrecken. Im Jahr 1338. 260.
III. Erdbeben in Italien. Im Jahr 1638. 262.
IV. Seltsamer Brand in Stockholm. Im Jahr 1799. 266.

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

Seite.

I. Beschreibung der großen Jagd, welche der mogolische Kaiser Dschingis-Chan im Jahr 1221 anstellte. 269.
II. Ursprung des berühmten Hauses Sforza. 275.
III. Kleiderpracht und Modesucht der Deutschen im sechzehenten Jahrhundert. 276.
IV. Die Leipziger Disputation im Jahr 1519. 282.
V. Das Ostergelächter. 284.
VI. Französische Gevatterschaft. 285.
VII. Der Arzt und die goldene Kette. 288.
VIII. Die Perückensteuer. 291.
IX. Memorabilien eines baierischen Scharfrichters. 294.
X. Ein Engländer in der Gewalt der spanischen Inquisition. 296.
XI. Wie das Feuer zu löschen sey. Eine merkwürdige Verordnung. 304.
XII. Die Kunst, sich fest zu machen. 305.
XIII. Verheurathung durch einen Wechselbrief. 310.
XIV. Die Wetten der Engländer. 312.
XV. Russischer Taschengott. 319.

Achte Abtheilung.

Anekdoten.

1. Der Weltrichter Eon. 321.
2. Grausame Bestrafung eines Dichters. 323.
3. Sonderbare Feier des Palmsonntags. 324.
4. Der König Podiebard und sein Barbier. 325.
5. Papst Adrian. 326.
6. Bestrafter Jagdfrevel. —
7. Der gesegnete Kelch. 327.
8. Intoleranz. 328.
9. Gelehrte Narrheit. —

		Seite.
10.	Der König und seine Gläubiger.	329.
11.	Lustige Einfälle von Kyau.	330.
12.	Verliebter Wahnsinn.	331.
13.	Vorsicht eines spanischen Königs.	332.
14.	Vergoldung.	333.
15.	Strafe eines pasquillantischen Dichters.	—
16.	Sonderbare Empfehlung.	—
17.	Kur eines Müßiggängers.	335.
18.	Die Trauungen.	—
19.	Der König und sein Minister.	336.
20.	Die Ritterorden.	337.
21.	Ungewöhnliches Neujahrsgeschenk.	—
22.	Ein glücklicher Einfall.	—
23.	Erweckliche Rede eines englischen Generals.	338.
24.	Die Leichenpredigt.	—
25.	Naive Entschuldigung.	339.
26.	Lohn der Aufrichtigkeit.	—
27.	Belohnung eines unberufenen Rathgebers.	340.
28	Ein theurer Spaß.	341.
29.	Ein Scherz von Thomasius.	342.
30.	Nichts ohne Ursache.	343.
31.	Seltsame Pilgerreise.	—
32.	Die Fernröhre.	344.
33.	Für Kaffeetrinker.	345.
34.	Gundling.	—
35.	Kästner, der Dichter.	346.
36.	Rabener und der Dichterling.	—
37.	Was sind Disputationen?	348.
38.	Der Kammerherren-Schlüssel.	349.
39.	Guter Rath.	—
40.	Ein Urtheil über Johnson.	—
41.	Wielands Oberrock.	350.
42.	Grabschrift eines Offiziers.	—
43.	Der Präsident und der Maler.	351.
44.	Phlegmatische Entschlossenheit.	352.
45.	Die angehende Schauspielerin.	353.
46.	Gleichheit der Menschenrechte.	—
47.	Bekenntniß eines Scharfrichters.	354.
48.	Die Sonne brennt.	355.
49.	Napoleon, der erste Deserteur.	356.
50.	Ver:	

	Seite.
50. Verblendung.	356.
51. Charakteristischer Titel.	—
52. Pflege der Verwundeten.	357.
53. Pferde über die Menschen.	—
54. Napoleon und der Fürst von Dessau.	358.
55. Napoleon und Rustan.	—
56. Wie die Ratzen zu vertreiben.	359.

Denkwürdigkeiten
aus der
Menschen - Völker-
und
Sittengeschichte.

Erster Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erste Abtheilung.

Biographie.

Wilhelm der Eroberer.

König von England und Herzog von der Normandie.

1.

Die Normänner und ihre Einfälle in Frankreich. Ursprung des Herzogthums Normandie.

Seit uralten Zeiten wohnten in der westlichen Hälfte des europäischen Nordens viele Völkerschaften, die mit den Deutschen zu Einem großen Stamme gehörten. Sie wurden mit einem gemeinschaftlichen Namen Normänner, (Männer aus Norden) genannt, und erst später in Schweden, Norweger und Dänen abgetheilt. Das Land, welches sie bewohnten, war viel rauher, als Deutschland, und hatte großentheils einen geringeren Boden. Ein fast allem Fleiße unbezwingliches Heideland, große Moräste, sehr hohe und felsigte, häufig auch nackte Gebirge, von denen sich nach dem überall nahen Meere reissende Ströme herabstürzen, bot einem zahlreichen Volke nicht so viel dar, als zu einem gesitteten Leben erfordert wird. Die ganze Industrie beschränkte sich auf Fischerey, Viehzucht und den Bau derjenigen Früchte, welche entweder nicht viel Zeit zum Gedeihen brauchen, oder große Kälte und großen Witterungswechsel ertragen können.

Die

Die Bewohner dieses rauhen Erdstriches waren starke, kraftvolle Leute, zu allen Beschwerden abgehärtet, und keine Gefahr scheuend. Erziehung und Sitten, Beispiele, Kleidung und Vorurtheile: alles vereinigte sich, in ihnen das Gefühl der Zaghaftigkeit auszurotten. Mühseligkeiten aller Art, Gefechte und Wunden waren die Uebungen der Kinder, und die Spiele der Jünglinge. Die Furcht war diesen rohen Söhnen der Natur völlig unbekannt, und selbst in den gefahrvollesten Lagen durften sie dieses Wort nicht aussprechen. Auf der See zeigten sie eine Unerschrockenheit, die kein Unfall beugen konnte. Mit kleinen Schiffen, aus ausgehölten Bäumen, oder geflochtenen, mit Häuten überzogenen Kähnen, welche selten mehr als zehen Mann fassen konnten, durchfuhren sie alle Gewässer im Norden, und kamen damit endlich weiter, als wohl jrgend ein europäisches Volk vor ihnen. Weder Untiefen an den Küsten, noch Klippen hielten sie ab. Alle Mündungen der Ströme stunden ihnen offen, und kamen sie an Wasserfälle, so zogen sie die Fahrzeuge darüber, und setzten ihren Weg weiter fort. Festungen und feste Städte trafen sie fast nirgends an; an der Wasserseite war sicherlich alles offen. Achteten sie sich stark genug, so wählten sie eine minderzugängliche Gegend, eine Insel oder dergleichen, verbollwerkten sich hinter ihren Schiffen, und streiften von da in's Land, raubten und plünderten, und schleppten Menschen und Güter nach ihren Schiffen fort.

Die herrliche Beute, die manche dieser Abentheurer von ihren Seezügen mit nach Hause brachten, und der schwache Widerstand, den sie an den Küsten fanden, reitzte immer mehrere, das Gewerbe der Seeräuberey zu treiben, zu dem sie anfangs die Noth gezwungen hatte. Ihre Streifereyen waren vor-

vornemlich auf Kirchen und Klöster gerichtet, weil sie hier edle Metalle beisammen fanden, und dafür von den fremden Kaufleuten desto leichter ihre Nothwendigkeiten erhalten konnten. So wurden die Normänner eine Geisel der Chrtstenheit, und seit dem sechsten christlichen Jahrhunderte litten Deutschland, England, Italien und Frankreich vielfach unter ihren räuberischen Einfällen. Sie stellten sich in einem Lande, dessen Küsten sie einmal gefunden hatten, gewöhnlich alle Jahre ein. Es gab normännische Fürstensöhne, deren ganzes Erbtheil in einer Seeräuberflotte bestund. Solche Fürsten wurden Seekönige genannt, und diese standen sich manchmal besser als die Landkönige, oder die Fürsten, die zu Hause blieben.

Frankreich litt beinahe am meisten unter den Einfällen dieser nordischen Seeräuber. Schon frühe hatten sie daselbst gelandet, und furchtbare Verwüstungen angerichtet. Anfangs waren sie selten mehrere Tausende stark; mancher Zug geschah nur von einigen Hunderten, weil, nach dem eigenen Geständniß der Franzosen, Ein Normann es gewöhnlich mit zehen Franzosen aufnahm. Sie stiegen an den Küsten aus, und drangen von da bis in das Innere des Reichs ein; sie bedeckten mit ihren Fahrzeugen alle schiffbaren Flüsse; nichts konnte ihren Verheerungen Grenzen setzen. Die schwache Regierung wußte keine Maaßregeln zur Vertreibung der ungebetenen Gäste zu treffen, und das arme unbeschützte Volk floh vor ihnen überall. Von allen Seiten bezeichneten Feuer und Schwert die Schritte der wüthenden Zerstörer. Mit der Beute schleppten sie zugleich die jungen Kinder fort, erzogen daraus Seeräuber, und ersetzten dadurch den Verlust, den sie an Mannschaft erlitten hatten. Kaum hatten sie sich

ent-

entfernt, so waren sie schon in größern Haufen wieder da. Jedesmal mußte der Friede, für ungeheure Summen von ihnen erkauft werden, welche zusammen zu bringen, weder Kirchen noch Klöster, noch Geistliche noch sonst jemand geschont wurde; hatte man sich aber durch die drückendsten Auflagen einige Ruhe verschafft, so heischte ein neuer Haufen dieser kühnen Streifer neue Summen. Im Jahre 843 bemächtigten sie sich der Stadt Nantes, mordeten, plünderten und verwüsteten hier auf die fürchterlichste Weise, und überwinterten sogar auf einer Insel an der französischen Küste. Im folgenden Jahre kamen sie auf der Garonne herauf bis nach Toulouse. Im Jahr 845 liefen sie mit 120 Fahrzeugen in die Seine ein, verwüsteten alles an beiden Ufern, kamen ohne Widerstand bis nach Paris, und steckten es in Brand. Während die Hauptstadt ein Raub der Flammen wurde, hielt sich der elende König von Frankreich, Karl der Kahle, in St. Denis eingeschlossen, und war auf die Rettung der Reliquien einiger kanonisirten Mönche bedacht. Anstatt zu fechten, erkaufte er den Frieden von den Normännern, das heißt, er machte ihnen Lust, und gab ihnen Mittel in die Hände, den Krieg wieder anzufangen, welches sie auch bald thaten. Alle Jahre fielen die wilden Seefahrer ins französische Gebiet ein, streiften mehrmals bis nach Tours und Orleans hervor, und plünderten und verwüsteten, wo sie hinkamen. Bei der damaligen Kriegsverfassung und bei dem gänzlichen Mangel an Flotten, war es nicht möglich, das kühne Räubervolk von den französischen Küsten zurückzuhalten. Wenn ein Schwarm mit dem Raube abgezogen war, so kam immer ein anderer, stärkerer wieder.

Die fürchterlichste Geißel Frankreichs war der nor-

normännische Heerführer Rollo oder Rolf. Nachdem er viele Jahre lang ein Schrecken der englischen und deutschen Küsten gewesen war, segelte er die Seine herauf, nahm Rouen ein, befestigte es, und machte es gleichsam zum Mittelpunkt seiner künftigen Herrschaft. Von hier aus plünderte und verwüstete er die französischen Landschaften auf die wildeste Weise, schlug alle gegen ihn ausgesandten Heere in die Flucht, und breitete sich immer weiter aus. Die Stimme des Volks, dessen Waffen ihm nicht zu widerstehen vermochten, nöthigte den König Karl den Einfältigen eben so wohl, als seine eigene Sicherheit, mit den Normännern in Unterhandlungen zu treten. Hierbei wurde vorzüglich der Erzbischof Franco von Rouen gebraucht, der sich bei Rollo in besonderes Vertrauen gesetzt hatte. Der König ließ dem normännischen Heerführer seine reitzende Tochter Gisla zur Ehe, und die Provinz Neustrien zum Brautschatz anbieten, wofern er den christlichen Glauben annehmen, und die königliche Landeshoheit anerkennen würde.

Rollo war nicht abgeneigt, einen Vergleich einzugehen, der ihm so sichtbare Vortheile gewährte. Er pflog mit seinen Soldaten Rath, und da diese es, wie die Herren in der Uniform nicht selten thun, mit der Religion so genau nicht nahmen, so kam der Vergleich im J. 912 zu St. Clair an der Epte zu Stande. Rollo erhielt, als Erblehen, das ganze Stück von Neustrien, das von den Normännern den Namen der Normandie bekam, mit dem Titel eines Herzogthums; er wollte die Prinzessinn Gisla heurathen, und sich taufen lassen, doch nur unter der Bedingung, daß die Provinz Bretagne ihm ebenfalls sollte eingeräumt werden, bis Neustrien wieder angebaut wäre, denn das war durch die Einfälle seiner

ner Landsleute gänzlich öde geworden. Auch dieß ward ihm bewilligt.

Als alle Punkte des Vertrags berichtiget waren, kam Rollo zum Könige Karl ins Lager, um ihm zu huldigen, freilich aber mehr als Eroberer, als in der Qualität eines Vasallen. Nachdem die Huldigungsceremonie zu Ende gieng, und Rollo, nach damaliger Gewonheit, niederknieen, und den Huldigungseid leisten sollte, rief er: „Ne se bi Goth; (Nein, bei Gott nicht!) " Auf keine Weise war er zu bewegen, sein Knie zu beugen, und dem Könige den Fuß zu küssen; erst nach langem Zureden brachte man ihn dahin, daß er einen seiner Officiere dieses Kompliment für sich verrichten ließ. Die Normänner waren, wie es scheint, alle schlechte Hofleute; denn der Officier, der Rollo's Stelle vertreten sollte, und der einen so unkriegerischen Fürsten, als Karl war, verachtete, ergriff seine allereinfältigste Majestät bei dem Fuß, und warf sie, indem er sich stellte, als wolle er den Fuß, um ihn zu küssen, an den Mund bringen, mit sammt dem Stuhle, in Gegenwart des ganzen Hofes, über den Haufen. Diese grobe Beleidigung, die ein allgemeines Gelächter erregte, mußte man als einen ohngefähren Zufall hingehen lassen, weil die Franzosen nicht im Stande waren sich zu rächen.

Rollo nahm bald darauf die christliche Religion an, und erhielt bei seiner Taufe den Namen Robert. Seinem Beispiele folgten die meisten seiner Leute; fast alle normännischen Befehlshaber und Gemeine ließen sich taufen. Der neue Herzog Robert, damals schon sechzig Jahre alt, heurathete nun die vierzehnjährige reitzende Prinzessin Gisla, und diese Vermählung diente dazu, das Friedensband zwischen beiden Nationen enger zu knüpfen.

2.

Wilhelm als Herzog von der Normandie.

Die Normandie, welche von Seeräubern diesen Namen erhielt, wurde unter den neuen Herzogen reich und blühend. Die Normänner hörten nun auf, Frankreich zu plagen, und zu verwüsten; Rollo, der Stifter des neuen Staats, wurde aus einem Soldaten ein Regent, und bewies, daß er sich so gut auf die Künste des Friedens als des Krieges verstand. Da er wohl wußte, daß ein Fürst immer um so mächtiger ist, je größer die Zahl seiner Unterthanen sey, so lud er von allen Seiten den besten Theil der herumschweifenden Normänner ein, sich in seinen Staaten niederzulassen. Er ermunterte Ackerbau und Nahrungsfleiß, bestrafte Diebstähle und Gewaltthätigkeiten sehr hart, und war überhaupt in Verwaltung der Gerechtigkeit unerbittlich streng, weil er wohl einsah, daß, ohne sie, sein zum Rauben gewöhntes Volk wieder in seine alten Ausschweifungen verfallen würde. Er gewöhnte seine Unterthanen allmählich an feinere Sitten, brachte ihnen durch die Bequemlichkeiten des Lebens Geschmack an den Annehmlichkeiten der Gesellschaft, und durch die wohlthätigen Folgen einer guten Justitzpflege, Liebe zur Gerechtigkeit bei. Die öffentliche Sicherheit befestigte er dergestalt, daß goldene Armbänder drei Jahre lang an einer Eiche hiengen, ohne daß es jemanden einfiel, sie wegzunehmen. Die zerstörten Kirchen ließ er wieder aufbauen, und die Städte setzte er in bessern Vertheidigungszustand. So wurde die Normandie in kurzer Zeit nicht nur sehr bevölkert und angebaut, sondern auch ihre Bewohner waren den Gesetzen gehorsam, und hatten vortreffliche Sitten.

Aus einer Räuberbande ward ein gesittetes Volk, und aus ihrem Anführer der weiseste und geschickteste Gesetzgeber seiner Zeit.

Unter Rollo's Nachfolgern ist der berühmteste: Wilhelm, mit dem Beinamen der Eroberer, früher der Bastard genannt. Er war nemlich der einzige aber uneheliche Sohn des Herzogs Robert von der Normandie, den er mit der Tochter eines Kirschners von Falaise erzeugt hatte, und daselbst 1027 gebohren. Kaum hatte Wilhelm sein achtes Jahr erreicht, als sein Vater, der mit großem Ruhme regierte, den sonderbaren Einfall hatte, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu machen, entweder aus Reisesucht, oder um einem gewissen Triebe zu folgen, der gerade damals sehr Viele nach diesem weit entlegenen Lande gleichsam mit Gewalt hinzog. Man betrachtete nemlich diese Reise als das sicherste Mittel, alle Sünden, ja sogar die abscheulichsten Verbrechen, abzubüßen.

Herzog Robert ließ vor seiner Abreise den Adel zusammen kommen, benachrichtigte denselben von seinen frommen Absichten, von der Länge des Weges, von den Gefahren, denen er sich dabei aussetzte, und verpflichtete die Versammelten, seinem Sohne Wilhelm, den er zärtlich liebte, und den er, da er keine rechtmäßigen Kinder hatte, zu seinem Nachfolger erwählte, den Eid der Treue zu schwören. Niemand wagte es, dem Herzoge zu widerstreben, und viele gelobten, was sie zu halten keineswegs gesonnen waren. Die Vormundschaft über den Prinzen übertrug der Herzog hierauf den beiden Personen, auf welche er das größte Vertrauen setzte: dem Könige Heinrich dem Ersten von Frankreich, und dem Herzoge Alan von Bretagne. Aber alle diese Vorsicht konnte doch eine Menge von Unfällen

nicht

nicht verhüten. Wäre Robert, dem es keineswegs an Klugheit fehlte, nicht durch den Aberglauben verblendet gewesen, so hätte er gewiß die Unordnungen vorausgesehen, welche der unruhige Geist des Adels, die uneheliche Geburt des Prinzen, nebst den Ansprüchen der übrigen Zweige der herzoglichen Familie, nothwendig hervorbringen mußte.

Robert starb, wie er es geahnet hatte, im Jahr 1035 auf seiner Wallfahrt zu Nicäa in Bithynien, und hinterließ seinen Sohn als den Erben — mehr seiner Wünsche, als seiner Länder. Der zügellose Adel, den nun kein Zaum der höchsten Gewalt mehr in Ordnung hielt, fieng unaufhörlich Privatfehden an, und machte das ganze Herzogthum zu einem Schauplatze des Mordes und der Verheerung. Der Herzog Alan von Bretagne versuchte zwar, die Partheyen mit einander auszusöhnen; er wurde aber so übel empfangen, daß er schnell wieder nach Hause gieng. Da er bald darauf plötzlich starb, so vermuthet man nicht ohne Grund, daß ihm Gift beigebracht worden sey. Nun traten verschiedene Prätendenten auf, die sich die Erbfolge zueignen wollten. Die meisten Glieder der herzoglichen Familie erklärten laut, daß sie nimmermehr dem Sohn einer Beischläferinn gehorchen wollten. Jeder suchte seine nähern Ansprüche geltend zu machen, und bekämpfte seine Gegner mit seinen Anhängern. Die Fahne des Aufruhrs wehte durch das ganze Herzogthum, und überall floß Blut. Diese Unruhen suchte sich der König Heinrich von Frankreich zu Nutzen zu machen, um eine Provinz wieder mit der Krone zu vereinigen, die er mit Verdruß im Besitz der nordischen Fremdlinge sah. Uneingedenk der Verbindlichkeiten, die er dem verstorbenen Herzoge hatte, und der übernommenen Verpflichtungen, fiel er mehrmals

mit

mit bewafneter Macht in die Normandie ein, wurde aber jedesmal von den tapfern Einwohnern verjagt. Kaum war aber der gemeinschaftliche Feind vertrieben, so brachen die innerlichen Gährungen von neuem aus.

Prinz Wilhelm hatte unter diesen Unruhen das achtzehente Jahr erreicht, und ergrief nun selbst das Ruder der Regierung. Unter einem so jungen unerfahrnen Fürsten, glaubte der Factionsgeist von neuem sein Haupt ungestraft erheben zu können. Der erste, welcher die Fahne der Empörung aufpflanzte, war ein gewisser Guido oder Veit, der sich Herzog von Burgund nannte. Er brachte viele normännische Edle auf seine Seite, warb insgeheim Truppen, und hoffte sich auf Wilhelms Thron zu schwingen, sobald er diesen meuchelmörderisch ermordet hätte. Die Gelegenheit schien erwünscht, denn der junge Herzog hielt sich ohne alles Mißtrauen, und mit einer schwachen Begleitung, zu Valogne auf. Aber das Komplott wurde durch einen Hofnarren, der sich wahnsinnig stellte, und vor dem sich einige Verschworne zu wenig in Acht genommen hatten, entdeckt. In derselben Nacht, die zur Ausführung bestimmt war, eilte er in das Zimmer, in welchem der Herzog schlief, weckte ihn hastig auf, und meldete ihm den unvermeidlichen Tod, wenn er nicht augenblicklich die Flucht ergriefe. Betroffen über diese unerwartete Botschaft, eilte der Herzog halb nackend aus dem Schlosse, und entgieng unter dem Schutze der Finsterniß den Dolchen seiner Mörder. Er eilte in seine Residenz Rouen, und versammelte alle seine Unterthanen, die ihm treu geblieben waren. Da er sich aber zum offenen Kampfe zu schwach fühlte, nahm er seine Zuflucht zum französischen Hofe, an dem er die ersten Jahre seiner Jugend zugebracht hatte.

König

König Heinrich hatte jetzt doch Mitleiden mit dem Verfolgten, nahm ihn in Schutz, und rückte mit einem Heere von drei tausend Mann in die Normandie ein. Die rebellischen Normänner verließen sich auf ihre, aus zwanzig tausend Kriegern bestehende Armee, verachteten den gegen sie anrückenden kleinen Haufen, und boten ihm mit stolzem Vertrauen auf ihre Kräfte eine Schlacht an. Sie konnten aber Heinrichs heftigen Angriff nicht aushalten; er jagte sie in die Flucht, verfolgte seinen Sieg mit Schnelligkeit, und setzte den natürlichen Prinzen in sein Reich ein. Die Rebellen wagten es nun nicht weiter, sich zu einem neuen Angriffe zu sammeln, sie mußten die Flucht ergreifen, und Veit wurde aller seiner Würden und Ländereyen beraubt.

Kaum war die Ruhe hergestellt, so trat schon wieder ein neuer Prätendent auf. Dieß war Wilhelm von Arques, Graf von Tello, ein Sohn Herzog Richards des Zweiten von der Normandie, aus dessen zweiter Ehe. Er gründete seinen Anspruch auf seine rechtmäßige Geburt, und die unächte Wilhelms. Sobald dieser von des Grafen heimlichen Rüstungen Nachricht erhielt, foderte er die persönliche Huldigung von ihm; der Graf erklärte aber nunmehr öffentlich, daß er den Herzog nicht für seinen Oberherrn erkenne. Er setzte seine Rüstungen fort, und ließ unter andern auf dem Berge bei Arques ein sehr festes Schloß aufführen. Doch Wilhelm besiegte auch diesen Feind, und der Graf mußte die Normandie räumen.

Die Tapferkeit und Klugheit, welche der Herzog bei dieser und andern Unternehmungen seiner Feinde entwickelte, so wie seine Mäßigung nach erlangtem Siege, vernichteten doch allmählig die Vorurtheile, welche die Normänner gegen ihn gefaßt

hat-

hatten. Ihr Vertrauen gewann er aber vornemlich durch den Nachdruck, womit er der Hab- und Plünderungssucht des niedern Adels Grenzen setzte, dessen Räubereien für das Landvolk eine fürchterliche Geisel waren, und durch die strenge Gerechtigkeit, die er gegen Hohe und Niedere ausübte. Nach dem Beispiel mehrerer anderer Fürsten führte er in seinen Staaten den sogenannten Gottesfrieden ein. Dieser machte es dem gesammten Volke zur Pflicht, sich von Mittwoch Abend bis Montag Morgen aller Streitigkeiten zu enthalten. Während dieser heiligen Zeit war alle Gewaltthätigkeit und Rache untersagt.

Wilhelm durfte indessen nie die Waffen aus der Hand legen; immer brachen neue Fehden zwischen ihm und seinen Nachbarn aus. Seine erbittertsten Feinde waren die Grafen von Anjou und von Maine, denen selbst der König von Frankreich beistund, der es für bedenklich hielt, wenn sich der Herzog auf Kosten der Grafen vergrößerte. Jeder Angriff, der auf Wilhelm geschah, gab ihm aber jedesmal Gelegenheit, seine seltenen militairischen Talente in einem glänzenderen Lichte zu zeigen, und selbst die List verschaffte manchmal seinen Waffen den Sieg. Dieß war unter andern der Fall im Jahr 1054, da zwey französische Armeen auf einmal in die Normandie einfielen, die eine bei dem kleinen Fluße Epte, die andere bei der Seine. Während Wilhelm mit dem Kern seiner Leute sich dem letztern Heere, bei dem sich König Heinrich selbst befand, in Weg stellte, wurde ihm einst vor Tages Anbruch gemeldet, seine Truppen hätten über die erste Armee einen vollständigen Sieg erfochten. Wilhelm wußte, daß dieß dem Könige noch unbekannt war. Sogleich befahl er einigen Soldaten, welche vorzüglich rauhe und

starke

starke Stimmen hatten, sich unvermerkt im Dunkel der Nacht dem Lager des Königs zu nähern, und aus allen Kräften zu rufen: „Holla, steht auf, ihr schlaft allzulange, geht und begrabt eure Todten, die zu Mortemir erschlagen worden sind.“ Diese Niederlage und die sonderbare Art, wie sie bekannt wurde, verbreitete einen solchen Schrecken unter die Truppen des Königs, daß er augenblicklich die Flucht ergrief.

Seitdem hatte Wilhelm Ruhe. Immer furchtbarer ward er seinen Feinden, und er hätte vielleicht sein Volk in Ruhe regiert, wenn nicht in dem benachbarten England sich Ereignisse ergeben hätten, die seinen Ehrgeitz reitzten, und ihm Gelegenheit verschafften, die englische Krone auf sein Haupt zu setzen.

3.

Blicke auf die Geschichte Englands bis zu Herzog Wilhelms Zeiten.

Kein anderes Land von so kleinem Umfange, als die Insel Britannien, hat so viele Jahrhunderte hindurch und so anhaltend die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen. Schon im grauen Alterthume wurde Britannien von den Phöniciern und Karthaginensern, wegen seines Zinnes und anderer Produkte, besucht. Die Römer hatten während ihrer mächtigen Bemühungen, die Herrschaft der Welt an sich zu reissen, auch den südlichen Theil von Britannien, nicht ohne einen ungeheuren Aufwand von Blut und Schätzen, erobert; und diese Besitzung schien ihnen so wichtig, daß sie zur Deckung derselben ein wohlgeübtes Heer und eine bedeutende Seemacht daselbst unterhielten. Sie fanden die Nation

in eine Menge von Völkerschaften zerstückelt, welche im Grunde unter einem Pfaffenregiment stunden. Dieses waren die Druiden. Als Lehrer und Richter des Volks sprachen sie über Leben und Tod, opferten Menschen, und, indem sie die Lehre von der Seelenwanderung annahmen, befestigten sie ihre Regierung durch angedrohte und geglaubte Strafen im künftigen Leben. Da ihr Ansehen auf Unwissenheit gegründet war, so verboten sie auf's strengste, die geheimnißvollen Sätze ihrer Religion schriftlich aufzubewahren. Eine Menge dieser Druiden wurde von den Römern in die Scheiterhaufen geworfen, welche jene für ihre Kriegsgefangenen angezündet hatten. Denkmale von ihren Versammlungsörtern, ungeheure Steinmassen, finden sich jetzt noch auf den brittischen Inseln.

Gegen dreihundert Jahre hatte die römische Herrschaft gedauert, als germanische Völker von allen Seiten her auf den Mittelpunkt des schwankenden römischen Reichs losstürzten. Da gab Kaiser Honorius sein Recht auf Britannien freiwillig auf, und im Jahr 426 zog der letzte römische Adler aus dem Lande. Nun war freier Spielraum für die Nordbritten, die Picten oder Plünderer, für die Wilden aus Irland herüber, Scoten genannt, und für die Seeräuber, die von den deutschen Küsten kamen. Die Noth der hülflosen unkriegerischen Südbritten wurde groß, und das letzte Mittel der Verzweiflung, auf das endlich einer ihrer Heerführer, Vortiger, verfiel, eine Parthie dieser Feinde gegen die übrigen Feinde zu brauchen, vollendete den Ruin derselben.

Eine kleine Bande sächsischer Seeräuber, deren Anführer Hengst und Horst geheissen haben sollen, that erst treffliche Dienste gegen die Nordbritten,

allein

allein bald gefiel das schöne Land ihnen selbst, mehrere Schwärme folgten nach, und nach den blutigsten, verheerendsten Kriegen wurden endlich die seeräuberischen Horden völlig Meister vom Lande, bis auf Wallis und Cornwall, wo die Reste der freien Britten in den Gebirgen Sicherheit fanden. In dem Zeitraume vom Jahre 457 bis 582 errichteten die Sachsen sieben Königreiche, die einander gegenseitig bekriegten, bis es endlich einem dieser Könige, Egbert, im Jahr 827 gelang, alle sieben Königreiche in einen Staat zu vereinigen, dem er, zum Unterschied von dem Brittenstaate in Wallis und Cornwall, den Namen England gab.

König Egbert war ein Fürst von großen Talenten und ausgebreiteter Erfahrung. Er hatte bei der Armee Karls des Großen, der ihn ungemein hochschätzte, eine der ersten Befehlshaberstellen bekleidet, und gegen die Normänner und andere Feinde des Kaiserthums mit vielem Glücke gefochten. Nach seiner Rückkunft in Britanien hatte er mannigfaltige Kriege zu führen, ehe er die Alleinherrschaft erlangte; da er aber der einzige übergebliebene Abkömmling von Hengst und Horst war, welche die Sachsen zuerst auf die Insel geführt hatten, so huldigte ihm das Volk mit der größten Bereitwilligkeit, als einem Fürsten, der die Herrschaft eben so sehr durch seine Geburt, als wegen seiner Talente verdiente. Die Vereinigung aller sächsischen Königreiche unter Einen kräftigen Regenten, schien die innere Ruhe zu sichern, und von einem auswärtigen Feinde hatten die Sachsen, wegen ihrer isolirten Lage, und wegen ihrer Macht, wenig Ursache etwas zu befürchten. Egbert schmeichelte sich also mit dem Genuß des Friedens und der Sicherheit, während ein

Feind im Anzuge war, der seinen Thron umzustürzen drohte.

Ehe man sich's versah, kamen ganze Schwärme nordische Seeräuber, vornemlich Dänen, nicht blos als Räuber, wie sie sonst schon erschienen waren, sondern um Eroberungen zu machen, mit großen Flotten und Heeren. Sie blieben auch den Winter über in England sitzen, anfangs in waldigten, unzugänglichen Wüsten, dann aber in bequemeren Gegenden, wo sie ihre Wohnungen u. Schiffplätze mit Graben, Wällen und Verhacken befestigten, ihre Weiber, Kinder, Vorräthe, Gefangene und Beute aufbewahrten, und auf den Nothfall selbst Zuflucht fanden.

Egbert, der allein im Stande war, den nordischen Verwüstern Einhalt zu thun, starb zu frühe, und schon einer seiner nächsten Nachfolger mußte ihnen einen jährlichen Tribut bezahlen. Das diente indessen höchstens dazu, einen Schwarm der Seeabentheurer von der englischen Küste abzuhalten, nicht aber die übrigen, die an dem Tribute keinen Theil hatten. Selbst Alfred der Große, ein Fürst der weit über sein Zeitalter erhoben war, mußte 875 den Normännern weichen, und in der Flucht und Verkleidung seine Rettung suchen. Aber bald erschien er wieder, schlug die Feinde, reinigte das ganze Land von ihnen, und sicherte seine Küsten gegen sie durch Wachtschiffe, wodurch er ihren Einfällen und Zerstörungen die Richtung nach Frankreich gab.

Unter Alfreds weiser und kraftvoller Regierung erholte sich die Insel von ihrem langen Elende. Die eingeäscherten Städte, Flecken und Dörfer, Kirchen und Klöster wurden wieder aufgebaut, die sächsischen Gesetze revidirt und dem damaligen Zustande des Landes gemäß vermehrt, die Erziehung des Volks

und

und selbst gelehrte Studien, in denen der König mit seinem eigenen Beispiele vorangieng, befördert, und die ersten Anlagen zu allem dem gemacht, was zum bessern Gedeihen der Bewohner nöthig schien. Leider hatte aber der gute Anfang keinen Fortgang. Nach Alfred's Tode verlor England von Tag zu Tage die Früchte seiner bewundernswürdigen Einrichtungen, die Insel ward wieder ein Schauplatz dänischer Zerstörungen, und, um das Uebel voll zu machen, eines Mönchsunfugs, den besonders der Mönchsfürst Dunstan mit dem größten Ungestümm trieb, indem er durch die gewaltsame Einführung des Cölibats, durch die Anhäufung der Klöster und der Klosterbrüder, nach allerlei neuen Klassen und Ordnungen, und durch andere Verfügungen eine wahre Mönchsdespotie gründete, deren Opfer selbst das häusliche Glück der Könige von England war.

Die Dänen setzten ihre zerstörenden Einfälle fort, und im Jahr 1013 eroberte der tapfere König Swen von Dänemark ganz England, durch einen harten zerstörenden Kampf, den besonders die Kreutzpredigten der Geistlichen so mörderisch machten. Der Tod ließ ihn zwar nicht zum Genuß seiner schweren Eroberung kommen, beförderte aber seinen Sohn Kanut auf den Thron, der wohl besser als sein Vater die schwere Kunst verstand, zwei durch Antipathie getrennte Völker (Dänen und Sachsen) an einander zu gewöhnen und der Vereinigung näher zu bringen, wodurch er mit Recht den Namen des Großen verdiente. Nur die Uneinigkeit seiner Söhne und ihr früher Tod verhinderte die Vereinigung an ihrer rechten Konsistenz, und die dänische Herrschaft hatte nach vier und zwanzig Jahren ein Ende.

Voll Jubel rief die Nation in Eduard dem Bekenner ihren frühern sächsischen Regentenstamm

 auf

auf den Thron. Diese Revolution geschah ohne Blutvergießen, und die sanfte und billige Regierung Eduards machte die Dänen sowohl als die Engländer mit seinem Scepter so zufrieden, daß der Unterschied zwischen beiden Nationen endlich ganz verschwand. Allein die Engländer schmeichelten sich vergebens, daß sie nun auf immer von fremden Herren befreit seyn würden: in kurzer Zeit wurden sie inne, daß das Uebel mehr unterbrochen, als gehoben sey.

Eduard war in der Normandie erzogen worden, er hatte daselbst viele Verbindungen, und behielt zeitlebens eine besondere Vorliebe für das Land, in welchem er seine Jugend verlebt hatte. Sein Hof hatte ganz die Farbe des Hofes von Rouen; Sprache und Sitten der Normandie wurden in London nachgeahmt, und der Hof war mit Normännern angefüllt, die der König mit Wohlthaten überhäufte, und die bei den Versammlungen der Nation großen Einfluß hatten. Eduard war mit einer jungen schönen Frau vermählt, er hatte aber das unüberlegte Gelübde der unverletzten Keuschheit gethan, weswegen sein Ehebette unfruchtbar blieb, wofür ihm aber auch die Mönche den Namen eines Heiligen und des Bekenners gaben. Er selber wünschte seine Krone an den jungen kraftvollen Herzog Wilhelm von der Normandie vererben zu können, der von seiner Seite das Verlangen nach derselben keineswegs verbarg, und unter anderm auch dem Könige einen sehr freundschaftlichen Besuch in London machte.

Indessen wurden die Engländer, besonders Graf Goodwin, der mächtigste unter den Großen des Reichs, der einst seinen Sohn auf den Thron zu setzen hoffte, und mit dessen Tochter Editha der König vermählt war, eifersüchtig über die Vorzüge, die

man

man bei allen Veranlassungen den Ausländern verstattete. Er brachte eine Armee zusammen, und fieng einen öffentlichen Aufstand an. Die Rebellen wurden aber gedemüthigt; Goodwins und seines Sohnes reiche Besitzungen unterlagen der Confiskation, und beide mußten außer Landes fliehen. Aber sie kamen bald wieder, und der König sah sich genöthiget, einen Vergleich mit ihnen einzugehen, worinn er unter andern versprach, alle Ausländer zu entlassen.

Graf Goodwin starb nicht lange nach diesem Vergleiche an der Tafel des Königs. Nunmehr aber trat sein Sohn Harold, der Erbe der väterlichen Würden und Ländereyen, auf, und suchte seinen Anhang zu verstärken. Bei allem Stolze seines Vaters übertraf er ihn an Geschicklichkeit und an der Kunst sich einzuschmeicheln; er besaß den Ruhm der Tapferkeit und die Liebe seiner Landsleute, und überdieß stund beinahe ganz England entweder unter ihm oder unter seinen Freunden. Alles dieses ließ ihn nicht zweifeln, daß er nach des Königs Tod den Thron besteigen würde. Eduard war aber zu sehr gegen Harold eingenommen, als daß er dessen Ansprüche hätte unterstützen sollen, und doch war er auch zu unentschlossen, um etwas Entscheidendes für den Herzog Wilhelm von der Normandie zu thun, dem er im Herzen ergeben war. Er starb daher im Jahr 1066 ohne einen Thronfolger zu ernennen, von Alter und Schwachheit gedrückt, und mehr mit der Sorge beschäftiget, daß er ein himmlisches Erbe erlangen, als daß er, sein irdisches in würdige Hände bringen möchte.

Graf Harold bestieg sogleich nach des Königs Tode den erledigten Thron, und nahm seine Maaßregeln mit so vieler Klugheit, daß dieser Schritt so

wenig

wenig Widerstand und Unruhen erregte, als wenn er ihn mit dem ausgemachtesten Rechte gethan hätte. Der Erzbischof von York krönte ihn gleich nach Eduards Tode unter allgemeinem Zujauchzen des Volks. Niemand dachte weder an ein Erbrecht, das die Krone einem Andern zusagte, noch an die Ansprüche des Herzogs von der Normandie. Die ganze Nation schien mit der Freude, dem neuen König zu huldigen, überflüssig beschäftiget zu seyn.

4.

Normännische Landung in England.

Als der Herzog Wilhelm von der Normandie die erste Nachricht von den Intriken und von der Thronbesteigung Harolds erhielt, gerieth er in den heftigsten Zorn. Schon lange hatte der Ehrgeitzige seine Blicke auf Englands Krone gerichtet. Er gründete seine Ansprüche auf dieselbe auf ein wirkliches oder vorgegebenes Testament, welches der König Eduard zu seinem Besten gemacht habe. Nächstdem stützte er sich auf einen Eid, den Harold einst, als er an der französischen Küste Schiffbruch litt, und vom Grafen von Ponthieu gefangen gehalten wurde, um wieder in Freiheit gesetzt zu werden, ihm hatte schwören müssen, daß er nie nach der Krone streben, sondern vielmehr Wilhelms Ansprüche unterstützen wolle.

Harold hatte bereits durch die That erklärt, daß er die Krone mit Recht zu besitzen glaubte. Als ihn daher eine normännische Gesandtschaft auffoderte, dieselbe niederzulegen, und ihn an sein früheres Versprechen und an seinen Eid erinnerte, erwiederte er: ein durch Furcht abgedrungener Eid sey

nicht

nicht verbindlich. Dabei behauptete er, und das mit mehrerem Rechte, daß bei einem Volke, welches den Werth der Freiheit kenne, die Krone nicht geradezu erblich sey, und daß er also, weil das Volk ihn gewählt habe, allein gegründete Rechte auf die Krone besitze. Er sey daher, sagte er den Gesandten, fest entschlossen, die Freiheit, deren Beschützung die Nation ihm anvertraut habe, zu vertheidigen, und er werde die Krone nicht anders, als mit seinem Leben abtreten.

Wilhelm hatte keine andere Antwort erwartet. Er kannte Harolds Tapferkeit, und die Kräfte der englischen Nation; aber er hörte nur die Stimme seines Ehrgeitzes und seines Muthes, und rüstete sich zu einer Landung in England. Eben die Kühnheit seines Unternehmens, hoffte er, sollte den Feind außer Fassung bringen, und zugleich seine Soldaten dahin vermögen, daß sie theils aus Verzweiflung, theils aus Begierde, den Ruhm ihrer Landsleute nicht sinken zu lassen, ihr möglichstes thäten. Denn die Normänner fiengen um jene Zeit wieder an, durch die allerkühnsten Züge ihren Namen so furchtbar als ehedem zu machen. Nach vielen blutigen Fehden lag jetzt eine solche Waffenruhe auf der Normandie, daß Wilhelm ohne Gefahr die Kräfte derselben zu einer Unternehmung nach außen verwenden konnte, unterdeß Harold durch Zwiespalt in seiner eigenen Familie beunruhiget wurde, und der Geist der Empörung hie und da in seinem Reiche tobend aufschlug. Wilhelms Kriegsruhm war gewaltig, sein Geist nur durch ungewönliche Thaten beschäftiget, sein Heer schlug sich mit Feuer, war gewandt und kriegserfahren. Zu einer Zeit, wo das Ritterwesen aufblühte, und ein Geist der Abentheuer viele Nationen Europas durchdrang, waren die Normänner dasjenige

jenige Volk, welches sich des höchsten ritterlichen Ruhmes erfreute. Der Mittelpunkt dieses Glanzes war der Hof in der Normandie, und Wilhelm stralte als Fürst desselben in der schönsten Zeit des männlichen Alters. Die Begierde, sich Kriegsruhm zu erwerben, zog daher die berühmtesten Krieger an seinen Hof, wo sie mit der, dieses kraftvolle Heldenzeitalter auszeichnenden Höflichkeit und Gastfreiheit aufgenommen wurden.

Sobald sich das Gerücht von dem projektirten Einfalle in England verbreitete, geriethen die Köpfe aller Ritter in der Nähe und Ferne in Gährung. Je größer und gefährlicher die Unternehmung war, um desto mehr schmeichelte sie den Sitten und dem Geschmacke der Zeit. Von allen Seiten strömten kühne Krieger herzu, um unter Wilhelms Anführung sich berühmt zu machen, oder um den schon erhaltenen Ruhm durch neue Heldenthaten zu vermehren. Das normännische Heer bestund also im Grunde aus dem Kern aller Krieger Europas. Selbst französische Herren, z. B. die Grafen von Anjou und Flandern, unbesorgt wegen der Zukunft, munterten ihre Unterthanen auf, diesem Feldzuge beizuwohnen, und auch der französische Hof sah es nicht ungerne, wenn sich der unternehmende Adel zu der Fahne des Herzogs von der Normandie begab. Deutschland war den Normännern so günstig, daß Kaiser Heinrich der Vierte nicht blos allen seinen Vasallen Erlaubniß gab, an dieser Unternehmung, welche die Blicke von ganz Europa auf sich zog, Theil zu nehmen, sondern auch der Normandie während der Abwesenheit ihres Herzogs seinen Schutz versprach. Dieses Versprechen des Kaisers setzte Wilhelm in den Stand, seine ganze Macht gegen England gebrauchen zu können.

Als

Als ein kluger Staatsmann wußte Wilhelm auch den Pabst Alexander den Zweiten in sein Interesse zu ziehen, der damals über alle Krieger viel vermochte. Er hatte ihn zum Richter über die Gerechtigkeit seiner Ansprüche auf die englische Krone gemacht. Der Pabst, dem dieses schmeichelhafte Kompliment sehr behagte, und der sich gern zum Schiedsrichter der Fürsten aufwerfen wollte, konnte mit Grund hoffen, daß die Normänner, wenn ihre Unternehmung gelänge, in England mehr Achtung gegen den heiligen Stuhl einführen würden, als bis dahin statt gefunden hatte. Er erklärte sich daher geradezu für Wilhelms Parthey, nannte Harolden einen Usurpator und Meineidigen, und that ihn mit allen seinen Anhängern in den Bann. Um den Muth der Normänner zu erhöhen, schickte der Pabst ihrem Herzoge eine geweihte Fahne und einen Ring, worinn ein Haar des heiligen Petrus gefaßt war. So wurde die Herschsucht und Gewaltthätigkeit des Eroberers mit dem breiten Mantel der Religion bedeckt.

Wenn das Heer der Normandie an Kriegskunst und geübter Tapferkeit die Landmacht des englischen Königs weit übertraf, so deckte dieser dagegen die Küsten durch eine Flotte, welche den erbärmlichen Schiffen des Feindes den Untergang drohte. Aber eine Diversion, welche der englischen Macht im Norden des Landes gemacht wurde, entschied für die glückliche Ueberfahrt des Herzogs.

Harold hatte einen Bruder, Namens Tosti, der ihm die Krone Englands streitig zu machen suchte. Kaum hatte er in Flandern, wo er seit einiger Zeit lebte, von Harolds Krönung Nachricht erhalten, so verband er sich mit dem Könige Halfager von Norwegen, der ebenfalls Ansprüche auf England machte, zu einer feindlichen Landung. Tosti hatte

in

in den flandrischen Häfen gegen sechzig Schiffe zusammen gebracht, mit welchen er zu Halfagers Flotte stieß, die dreihundert Segel hatte. Beide vereinigte Flotten liefen in den Humber ein, und setzten ihre Truppen an das Land, die alsbald eine greuliche Verwüstung anrichteten. Das Gerücht von ihrer Ankunft verbreitete sich im ganzen Reiche. Harold zog den Feinden entgegen, und zwar mit so vieler Schnelligkeit und so vielem Muthe, daß es schien, als schätze er sich glücklich, der Nation beweisen zu können, wie sehr er der Krone, welche die Liebe des Volks ihm zugewandt hatte, würdig sey. Als er in die Nähe des Feindes gekommen war, ritt er selbst gepanzert zu dem norwegischen Heere, und bot seinem Bruder, der ihn nicht kannte, den Frieden, ganz Northumberland und ein Drittheil von England an. Dieser aber fragte: was denn der norwegische König für seine Ansprüche bekommen sollte? „Sieben Fuß Erde, antwortete der englische König, und außerdem noch so viel als er größer ist.“ Denn Halfager war von rießenmäsiger Länge. Es kam zu einer Schlacht, in der die Engländer den entscheidendsten Sieg erfochten. Sogar die beiden Anführer, Tosti und Halfager wurden getödtet, und die ganze Flotte erobert.

Die Sieger hatten nicht lange Zeit sich zu freuen, denn eben lief die Nachricht ein, daß eine große normännische Flotte an der südlichen Küste von England gelandet sey. Während des Kampfes im Norden war die Aufmerksamkeit vom Süden abgelenkt worden, selbst die englische Flotte hatte sich zerstreut, wodurch natürlich den Normännern die Landung erleichtert wurde.

Der Herzog von der Normandie hatte eine Flotte von ungefehr dreitausend großen und kleinen

Fahr-

Fahrzeugen, und eine Armee von fünfzig bis sechzig tausend Mann zusammen gebracht. Seine schwere Reiterey, dergleichen den Engländern fehlte, und seine Bogenschützen zu Fuß waren vortrefflich. Die Schiffe hingegen waren meist kleine Kähne zum Ueberführen. Die ganze Flotte wurde an Stricken von den Arbeitern ins Wasser gezogen: mit halbem Leibe ragten die Pferde über das Schiffsbord. Kaum war man zu Anfang des Sommers 1066 an der Mündung des kleinen Flusses Dive in See gegangen, so warf ein scharfer Sturm die Flotte mit Verlust an die Küste zurück. Da flehte Wilhelm mit Bittumgängen und Reliquienaussetzen um günstigen Wind, und suchte die Seinigen in guter Hoffnung zu erhalten. Da aber die widrigen Winde von einem Tage zum andern anhielten, so verbreitete sich eine nachtheilige Stimmung unter dem Heere. Schon fiengen die Normänner an zu glauben, der Himmel habe sich gegen sie erklärt, und sie seyen, der Segnungen des Pabstes ungeachtet, dazu bestimmt, ihr Grab in den Wellen des Meeres zu finden. Endlich am Abend vor dem Feste des heiligen Michael, des Schutzpatrons der Normandie, fieng ein günstiger Wind zu wehen an. Nun glaubten die Soldaten sammt ihren kühnen Anführern, die jede wirkliche Gefahr verachteten und nur vor der eingebildeten zitterten, die Hand der Vorsicht in allen Umständen unverkennbar zu sehen. Freudig spannten sie ihre Segel aus, landeten am acht und zwanzigsten September an der Küste von Sussex, und traten ohne Hinderniß ans Land. Wilhelm that unglücklicher Weise, als er aus dem Schiffe sprang, einen Fall: aber er hatte Gegenwart des Geistes genug, diesen Umstand zu seinem Vortheile zu benutzen, den sein Gegner in jenen Zeiten des Aberglaubens leicht für eine üble

Vorbedeutung hätte auslegen, und so zu seinem Vortheile anwenden können. „So hab' ich dann von England Besitz genommen!" rief er aus. Ein Soldat lief zu einer benachbarten Hütte, riß eine Hand voll Stroh aus dem Dache, und überreichte es seinem Feldherrn, als ein Zeichen der Besitznahme vom Königreiche. Die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang war nun bei Wilhelm und seinen Begleitern so groß, daß selbst die Nachricht von Harolds Siege über Tosti und Halfager, statt sie abzuschrecken, sie nur noch ungeduldiger machte, der englischen Armee entgegen zu gehen. Wilhelm machte sich durch ein Gelübde verbindlich, auf der Stelle, wo er den Sieg erfechten würde, ein Kloster zu erbauen.

5.

Die Schlacht bei Hastings.

König Harold war noch in der Provinz York, als man ihm die Landung der Normänner meldete. Er eilte mit schnellen Märschen herzu, um seine Gegner zu bekämpfen; als er aber sein Heer musterte, fand er, daß es, ungeachtet der Verstärkungen, die ihm neuerlich aus London und andern Orten zugeführt worden waren, doch sehr geschwächt sey. Sein Sieg über die Norweger war sein Verderben. Viele von seinen tapfersten Officieren und gedientesten Soldaten waren auf dem Schlachtfelde geblieben; andere hatte er ermüdet zurücklassen müssen, und noch andere hatten ihn heimlich aus Mißvergnügen verlassen, weil er die feindliche Beute nicht unter sie hatte vertheilen lassen. Bei den meisten war die kriegerische Hitze verraucht, und sie glaubten für den König

schon

schon genug gethan zu haben. Harold befürchtete, seine Macht möchte noch mehr zusammen schmelzen, wenn er nicht schleunigst eine entscheidende Schlacht mit dem Herzoge von der Normandie wagte. Er bezweckte die gänzliche Vernichtung der Feinde, und ließ daher seine wieder zusammengebrachte Flotte eine solche Stellung nehmen, daß den Feinden nach ihrer Niederlage der Rückzug unmöglich wurde.

Anders als der König, dachte sein Bruder Gurth, ein Mann von großem Muthe und vieler Kriegserfahrenheit. Besorgt wegen der Abwesenheit so vieler tapferer Krieger, und anderer nachtheiligen Umstände, stellte er dem Könige vor, daß es rathsamer seyn würde, den Krieg in die Länge zu spielen, als ein Hauptttreffen zu wagen, indem der Winter herannahe, wo der Feind tausend Ungemächlichkeiten erfahren, die Engländer dagegen mit jedem Tage gegen diese beschwerlichen Gäste erbitterter werden, von allen Gegenden herzueilen, und seine Armee unüberwindlich machen würden. Oder wenn er es ja, um die Verheerungen der Normänner zu verhindern, für nothwendig halte, eine Schlacht zu wagen; so müsse er wenigstens seine Person nicht in Gefahr setzen, sondern dem Staate eine schützende Hand erhalten, welche die Ueberbleibsel der englischen Freiheit retten könne.

So klug dieser Rath war, so wenig fand er Eingang. Voll stolzen Selbstvertrauens auf seinen Muth und sein Glück sprach Harold zu seinem Bruder: „Ich verlasse das Heer nicht, und werde England zu überzeugen wissen, daß ich der Krone würdig bin, die man mir aufgesetzt hat.“ Das Einzige, was er in Betracht seines verletzten Eides thun zu dürfen glaubte, war, daß er dem Herzog Wilhelm eine Geldsumme anbot, wenn er ohne Blut-

ver-

vergießen das Reich verlassen wollte. Aber Wilhelm verwarf dieß mit Verachtung, und verlangte dagegen von ihm, entweder das Königreich von ihm als Lehen anzunehmen, oder die Entscheidung ihrer Sache dem Pabst zu überlassen, oder mit ihm auf den Degen darum zu kämpfen. Harold erwiederte, der Gott des Krieges werde bald der Schiedsrichter aller ihrer Streitigkeiten seyn.

Die beyden Armeen stunden einander bei dem Städtchen Hastings, unfern der Küste in Sussex, gegen über, und hier kam es am vierzehenten October 1066 zwischen beiden Nationen zu einem sehr hartnäckigen und wüthenden Kampfe, der vom Morgen an bis nach Sonnen Untergang dauerte, und der durch die heldenmäßige Thaten der Tapferkeit, die beide Armeen und beide Heerführer verrichteten, würdig zu seyn schien, das Schicksal eines großen Reichs zu entscheiden.

Die Nacht vor jenem Tage, welcher Englands Schicksal entscheiden sollte, bot ein völlig verschiedenes Schauspiel in den beiden Lagern dar. Die Engländer zechten und sangen mit frölichem Sinne, und giengen, als der Morgen anbrach, wie zum gewöhnlichen Waffenspiele scherzend zur schröcklichsten Schlacht. Die Krieger der Normandie beichteten die ganze Nacht hindurch ihre Sünden, nur ein frommes Lied wurde vernommen, und am Morgen las man im Lager die Messe und genoß das heilige Abendmahl. Das Heer hatte sich schon bei einbrechender Finsterniß unter die Waffen stellen müssen, um bei einem nächtlichen Ueberfalle gerüstet zu seyn. Die Engländer hatten den Vortheil, sich auf einer Anhöhe postiren zu können. Hier stunden sie keilförmig, in dichter, undurchdringlicher Schlachtordnung, von einem nahen Walde geschützt. Ihre vorgehaltenen Speere,

Streit-

Streitäxte und die zusammengedrängten Schilde bildeten eine feste Mauer. Bei der Hauptfahne, die einen Krieger im Kampfe vorstellte, und mit Gold und kostbaren Steinen geschmückt war, erschien König Harold selbst, von seinen kriegerischen Brüdern Gurth und Leofwin umgeben, fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Seine Stellung und Schlachtordnung zeigten, daß er den Angriff erwartete, und alles war auf seinen Mangel an Reuterey berechnet, worinn des Feindes Hauptstärke bestand.

Das normännische Heer war in drei Linien getheilt. Die erste machten die Bogenschützen und Schleuderer aus; das schwer bewafnete Fußvolk focht in der zweiten; die Reuterey bildete die dritte, in zwey Schaaren eingetheilte, auf den beiden Flügeln, doch im Hintergrunde. Der Herzog selbst stand in der Mitte derselben, von dem Kern seiner Krieger umringt. Von seinem Standorte aus konnte er mit Rede und That nach allen Seiten hin wirken. Im Glanze des anbrechenden Morgens erinnerte er die Normänner an ihren alten Ruhm, und wie sie unter seiner Anführung so manche Gefahr siegreich bestanden. Der Feind, welcher ihnen jetzt entgegen stehe, sey zusammengerafftes Volk, und der Schlacht unkundig. Herrlicher aber wie jemals werde der Lohn seyn, wenn sie heute siegten; die schmachvolle Flucht hingegen bringe ihnen gewissen Untergang in der unbekannten Gegend, wo ein erbitterter Feind sie verfolgen werde, und die Fluthen des Meeres sie zurück wiesen. Herber als der Tod, würde die Gefangenschaft seyn.

Die Feldmusik begann, und mit ihr die Schlacht; das Heer der Normandier sang das Lied Rolands, des Helden aus Karls des Großen Zeit. Muthig that das Fußvolk des Herzogs den Angriff; nicht

weniger furchtbar senkte sich ihm das englische Heer entgegen. Da stürmte auf beiden Flügeln die normännische Reiterey heran, immer stärker scholl der Schlachtruf, so wie nun der Kampf mit dem Schwerdt der vornehmste Streit wurde. Lange stand so die Schlacht, mit gleicher Kraft auf beiden Seiten. Aber die Engländer waren zu sehr durch den Grund begünstigt. Da flohen erschrocken die Reiterey und das Fußvolk aus Bretagne, und alle Hülfsvölker auf dem linken Flügel Wilhelms; da wandte sich fast die ganze Schlachtordnung des Herzogs, und ein Gerücht, daß er selbst gefallen sey, vermehrte die Flucht. Der Held stellte sich den Flüchtigen entgegen, drohte mit dem Speer, riß seinen Helm ab, und rief: „ich lebe und werde siegen!" An ihn schlossen sich die Tapfersten, er stürzte auf den verfolgenden Feind mit blitzenden Schwerdtstreichen. Einige Tausende von denselben, die zu sehr vorgedrungen waren, wurden niedergehauen, aber seine dichte Schlachtordnung schloß sich von neuem. Aller Ungestümm der schweren Reiterey prallte von derselben zurück. Da sann der normännische Feldherr auf eine List. Die wirkliche Flucht seiner Krieger war dem Feinde verderblich gewesen; er gab Befehl zu einer verstellten. Jauchzend, mit Schmähreden verfolgten die Engländer das flüchtige Volk, welches dann plötzlich Halt machte, und die Schlacht erneuerte.

Die Reiterey umzingelte den vorgedrungenen Feind; das Blutbad war gräßlich. Harold, als Krieger und als Feldherr gleich groß an diesem Tage, schloß wiederum seine Schlachtordnung, konnte aber nicht verhindern, daß dem Feldherrn der Normandie noch einmal seine List gelang. Die Sonne sank allmählich, und durch die Schlachtwuth des ganzen

Tages

Tages war noch nichts entschieden. Auf ihren Schild gestützt, fochten viele von Blut strömende, entkräftete Normänner, und mancher, welchen der Tod am Boden fast übermannt hatte, rief seinen Gefährten zu, daß sie kämpfen sollten, wie Wilhelm, unter welchem schon drei Pferde getödtet hingestürzt waren; ihre letzte Kraft wandten sie an, um als Sieger zu sterben. Da gab der Herzog Befehl, daß die Schützen ihren Pfeilregen in einem Bogen auf die Mitte des Feindes senden sollten, welcher durch die Stellung am Hügel herab ihm völlig ausgesetzt war: so sollte der dichte Keil verdünnet werden. Zwanzig der tapfersten Ritter schwuren sich einander zu, daß sie in denselben eindringen wollten, bis zur Fahne, wo Harold focht. Fast alle fielen sogleich: einige wenige kamen bis zum Banner. Ein Pfeil durchbohrte Harolds Auge, und der Held sank todt nieder. Die Bestürzung im Heere ward verderblich: das Banner ward erobert. Die Brüder des Königs, Gurth und Leofwin, wurden nach der tapfersten Gegenwehr erschlagen; die Flucht ward allgemein, und durch die Dämmerung begünstigt. Aber mitten auf der Flucht kehrte noch einmal der Muth der Engländer zurück. Im Thale, mit Klüften und von Gräben durchschnitten, sammelte sich eine Schaar derselben. Von einem Damme, dessen Abhang hoch mit Gras bewachsen war, stürzten die normännischen Reuter über einander. Das englische Schwerdt wüthete unter ihnen, und ihre Niederlage war fürchterlich, bis Herzog Wilhelm herzu kam, und seinen Sieg vollendete. Fünfzehn tausend von seinen Kriegern bedeckten das Schlachtfeld; aber von Seiten der Engländer war der Verlust noch weit größer. Harolds Leichnam wurde dem Herzoge Wilhelm überbracht; großmüthig ließ er ihn aber ohne Löse-

geld der Mutter des Getödteten ausliefern. Die normännische Armee verließ das Schlachtfeld nicht, ohne dem Himmel auf die feierlichste Art für ihren Sieg zu danken.

So gewann also Wilhelm der Normann, der den bis daher geführten Namen des Bastards *) nun in den des Eroberers umänderte, die Schlacht bei Hastings, die so vielen braven Kriegern zur ewigen Nacht wurde, und die den Sieger auf den englischen Thron erhob, den seine Nachkommen in weiblicher Abstammung noch jetzt besitzen.

6.

Wilhelm nimmt den Thron von England in Besitz.

Durch Tapferkeit hatte Wilhelm England erobert, durch Klugheit mußte er es behaupten, und das war fast schwerer als jenes. Aber Wilhelm vereinigte in sich alle die Eigenschaften, welche der Beherrscher eines nun eroberten Königreichs besitzen mußte. In ihm bewunderte man die unbeugsame Festigkeit in der Durchsetzung des kühnsten Willens, die unermüdliche Thätigkeit, die unverwirrbare Klugheit und den nichts übersehenden Schnellblick, der den großen Regenten macht. Schon als Jüngling hatte er mit überraschender Kraft die Bande eigennütziger Vormünder zerrissen, und dem französischen Hofe manche Sorge gemacht; jetzt in der Unternehmung auf England lernte die Welt den Mann kennen.

Bestür-

*) Wilhelm schämte sich seiner unächten Geburt so wenig, daß man noch jetzt einen Brief von ihm an einen seiner Verwandten, den Herzog Alan von Bretagne hat, worinn er sich unterschreibt: Wilhelm der Bastard.

Bestürzung und Schrecken hatten sich durch ganz England verbreitet, als man den Verlust der Schlacht, den Tod des Königs und die Niederlage aller Häupter des Adels vernahm. Wilhelm war zu klug, als daß er seinem Feinde hätte Zeit lassen sollen, sich zu sammeln, zu berathschlagen und sich zu vereinigen. Ein verlorner Augenblick konnte ihm Sieg und Leben rauben. Schleunig machte er sich Meister von Dower, um seinen Rückzug zu decken, wenn es ihm unmöglich werden sollte, die tapfere Nation zu unterjochen. Dann marschirte er in Eilmärschen gegen London, wo man bereits den Prinzen Edgar Atheling, einen Abkömmling des bisherigen Königsstammes, zu Harolds Nachfolger ausgerufen hatte. Diese Maaßregel hätte England vielleicht von dem fremden Joche retten können, wenn nicht der schwache Prinz die Hoffnungen seiner Anhänger vereitelt, und wenn die Geistlichkeit Roms Bannstrahlen weniger gefürchtet hätte. Als sich daher Wilhelm der Hauptstadt näherte, und der Schrecken von neuem alle Gemüther ergrief, erklärte sich der gesammte Klerus, der eben damals meistens aus Franzosen und Normännern bestund, zum Vortheil des Siegers, und führte die päbstliche Bulle, wodurch sein Unternehmen gebilliget und geheiliget war, als einen Grund zur allgemeinen Unterwerfung an.

Es fehlte der Nation ein tapferer Anführer, der ihre Freiheiten vertheidigt hätte, und nach der Erklärung der Geistlichkeit erschien jede natürliche Vertheidigung als eine strafbare Empörung gegen den Monarchen und gegen die Gesetze. Ueberhaupt war das englische Volk schon durch eine lange Sklaverey herabgewürdiget. Es fürchtete sich viel weniger davor, einen fremden Beherrscher zu haben, als davor, sich zur Behauptung der durch die Natur

 und

und den gesellschaftlichen Vertrag geheiligten Rechte, muthig zu bewaffnen. Schon seit langer Zeit hatten die nordischen Völker sie auf alle Art erniedriget, und Kanut, der sie etwas weniger tyrannisch beherrschte, hatte sie an eine fremde Herrschaft gewöhnt. Vielleicht vertilgte auch der Ruf der Tapferkeit, den sich Wilhelm in der Schlacht bei Hastings erworben hatte, in den Augen der Engländer, die Schande wegen ihrer Niederlage. Und wer den Werth der Freiheit nicht gekannt hat, dem fehlt es auch nie an scheinbarem Vorwande, die Waffen zu den Füßen eines Tyrannen niederzulegen.

Zehen bewaffnete Männer sind hinreichend, den Pöbel einer großen Stadt in die Flucht zu schlagen. So erlitten die versammelten Londner von einem kleinen Haufen Reuterey eine gänzliche Niederlage. Fünfhundert Normänner erneuerten jetzt das Andenken an die Schrecken, welche durch die unglückliche Schlacht bei Hastings hervorgebracht worden waren, und die leichte Unterwerfung der Bewohner von Kent nahm ihnen vollends den Muth. Die Stadt Southwark, die vor ihren Augen in Brand gesteckt wurde, ließ für die Hauptstadt ein gleiches Schicksal befürchten. Ein jeder zog sich voll Schrecken und Unterwürfigkeit zurück. Der Erzbischof Stigand von Canterbury gieng dem Ueberwinder bis Barkamstead entgegen, ihm seine Unterwerfung zu bezeugen, und ehe er London erreichte, kamen die Vornehmsten vom Adel, sammt dem zum Könige erwählten Prinzen Edgar Atheling in Wilhelms Lager. Sie versicherten ihn, wie aus einem Munde, daß sie niemand kenneten, der des englischen Thrones würdiger wäre als er, und baten ihn deshalb, die Krone anzunehmen.

Wilhelm spielte eine Zeitlang den Uneigennützigen, und gab vor, er bedürfe dazu erst einer allgemei-

gemeinen Einwilligung und einer lauten Erklärung der englischen Nation; allein der Herzog Aimar von Aquitanien, sein kluger und tapferer Kriegsgefährte, rieth ihm, das mißliche Bescheidenheitsspiel nicht allzu lange zu treiben, und so ergrief er denn die dargebotene Krone. Vorsichtig ließ er jedoch in der Hauptstadt feste Burgen erbauen, damit er die Einwohner beständig im Zaum halten könnte.

Die Krönung wurde am Weihnachtsfeste, ungefehr drei Monate nach Wilhelms Abfahrt aus der Normandie, in Gegenwart des englischen und normännischen hohen Adels in der Abtey Westmünster vollzogen. Beide Völker schienen zufrieden, und die Normänner, denen ihr Streich so wohl gelungen war, konnten es auch wohl seyn. Die Art, wie man sich bei der Krönungsfeierlichkeit benahm, mußte gewiß den Engländern gefallen. Der Herzog leistete den gewöhnlichen Krönungseid, daß er nemlich die Verfassung unverletzt erhalten, und nach den Gesetzen regieren wolle. Ehe er die Krone aufsetzte, bat man um die Einwilligung der versammelten Baronen, die sich freilich wohl hüteten, sie zu verweigern. Es fehlte aber wenig, so wäre es bei dieser Feierlichkeit zum Blutvergießen gekommen. Während man dem gekrönten Könige durch verdoppelte Zurufungen die gethanen Zusagen des Gehorsams erneuerte, fielen die an den äussersten Thüren Wache haltenden Normänner voll Wuth über die Engländer her, weil sie glaubten, das Geräusch, welches sie hörten, habe irgend einen Aufruhr zum Grunde. Wilhelm hatte Mühe, seine treuen Krieger zu beruhigen.

So war nun der Herzog Besitzer einer Krone, die ihm, wie er betheuerte, feierlich versprochen worden war, die er aber eigentlich seinem Muthe verdankte,

dankte, und die ser am Ende als ein Geschenk aus den Händen der versammelten Nation erhalten hatte. Er begab sich nun nach Berking in der Grafschaft Essex, um die Huldigung derer vom Adel anzunehmen, die bei seiner Krönung nicht zugegen gewesen waren. Mit vielem Wohlwollen bestätigte er sie im Besitz ihrer Würden und Güter; blos Harolds Ländereyen, und einen Theil der Güter, die dessen treuesten Anhängern gehörten, zog er ein. Selbst viele von denen, die gegen Wilhelm gefochten hatten, nahmen an seinen Wohlthaten Theil, und alles verkündigte eine friedliche und glückliche Regierung. Der König ließ sichs angelegen seyn, durch Heurathen und andere Verbindungen, die Normänner und Engländer freundschaftlich zu vereinigen, und alle seine neue Unterthanen, die sich seiner Person näherten, wurden huldreich und mit Achtung aufgenommen. Selbst gegen seinen Nebenbuhler Edgar Atheling ließ er keinen Schein von Mißtrauen blikken, sondern bestätigte ihn in der Würde eines Grafen von Oxford, die ihm Harold gegeben hatte, und beeiferte sich, dem Scheine nach, ihm als einem Neffen Eduards des Bekenners, seines großen Freundes und Wohlthäters, mit ausgezeichneter Zärtlichkeit zu begegnen. Er bestätigte die Freiheiten und Vorrechte der Hauptstadt sowohl, als aller übrigen englischen Städte, und that, mit einem Worte, sein möglichstes, um alles in seinen alten Zustand herzustellen. Seine Regierung hatte nichts von der Tyrannen eines Usurpators; er regierte ganz eines gesetzmäßigen Fürsten würdig. Um endlich auch den Pöbel zugleich zu unterhalten und zu blenden, führte er eine Pracht und ein Ceremoniel an seinem Hofe ein, dessen die Engländer an ihren vorigen Königen nicht gewohnt gewesen waren.

So

So wußte Wilhelm durch alles, was er anfangs that, die Zuneigung zu fesseln. Es schien, als ob die ganze im Reiche vorgefallene Veränderung weiter nichts als die Krönung eines neuen Regentenhauses sey, und das hielt niemand für ein großes Unglück. Allein, ungeachtet des Vertrauens und der Huld, die Wilhelm gegen seine neuen Unterthanen bewies, war er doch sehr eifersüchtig auf die Behauptung des Rechts, welches ihm sein Schwerdt erworben hatte. Er vertraute daher, seiner Wohlgewogenheit gegen die Engländer ungeachtet, seine ganze Macht ausschließungsweise den Normännern an, und vertheilte nur unter sie die eingezogenen Ländereyen. Er ließ feste Schlösser bauen, die er mit normännischen Truppen besetzte, zu deren Unterhaltung er die Einkünfte aus den konfiscirten Gütern verwendete. Während also seine bürgerliche Verwaltung ihn nur als die höchste Obrigkeit zeigte, ließen seine militairischen Verfügungen den Eigensinn eines Despoten fürchten. Er ließ in ganz England keine Macht stehen, die ihm Widerstand zu leisten im Stande gewesen wäre.

7.

Empörungen der Engländer gegen König Wilhelm.

Wilhelm, der Eroberer Englands, durfte die Normandie nicht ganz aus den Augen lassen. Er hatte zwar daselbst seinen Namen furchtbar gemacht, allein bei einer allzulangen Entfernung konnte leicht der Keim zur Empörung wieder Wurzel fassen. So bald er daher seine Regierung in England fest begründet zu haben glaubte, machte er im März des Jahres 1067, nach einer Abwesenheit von sechs Monaten,

naten, einen Besuch in Frankreich. Die Verwaltung der Reichsgeschäfte in England übertrug er dem Bischofe Odo von Bayeux, der von mütterlicher Seite sein Bruder war, und dem Grafen Wilhelm Fitzosborne. In seiner Begleitung befanden sich viele Große Englands, die er mitnahm, damit sie den Glanz seines Hofes erhöheten, vornemlich aber, damit sie ihm als Geißeln die Treue ihrer Landsleute verbürgten. In der Abtey Fescamp, wo sich Wilhelm eine Zeitlang aufhielt, besuchte ihn Rudolph, ein Onkel des Königes von Frankreich, und viele Männer aus den ersten französischen Familien, die seine Unternehmung befördert hatten, und jetzt begierig waren, Theil an der Freude über den glücklichen Ausgang derselben zu nehmen. Um sich bei dem neuen Könige beliebt zu machen, bemühren sich die Hofleute um die Wette, einander in köstlichen Gastereyen, in Pracht der Kleidung und im Glanz der Equipagen zu übertreffen. Die Größe und künstliche Arbeit des Silbergeräths, die Kostbarkeit der Verbrämungen, und der Luxus der Tafel erregte allgemeines Erstaunen.

Die englischen Herren fanden inzwischen bald wenig Wohlgefallen an der Pracht und den Lustbarkeiten, die einander fast täglich die Hände boten. Sie kamen sich vor als Leute, die ihr prahlerischer Ueberwinder im Triumph aufführte. Noch größer aber war die Unzufriedenheit, die in England selbst herrschend wurde, während sich Wilhelm in der Normandie befand.

Eine militärische Regierung ist immer für ein freiherziges, biederes Volk eine lebensverbitternde Bürde; wird sie aber gar durch Ausländer bestritten, so kann der Urheber derselben dem Namen eines Tyrannen und dem bittersten Hasse nicht entgehen. Die

sechzig tausend Normänner, welche England erobert hatten, und dafür im Besitz der ansenlichsten Güter und fast aller bedeutenden Aemter waren, ließen die Engländer, wie man leicht denken kann, dieß Uebergewicht schwer empfinden, und ihre Anmaßungen wurden besonders empörend, seitdem Wilhelm nach der Normandie zurückgekehrt war. Nicht länger im Stande, die freche Verhöhnung und die unzähligen Mißhandlungen dieser Fremden zu ertragen, standen erst hie und da einzelne Gemeinden, dann ganze Landschaften auf, und ergriefen die Fahne der Empörung. Auf die erste Nachricht hievon, eilte Wilhelm nach England zurück, zerstreute die Rebellen, nahm ihre Güter in Besitz, und versetzte sie in den Zustand der niedrigsten Knechtschaft. Seines Zornes ungeachtet, verzieh er indessen doch denen, welche sich von ihm Bedingungen erflehten; auch ließ er vielen englischen Eigenthümern die Güter, deren sie in seiner Abwesenheit von den Normännern beraubt worden waren, wieder erstatten. Aber vergebens suchte er sie mit einander zu vereinigen. Der gegenseitige Haß wurde mit jedem Tage bitterer; die einander gegenseitig zugefügten und erduldeten Beleidigungen machten die Streitigkeiten unheilbar. Die Engländer wurden endlich des Uebermuths, den sie von ihren im ganzen Reiche zerstreuten Siegern zu erdulden hatten, müde, und vereinigten sich, sie zu vertilgen. Eine im nördlichen Theile des Landes ausgebrochene Empörung versprach wichtige Ereignisse, und zog daher die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Edwin und Morcar, die beiden mächtigen Grafen von Mercin und Northumberland, standen an der Spitze dieser Rebellion. Diese tapfern Krieger hatten, ehe sie die Waffen ergriffen, sich des

Beistandes mehrerer Fürsten versichert. Blethin, Fürst im nördlichen Theile von Schottland, und Sweyn, König von Dänemark, hatten ihnen Unterstützung an Geld und Truppen versprochen. Wilhelm sah bald genug ein, wie unumgänglich nothwendig es sey, einen von solchen Aufrührern unternommenen, und den Wünschen des Volks so sehr entsprechenden Aufstand in seiner Geburt zu ersticken. Er versammelte daher seine berühmtesten Krieger, die er immer auf das erste Zeichen bereit hielt, und eilte mit ihnen nach York, wo er, noch ehe die Rebellen Zeit gehabt hatten, sich zu einem entscheidenden Gefechte zu rüsten, und ehe noch, eine kleine Schaar der Einwohner von Wales ausgenommen, die von ihren Verbündeten erwartete Verstärkungen zu ihnen gestoßen waren, ankam. Die beiden Grafen fanden nun keinen andern Ausweg, um der Strafe zu entgehen, als die Gnade des Königs; und nun verschwand der von seinen Anführern verlassene Haufe gleich einem angeschwollenen Regenbach. Das Schicksal der Häupter und ihrer Anhänger war aber sehr verschieden. Wilhelm hielt die Versprechungen, die er den beeden Grafen gegeben hatte, mit aller Gewissenhaftigkeit, und ließ sie im Besitz ihrer Güter. Aber den großen Haufen der Empörer ließ er seine ganze Strenge fühlen; er zog ihre Ländereyen ein, und schenkte sie fremden Abentheurern, die aus allen Gegenden Europas zuströmten, um sich in England niederzulassen.

Die Engländer wurden nunmehr inne, daß es auf ihren gänzlichen Untergang angelegt sey, und daß sie, anstatt eines Souverains, den sie sich durch ihre Unterwürfigkeit zu verschaffen gehofft hatten, sich gutwillig einem Eroberer und Tyrannen preis gegeben hätten. Indem eine Familie nach der andern zu

Grunde

Grunde gerichtet wurde, überzeugten sie sich, daß der König sich durchaus auf die Macht und Zuneigung der Ausländer stützen wolle, und erwarteten daher nichts als neue Konfiskationen und Gewaltthätigkeiten. Indem sie aber alle ihre Kräfte aufboten, ihre Ketten zu zerbrechen, vergrößerte der Sieger das Gewicht derselben nur noch mehr. Partheyisch für seine Landsleute, wie ein guter Bütger, aber nicht wie ein guter König, gewöhnte er sich, die Engländer als eine störrische, feindselige Nation zu betrachten, welcher der Freiheitsgeist ausgetrieben werden müsse.

Vom Gefühl ihrer traurigen Verfassung niedergedrückt, flohen viele Engländer in ferne Gegenden nach dem festen Lande, um da ihre Tage vom normännischen Joche frei zu verleben, und eine günstige Gelegenheit abzuwarten, da sie ihren Landsleuten die geraubten Güter und Freiheiten wieder erkämpfen helfen könnten. Selbst Edgar Atheling fürchtete jetzt die heuchlerischen Liebkosungen dessen, der die Krone seiner Väter trug. Er entfloh nach Schottland, und nahm seine beiden Schwestern mit sich. Der König Malcolm von Schottland empfieng ihn freundschaftlich, und heurathete nicht lange darauf seine ältere Schwester Margarethe. Er nahm auch eine Menge englischer Flüchtlinge auf, theils um das Land dadurch mächtiger und blühender zu machen, theils um sie vielleicht einmal gegen Wilhelm, dessen Macht ihn zu beunruhigen anfieng, gebrauchen zu können. Es ließen sich daher viele Engländer in Schottland nieder, und wurden daselbst die Stifter einer großen Anzahl mächtiger Familien, die nachmals in dem Königreiche eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Die englische Nation ließ sich durch alle mißlungene Versuche nicht abschrecken, und strengte noch einmal ihre Kräfte an, um die Fesseln zu zerbrechen.

Harolds

Harolds drei Söhne, Godwin, Edmond und Magnus, waren nach der Schlacht bei Hastings nach Irland entflohen. Die Fürsten dieser Insel hatten sie so freundschaftlich aufgenommen, daß sie den Plan zu einem Einfalle in England machten, wobei sie hofften, daß alle ihre Landsleute, die sich in Dänemark, Schottland und Wales aufhielten, sich mit ihnen vereinigen, zugleich mit ihnen die Feindseligkeiten anfangen, und dadurch den Muth der unterdrückten Nation wieder anfachen würden. Sie landeten an der Küste von Devonshire, fanden aber normännische Truppen, die sich ihnen widersetzten, so daß sie sich, nach mehreren erlittenen Niederlagen, genöthiget sahen, zurück auf ihre Schiffe, und mit großem Verluste nach Irland zu gehen. Die Unruhe war indessen damit noch nicht gedämpft, denn in Kurzem war der ganze Norden in den Waffen. Die Northumbrier, denen das Joch zu schwer wurde, überfielen den Statthalter von Durham, und erschlugen ihn mit siebenhundert Normännern. Dieses Beispiel reitzte die Einwohner von York, daß sie ihren Statthalter ebenfalls umbrachten, und das Schloß belagerten, in welchem Mallet, ein tapferer Normann, kommandirte.

Zu eben der Zeit, da diese Empörungen ausgebrochen waren, landete eine dänische Hülfsflotte von dreihundert Schiffen, unter Anführung Osborne's, eines Bruders des Königes Sweyn, der ihm auch seine beiden Söhne, Harold und Kanut, mitgegeben hatte. Auch Edgar Atheling erschien von der schottischen Grenze her, an der Spitze einer ansehnlichen Zahl englischer Großen, die mit ihm ihr Vaterland verlassen hatten, und denen es leicht wurde, die mißvergnügten und kriegerischen Northumbrier zu einem allgemeinen Aufstande zu bewegen.

Um

Um sich in dem belagerten Schlosse in York besser halten zu können, brannte Mallet einige Häuser in der Nachbarschaft ab; allein dieß Mittel schlug zu seinem Untergange aus. Das Feuer ergrief die nahe liegenden Straßen, und bald war die ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelt. Die verzweifelnden Einwohner vereinigten sich nun mit den Dänen, griffen das Schloß in den ersten Anfällen ihrer Wuth an, eroberten es mit Sturm, und hieben die Besatzung nieder, die sich an drei tausend Mann belief. Dieser glückliche Erfolg war das Signal für viele andere Provinzen des Königreichs, die Waffen zu ergreifen. Die Engländer bereueten den zum Besten des Herzogs Wilhelm geleisteten Schwur, und schienen fest entschlossen, ihn und seine Normänner unter den Trümmern des von ihm usurpirten Thrones zu begraben.

8.

Wilhelm bestraft die Rebellen und herrscht mit despotischer Gewalt.

So groß die Gefahren waren, welche den König Wilhelm umschwebten, so verlor er doch keineswegs jene ruhige Fassung und kalte Besonnenheit, die den Eroberer am sichersten zum Ziele führt. Auch jetzt stund er fest und unerschütterlich, wie der Fels in Ungewittern. Er zog seine Macht zusammen, und nachdem er die Normänner durch die nahe Aussicht auf die einzuziehenden und zu vertheilenden Güter begeistert hatte, wendete er sich zuerst gegen die Empörer im Norden, die ihm die furchbarsten zu seyn schienen. Da er es aber nicht für rathsam hielt, sich allein auf die Stärke seines Heeres zu verlassen;

so

so suchte er die Rebellen dadurch zu schwächen, daß er die Dänen von ihrer Parthey abzöge. Er überhäufte den dänischen General Osborne mit Geschenken, und ertheilte ihm die Freyheit, die Küsten zu plündern, wogegen Osborne ihm huldigte und seine Dänen von den Northumbriern abwendig machte. Mehrere englische Große folgten in der Verzweiflung diesem unwürdigen Beispiele; sie unterwarfen sich dem Sieger, der ihnen klüglich verzieh. Der König Malcolm von Schottland rückte zu spat zur Unterstützung seiner Bundesgenossen herbei, und mußte sich zurückziehen.

Aller Widerstand war nun vergebens, und die Normänner sahen sich abermals in ungestörtem Besitze des Königreichs. Edgar Atheling und seine Anhänger suchten von neuem in Schottland Schutz. Doch endlich wurde dieser Prinz des herumirrenden und unsichern Lebens müde, und da er ohnedieß alle Hoffnung, gegen Wilhelm je etwas auszurichten, aufgab, so unterwarf er sich seinem Feinde, der ihm einen ruhigen Aufenthalt in England versprach, welches er auch redlich hielt.

Die Gelindigkeit und Güte, welche Wilhelm in einzelnen Fällen bewies, war entweder List oder persönliche Achtung gegen verdiente Männer. Dem Volke selbst bewieß er wenig Gnade, denn die unaufhörlichen Empörungen hatten sein Herz verhärtet, und es lag ihm wenig daran, wie gewaltsam und strenge eine Maaßregel war, wenn sie nur seinen tyrannischen Regierungsplan unterstützte. Da er den unruhigen Geist der Northumbrier kannte, so beschloß er, sie außer Stand zu setzen, ihn ferner zu beunruhigen. Er befahl daher, diese fruchtbare Provinz zu verwüsten, die einen Strich Landes von sechzig Meilen zwischen dem Humber und dem Tres ausmacht.

macht. Die Normänner, ohnedies schon an Morden und Plündern gewöhnt, und durch so viele und endlose Empörungen erbittert, steckten alle Wohnungen in Brand. Man bemächtigte sich der Heerden, man vernichtete die heiligen Werkzeuge des Ackerbaues, man zwang die Einwohner, entweder im mittäglichen Theile von Schottland ihren Unterhalt zu suchen, oder vor Frost und Elend in den Wäldern umzukommen. Das Letztere war das Schicksal sehr Vieler, die sich nicht entschließen konnten, den geliebten Geburtsort zu verlassen. Man rechnet, daß das Leben von hundert tausend Menschen ein Opfer dieses Kunstgriffs einer barbarischen Politik geworden sey, wodurch, um einem vorübergehenden Uebel zu steuern, die Macht und Bevölkerung der Nation eine unheilbare Wunde bekam. Allein Wilhelm war nun einmal entschlossen, seine Strenge gegen die eingebohrnen Engländer aufs äußerste zu treiben, und sie in einen Zustand zu setzen, worinn sie seiner Regierung nicht länger furchtbar wären.

Bei dem Aufruhr und den Verschwörungen in den verschiedenen Provinzen des Königreichs, waren fast alle Landeigenthümer, mehr oder weniger, in das Verbrechen der Verrätherey verwickelt. Begierig vernahm Wilhelm alle Klagen, die gegen sie, als Rebellen, vorgebracht wurden. Ihr Leben tastete er nicht an: aber er konfiscirte ihre Güter, und vermehrte dadurch entweder seine Domainen, oder er vertheilte sie mit freigebiger Hand an seine Normänner oder an die Fremden, welche mit ihm nach England gekommen waren. Das englische Volk schien zur Dürftigkeit und Sklaverey bestimmt. Reichthümer und Macht waren bei ihm Verbrechen, und machten Konfiskation und Herabsetzung unvermeidlich.

lich. Die Politik des Königs, durch die Habsucht der ihn begleitenden Abentheurer unterhalten, brachte eine fast gänzliche Revolution in dem Besitz des Landeigenthums hervor. Alte und angesehene Familien fanden sich, da ihnen alle Wege zu Glück und Ehre auf immer versperrt waren, oft in der traurigen Nothwendigkeit, vor den Thüren ihrer eigenen Paläste zu betteln.

An die ungebundene Regierung in der Normandie gewöhnt, führte Wilhelm in England Reformen ein, die man mit Entsetzen betrachtete. Er trieb das Recht der Waffen, auf welches sich seine königliche Gewalt gründete, auf's äußerste, und gab, durch seine neuen Einrichtungen, die militairische Gewalt auf immer in die Hände derer, die ihm das Königreich erbobert hatten. Die Lehnsverfassung, welche in Frankreich und der Normandie herrschte, und welche wechselsweise die Stütze und das Verderben der meisten monarchischen Staaten Europa's war, führte er auch in England ein. Das ganze Königreich theilte er in Ritterlehen ab, davon jedes einen bewafneten Reuter zum Kriegsdienste stellen, und die bestimmte Zeit über unterhalten mußte. Solcher Lehen begriff England 60,215 in sich, von denen die Geistlichkeit 28,015 besaß. Wem mehrere Ritterlehen als unmittelbaren Vasallen des Königs verliehen waren, und das war der gewöhnliche Fall, der hieß ein Baron, seine Güter Baronie, und er hieß Reichsstand und Gerichtsherr seiner Gutsgenossen und seiner Afterlehnleute, die jedoch nicht ihm allein, sondern vorzüglich dem Könige Treue und Kriegsdienste schuldig waren. Einige dieser Baronien hatten einen großen Umfang; manche enthielten einige Hunderte von Ritterlehen. Durch diese Einrichtung wurden alle edle Gutsbesitzer dem Monarchen mit Lehen

hentreue pflichtig, ihre Besitzungen Lehen, und den Hoheitsrechten desto sicherer ausgestellt.

An den großen Lehen der Krone hatte kein Engländer einigen Antheil. Diejenigen von ihnen, die noch einiges Eigenthum behalten hatten, fanden sich glücklich genug, wenn sie zur zweiten Klasse der Lehensleute, den Rittern, gezählt wurden, und schmiegten sich gern unter das drückende Joch jrgend eines hohen Lehensträgers, wenn sie nur unter dem Schutze des mächtigen Ausländers der Güter, die ihre Vorfahren ihnen frei hinterlassen hatten, in Ruhe genießen konnten.

Ein eisernes Joch lag nunmehr auf dem Nakken der Nation, welcher Wilhelm bei seiner Thronbesteigung mit einem feierlichen Eide zugesichert hatte, ihre Konstitution aufrecht zu erhalten. Die Regierungsform war eine völlige militairische Aristokratie; alles war dem Souverain, als obersten Feldherrn, unterworfen. Das arme Volk seufzte täglich unter den Gewaltthätigkeiten und Erpressungen der Edelleute, über deren Bedrückungen Klage zu führen schwer und gefährlich war. Um jeden Versuch einer neuen Empörung im Kleinen zu ersticken, legte der König nie die Waffen nieder, und die Kriegszucht ward in ihrer ganzen Strenge erhalten. Ein zeitverwandter englischer Geschichtschreiber schildert den damaligen traurigen Zustand also: „Die Normänner, sagt er, hatten den Zorn des Himmels gänzlich über die Engländer ausgeschüttet. Es war vielleicht nicht Einer, der einige Macht besaß; sie waren alle in Knechtschaft und Kummer versunken. Es hieß jemanden beleidigen, wenn man ihn einen Engländer nannte. In diesen unglücklichen Zeiten führte man noch dazu im Reiche eine Menge unbarmherziger Auflagen und tyrannische Gebräuche ein. Der Kö-

nig selbst, nachdem er seine Ländereyen um den vollen Werth verpachtet hatte, vernichtete doch die ersten Pachtkontracte zwei- oder dreimal, um die Güter dem, der mehr bot, zuzuschlagen. Die großen Leute, (so hießen die Ueberwinder), wurden von Durst nach Reichthümern verzehrt, und um ihn zu befriedigen, lag ihnen wenig daran, welcher Mittel sie sich bedienten. Diejenigen, die man Justiziarien nannte (vermuthlich die Obergerichtsherren, die Barone) waren die Quelle aller Arten von Ungerechtigkeiten. Die Sherifs und Richter selbst, die dazu gesetzt waren, um billige Urtheilssprüche zu fällen, waren die Grausamsten aller Tyrannen, und schändlichere Räuber als die auf den Landstraßen."

Ein anderer Chronikschreiber jener Zeit sagt: „Die großen Barone unterdrückten das arme Volk gänzlich, indem sie es zwangen, ihnen Schlösser bauen zu helfen, die sie hernach mit schlechten Menschen oder vielmehr mit Teufeln anfüllten, welche dann Männer und Weiber, denen sie Geld zutrauten, ergriefen, einkerkerten, und sie mit schröcklichern Martern belegten, als die heiligen Märtyrer zu erdulden hatten."

Die große Macht und das Glück der Normänner führten auch ausschweifende Sitten, die herben Früchte ihrer Tyranney, herbei Viele unter den Eroberern waren so stolz geworden, daß sie sich einbildeten, es müsse alles zur Befriedigung ihrer Launen und Begierden dienen. Sie begnügten sich daher nicht, die Güter der Besiegten, sich zuzueignen, sie strebten auch darnach, die Ehre ihrer Weiber und Töchter zu vernichten. Aus diesem Grunde flohen viele junge Mädchen, die sich vor solchen Gewaltthätigkeiten fürchteten, in's Kloster, und nahmen daselbst, zu noch größerer Sicherheit, den Schleier. —

So

So traurige Folgen haben gewöhnlich Eroberungen für die Menschheit!

9.

Festes Benehmen König Wilhelms gegen den Pabst und die Geistlichkeit.

Der Pabst hatte die Eroberung Englands durch die Normänner wesentlich begünstigt, und Wilhelm schien ein frommer und gehorsamer Sohn der Kirche zu seyn; aber sobald er den heiligen Vater nicht mehr nöthig hatte, übte er auch in Kirchensachen die höchste unumschränkte Gewalt aus, und bekümmerte sich wenig um die Unzufriedenheit und die Drohungen des römischen Stuhls. Die Bischöfe und Aebte wurden eben so gut dem Kriegsdienst und den bürgerlichen Strafen unterworfen, wie die Laien, und die englischen Prälaten mußten ihre hohen Würden so gut an Normänner abtreten, als die weltlichen Herren. Wilhelm setzte selbst den Primas von England, Stigand, ab, und ertheilte diese Würde dem Lanfrank, einem mailändischen Mönche, der sich in der Normandie niedergelassen hatte, der an Gelehrsamkeit unleugbar jedem seiner Zeitgenossen gleich war, und dessen Schriften lange in großem Kredit stunden. Kein Minister oder Baron, er mochte verbrochen haben was er wollte, durfte der kirchlichen Ahndung unterworfen werden, bevor nicht die königliche Einwilligung gesucht war. Wilhelm verbot seinen Unterthanen, jrgend Jemanden für einen Pabst anzuerkennen, den er nicht genehmiget hätte; er setzte fest, daß alle geistlichen Verordnungen jrgend einer Synode, zuvörderst ihm vorgelegt und von ihm die Rechtskraft erhalten sollten; selbst die Bullen des

Pabsts mußten diese Sanction erhalten, ehe sie bekannt werden durften.

Der Pabst Gregor der Siebente, der Kaiser und Könige zu Füßen trat, war nicht im Stande, Wilhelms festen Sinn zu beugen, und der Eroberer Englands war allein im Stande, ihn durch seine kluge Staatskunst gewissermaßen in Respect zu erhalten. Gregor verlangte unter andern, der König sollte, wie er vor der Eroberung versprochen habe, dem päbstlichen Stuhle huldigen, und den Tribut, den schon seine Vorgänger dem Statthalter Gottes bezahlt hätten, entrichten. Zu der letzten Forderung gab der sogenannte St. Peters-Pfenning Veranlassung, ein gutgemeintes freiwilliges Geschenk einiger früherer englischer Könige, das der römische Hof, seiner Gewohnheit nach, in ein Zeichen der Unterwürfigkeit des Königreichs zu verwandeln geneigt war. Wihelm antwortete aber ganz kalt: das Almosen werde er ferner geben, allein er habe nie versprochen, sein Reich zu einem päbstlichen Lehen zu machen, und er sey nicht Willens, seine Staaten mit einer schimpflichen Knechtschaft zu belegen.

Die kriegerischen Normänner überhaupt fanden den päbstlichen Antrag sehr lächerlich, und Wilhelm war so weit entfernt, dem römischen Hofe zu huldigen, daß er vielmehr den englischen Bischöfen die Erlaubniß versagte, der allgemeinen Kirchenversammlung beizuwohnen, die Gregor eben zusammen berief, um die Könige des festen Landes zu richten. Er allein hatte die edle Kühnheit, sich bei Gregor in Achtung zu setzen. Der Pabst scheuete sich, einen so unüberwindlichen Krieger aufzubringen, und stellte sich daher, als wenn er ihn recht besonders in Schutz nehme. „Ob er sich gleich, schrieb er an seinen Legaten, in gewissen Stücken nicht so gewissenhaft beträgt,

trägt, als wir es wünschten, so verdient er doch mehr Ehre, als die andern Könige, weil er die Kirchenämter nicht verkauft, weil er sich nicht zu den Feinden des heiligen Stuhls gesellt, und weil er sogar eidlich versichert hat, die Priester zur Trennung von ihren Ehegenossen, und die Laien zur Wiederausbezahlung des Zehenten anzuhalten."

Aus folgenden Zügen kann man sehen, wie sehr König Wilhelm die geistliche Macht verachtete, und wie er sich würde benommen haben, wenn die Klerisey es gewagt hätte, sich ihm zu widersetzen.

Der Bischof Odo von Bayeux, sein Bruder mütterlicher Seite, der als Graf von Kent sein Vasall war, hatte unermeßliche Schätze aufgehäuft. Wilhelm hatte ihm viel Gewalt anvertraut, aber mit seinen Reichthümern und seiner Macht wuchs auch sein Ehrgeitz, und das Ziel seiner Bestrebungen war kein geringeres, als die päbstliche Würde. Zu dem Ende entwarf er den Plan, alle seine Schätze nach Italien zu schaffen, und sich dann persönlich um das Pontifikat zu bewerben. Er hatte viele Großen von seines Bruders Hofe durch Verheißung ansehnlicher Aemter, die er ihnen nach seiner Erhebung verleihen wollte, beredet, daß sie ihn nach Italien begleiten wollten. Wilhelm entdeckte doch endlich die ganze Sache, so sorgfältig man sie ihm auch verbarg, und befahl nun sogleich, seinen Bruder, den er der Verrätherey beschuldigte, gefangen zu nehmen. Da Niemand es wagte, sich an dem Prälaten zu vergreifen, so gieng er selbst hin, um sich seiner zu versichern. Der strafbare Odo berief sich auf die Freiheiten der Kirche, und behauptete, ein Bischof sey von aller weltlichen Gerichtsbarkeit befreit. Aber Wilhelm antwortete, er wolle nicht den Bischof, sondern den Grafen von Kent gefangen nehmen. Er ließ ihn nach einem festen Schlosse in

der

der Normandie bringen, wo er, der Vorstellungen und Drohungen des Pabstes ungeachtet, während seiner ganzen Regierung gefangen saß. Diese große Strenge schreckte die englische Geistlichkeit, so daß sie es nun nicht wagte, sich dem Könige zu widersetzen.

So viel Bewunderung Wilhelms festes Benehmen gegen die päbstlichen Anmaßungen und gegen die Herrschsucht der Geistlichen verdient, so tadelnswürdig erscheint er in manchen andern Stücken. Jeder Versuch, sich ihm gewaltsam zu widersetzen, und das Joch der Despotie abzuschütteln, wurde mit barbarischer Strenge bestraft. So wurden einst bei einer Rebellion diejenigen, welche dem Sieger in die Hände fielen, — nicht etwa hingerichtet, das wäre zu menschlich gewesen — sondern mit abgehauenen Händen oder Füßen, oder mit ausgestochenen Augen, als Denkmäler der königlichen Strenge, im Lande herumgeschickt. Furcht und Entsetzen bemächtigte sich endlich aller Gemüther, und niemand wagte es ferner, die Fahne des Aufruhrs zu ergreifen. Die Knechtschaft der englischen Nation wurde immer mehr befestiget. Wilhelm faßte in seiner Verachtung gegen die Engländer den schwierigen Entschluß, selbst auch ihre Sprache zu vernichten, und die Sprache der Sieger an ihre Stelle zu setzen. Er befahl, daß in den Schulen das Französische gelehrt werden solle. Auch die Prozesse wurden in dieser Sprache geführt. Fast alle öffentliche Urkunden wurden französisch ausgefertiget. Befehle, Contracte und Gesetze wurden französisch verfaßt, es war die Sprache des Hofes, des Adels und der Mode, und die Engländer selbst setzten eine Ehre darein, sie gut zu sprechen. Diesen Bemühungen des Eroberers ist es zuzuschreiben, daß es noch jetzt in der englischen Sprache eine Menge fran-

französischer Worte und Ausdrücke giebt, und daß es den Engländern so leicht wird, Französisch zu lernen.

10.

Wilhelm besiegt alle seine Feinde. Rebellion seines Sohnes Robert.

Alle Unternehmungen des Eroberers waren vom Glücke begleitet; was er wollte, geschah, und niemand wagte es, seinem Willen zu widerstreben. Sein thätiger und wachsamer Geist zerstreute jedesmal in Kurzem alle Hindernisse, welche die Befestigung seiner Größe bedrohten. Weder die Landeseingebohrnen noch die Fremden vermochten etwas gegen ihn auszurichten, wie Frankreich, die Dänen die Schotten und die Walliser erfuhren. Bald war seine Gegenwart in Frankreich, bald in England nothwendig, und immer erschien er an der Spitze einer bewafneten Macht, die jeden seiner Befehle mit unerschütterlicher Tapferkeit vollzog.

Die Provinz Maine in Frankreich war, vermöge des Testaments des letzten Grafen Herbert, einige Jahre vor Englands Eroberung, dem Herzog von der Normandie zugefallen. Die Einwohner hatten aber, aus Mißvergnügen über die normännische Regierung, und auf Antrieb des Grafen Fulko von Anjou, einen Aufstand erregt, und die normännischen Obrigkeiten verjagt. Aufgebracht über diesen Trotz kam Wilhelm im Jahr 1073 mit einer starken Armee, die meistens aus Engländern bestund, nach Frankreich, und rückte in die empörte Provinz ein. Von Begierde entflammt, den alten Ruhm der Tapferkeit wieder zu erlangen, den die normännische Eroberung verdunkelt hatte, fochten die Engländer

mit

mit ausgezeichnetem Muthe, und den Einwohnern von Maine blieb keine andere Wahl, als das normännische Joch wieder aufzunehmen.

In England selbst bedrohte den König abermals eine neue Gefahr, während seine Waffen in Frankreich siegten. Zween edle Normänner vom höchsten Range hatten ihn vor seiner Abreise um die Erlaubniß gebeten, ihre Familien durch ein Ehebündniß enger mit einander verbinden zu dürfen. Wilhelm schlug es ab, ohne von seiner Weigerung einen Grund anzugeben. Während seiner Abwesenheit vollzogen sie das Ehebündniß trotz des königlichen Verbotes, und stellten ein herrliches Gastmahl an. Mitten unter den Freuden der Tafel, da plötzlich die Vorstellung der Folgen ihres Ungehorsams ihnen lebhaft vor Augen schwebte, schlugen sie den Gästen vor, der Rückkehr des Königs zuvorzukommen, und sich der Regierung zu bemächtigen. Vom Wein erhitzt traten alle der Verschwörung bei, da ohnedieß der König auch über die Normänner seine Gewalt weiter ausdehnte, als es der freie Geist des siegreichen Volkes leiden konnte.

Unter den Verschwornen befand sich auch der englische Graf Waltheof, dem die Tiranney, welche über seine Landsleute ausgeübt wurde, schwer auf dem Herzen lag. Die Dünste des Weins und der feurige Enthusiasmus der ganzen Gesellschaft verhinderten ihn, die Folgen des übereilten Anschlages zu erwägen. Als er aber ruhig darüber nachdachte, wurde es ihm klar, daß der Plan an Wilhelms wohlbegründeter Macht scheitern würde; und würde er auch gelingen, so befürchtete er, die Sklaverey möchte unter einer Menge stolzer Ausländer nur noch drückender werden. Von diesen Gedanken gefoltert, entdeckte er das Komplott zuerst seiner Gemahlinn,

und

und dann dem Bischof Lanfrank in der Beichte. Dieser Prälat versicherte ihn, er sey den Rebellen, die ihn ohnehin überrascht hätten, keine Treue schuldig; seine erste Pflicht sey, die begangene Sünde durch eine Entdeckung wieder gut zu machen.

Waltheof eilte ungesäumt nach der Normandie, und entdeckte dem Könige das ganze Komplot. Seine Gemahlinn, die ihre Zuneigung einem andern geschenkt hatte, mit dem sie in verbotenem Umgange lebte, und welche diese Gelegenheit zum Verderben ihres Gemahls zu benutzen wünschte, war ihm aber bereits mit der Entdeckung zuvorgekommen. Wilhelm dankte dem Grafen zwar für seine Treue, allein da er schon von allem unterrichtet war, so verlor seine Reue in den Augen des Eroberers ihr größtes Verdienst.

Als die Verschwornen von Waltheofs Abreise Nachricht erhielten, vermutheten sie sogleich, daß ihre Anschläge verrathen wären. Sie ergriefen daher die Waffen, ehe ihre Anschläge zur Ausführung reif waren, und vor der Ankunft der Dänen, auf deren Hilfe sie ihr größtes Vertrauen setzten. Wilhelms Anhänger fielen über die Rebellen her, nahmen viele von ihnen gefangen, und hieben ihnen, zur Strafe für ihre Verrätherey, den rechten Fuß ab. Von den Häuptern der Verschwörung floh Graf Hereford nach Dänemark, und Graf Ralph nach Bretagne, wo er ein großes Gut besaß. Als daher Wilhelm aus der Normandie zurück kam, um den Aufruhr zu dämpfen, fand er nichts weiter zu thun übrig, als die Bestrafung der Schuldigen, welche er mit großer Härte vollzog. Viele von den Rebellen starben am Galgen, einigen wurden die Augen ausgestochen, andern die Hände abgehauen. Selbst dem Grafen Waltheof, ob er gleich seine Schuld bekannt

kannt hatte, wurde der Proceß gemacht, und erbüßte mit dem Tode. Dann eilte Wilhelm nach der Normandie zurück, um seine Rachbegierde an dem Grafen Ralph zu sättigen. Der Verfolgte hatte einen Beschützer an dem Grafen Houel von Bretagne gefunden, und nur die Vermittlung des Königs von Frankreich vermochte endlich den Eroberer, seiner Rachsucht Grenzen zu setzen.

Nach so vielen Empörungen schien König Wilhelm endlich der Ruhe genießen zu können. Aber nachdem alle seine Feinde besiegt waren, hatte er das Herzeleid, in seiner eigenen Familie einen Rebellen auftreten zu sehen.

Seit dem Jahre 1056 war Wilhelm mit der Prinzessin Mathilde von Flandern vermählt, die er zärtlich liebte, und die ihm vier Prinzen und fünf Prinzessinnen gebahr. Der älteste Prinz Robert, wegen seines kurzen Beins Kurzhose genannt, besaß die Tapferkeit seiner Nation und Familie, aber ohne jene Klugheit und Verstellung, die sein Vater in keinem Falle verleugnete, und die so viel zu seinem Glücke beitrug. Voll brennender Ruhmbegierde, keinen Widerspruch duldend, ohne Zurückhaltung in der Freundschaft und offen in der Feindschaft, konnte Prinz Robert sich nicht in die Umstände fügen, und versagte selbst den Befehlen seines gebieterischen Vaters den Gehorsam. Allzufrühe und öffentlich strebte er nach jener Unabhängigkeit, zu der ihn seine unruhige Gemüthsart trieb. Sein Vater hatte ihm die Abtretung der Normandie versprochen, verschob aber die Vollziehung dieses Versprechens von einer Zeit zur andern, weil er es nicht räthlich fand, dem Prinzen eher zu willfahren, als bis er der Regierung fähig wäre. Da Prinz Robert seinen Vater eines Tages bat, die Erfüllung seiner Wünsche nicht

länger zu verschieben, antwortete dieser kurz und trocken: „Ich ziehe meine Kleider nicht eher aus, als bis ich zu Bette gehe.“

Es läßt sich denken, wie sehr der herrschsüchtige und von Natur ungestümme Prinz dadurch erbittert wurde. Sein Gemüth wurde noch mehr gereitzt, als ihn nicht lange darauf seine Brüder, auf die er ohnehin eifersüchtig war, im Scherz mit Wasser begossen. Voll finstern Unmuths verließ er den Hof, und begab sich noch dieselbe Nacht, in Begleitung seiner Mitverbundenen, nach Rouen, um sich des dortigen Schlosses zu bemächtigen. Da der Anschlag mißlang, so flüchtete er weiter hinein in die Normandie, fand daselbst einen großen Anhang, und wurde insgeheim nicht nur von Frankreich mit Truppen, sondern auch, wie man vermuthet, von seiner Mutter mit Geld unterstützt.

Die Unruhen dauerten mehrere Jahre, bis endlich Wilhelm im Jahr 1079, unter Anführung seiner alten Feldherren, ein ansehnliches Heer aus England kommen ließ. Jetzt wurden die Rebellen aus allen ihren Schlupfwinkeln vertrieben, und Wilhelm wurde wieder überall als rechtmäßiger Regent anerkannt. Der Prinz mußte endlich seine Sicherheit in dem Städtchen Gerberoi in Beauvoisis suchen, welches ihm der König von Frankreich, der die Flamme der Zwiespalt möglichst zu unterhalten suchte, eingeräumt hatte. In diesem Platze belagerte Wilhelm seinen Sohn, und dieser vertheidigte sich, von einer starken Besatzung unterstützt, mit vielem Nachdrucke. Es kam unter den Wällen der Stadt zu mehreren Gefechten, die aber mehr ritterlichen Zweikämpfen ähnlich waren, als kriegerischen Actionen unter Armeen. Eines dieser Gefechte war wegen seiner Umstände und seines Erfolges vor andern merkwürdig.

Prinz Robert stieß eines Tages, da er das Schloß verlassen hatte, um seinen Muth auszuzeichnen, auf seinen Vater, ohne ihn unter dem Helme zu kennen. Sie griefen einander wüthend an, und fochten mit der größten Erbitterung. Endlich verwundete der Prinz seinen Vater am Arme, und warf ihn aus dem Sattel, worauf dieser um Hilfe rief. Nun erkannte der Prinz die Stimme seines Vaters, ward von Gewissensbissen und von der schröcklichen Vorstellung des Vatermordes, den er eben, wenn gleich unwissend, zu begehen im Begriff war, gefoltert, warf sich reuevoll seinem Vater zu Füßen, erflehte sich von ihm Verzeihung, und unterwarf sich auch den härtesten Proben, die der Vater ihm auflegen wollte. Wilhelm konnte sich indessen nicht so unmittelbar zum Gefühl der väterlichen Zärtlichkeit umstimmen; sein Herz war zu tief verwundet, um in einem Augenblicke geheilt zu werden; doch gelang es nach einiger Zeit der Königinn, und andern gemeinschaftlichen Freunden, die Aussöhnung zu bewirken.

11.

Jagdliebe des Königs, Gesetze und Verordnungen.

Wilhelm war, wie alle Normänner, ein außerordentlicher Liebhaber der Jagd, und eignete sich auf Kosten seiner Unterthanen manche Jagdfreiheit zu. In allen Theilen Englands gab es große Waldungen, in welchen die früheren Könige ihre Jagdlust befriedigt hatten, allein dieß genügte dem Könige Wilhelm nicht, er wollte auch bei Winchester, seiner gewönlichen Residenz, einen besondern Forst haben. Dieser Entschluß konnte aber ohne große Zerstörungen nicht sogleich ausgeführt werden, und Wil-

helm

helm war schon alt. Dennoch wurden auf sein Geheiß in einem Bezirke von sechs deutschen Meilen Häuser und Güter, Kirchen und Klöster auf einmal der Jagdlust aufgeopfert, ohne daß man sich die Mühe nahm, die Eigenthümer deswegen zu entschädigen. Etwas Antheil mag Wilhelms Liebe zur Jagd auch daran gehabt haben, daß er ganze Strecken an der Küste der Nordsee veröden ließ, angeblich blos deswegen, um den Dänen, die ihn zuweilen noch bedrohten, die Landung und die Festsetzung zu erschweren. Zugleich erschienen tyrannische Jagdgesetze. Bei Strafe der Entmannung und des Ausstechens der Augen durfte kein Mensch, auch kein Edler, weder in den Bannforsten jagen, noch Holz fällen, noch weiden lassen, und das zu einer Zeit, wo der Mord eines Menschen mit einigen Pfunden Silbers abgebüßt werden konnte.

Die Staatskunst des Königs von England, welche er während seiner ganzen ein und zwanzigjährigen Regierung in England befolgte, war die Staatskunst eines schlauen und muthigen Despoten. Er allein maßte sich das Vorrecht an, Auflagen zu machen, er allein besaß die ganze vollziehende Macht der Regierung. Das allerwichtigste aber war, daß er sich die größte richterliche Gewalt zueignete, und einen Gerichtshof unter dem Namen Aula regis (Königshof) errichtete. Ein fürchterliches Tribunal, das von allen Gerichten der Baronen Appellation annahm, und über Gut, Ehre und Leben der Baronen selbst, ohne weitere Rettung entschied; ein Gericht, das aus den vornehmsten Kronbedienten bestand, die nach dem Willen des Königs abgesetzt werden konnten, und das den König selbst zum Präsidenten hatte, wodurch der vornehmste Edelmann des Reichs eben so sehr, als der geringste Unterthan, von

dem

dem Willen des Monarchen abhängen mußte. Diese übermäßige königliche Gewalt gab England in der Folge die Freiheit, denn eben aus diesem Uebermaaße entstand ein gewisser Geist der Einigkeit, und des wohleingerichteten Widerstandes.

Ehrenwerther, als so viele despotische Maaßregeln, durch die Wilhelm seinen Thron sicherte, ist ein Unternehmen, das von dem Umfange seines Genie's zeugte, und beweist, daß er mehr als ein bloßer Eroberer war. Er ließ nemlich eine vollständige Topographie von ganz England entwerfen, ein Verzeichniß, dergleichen kein christlicher Staat jener Zeit aufzuweisen hat *). Es enthält von einer jeden Grafschaft eine genaue Beschreibung nach einzelnen Districten und Lehen, mit den Namen der Besitzer unter der vorigen und damaligen Regierung, und giebt die Anzahl und die Gattungen der darinn vorhandenen Grundstücke, Mühlen und Teiche, ihre Eigenschaften, ihren Werth und die darauf haftenden Dienste und Lasten und zugehörigen Leibeigenen, Zugvieh, sogar zuweilen der Bienenkörbe, obwohl nicht allemal gleich vollständig, an. Northumberland, Westmoreland, Cumberland, Durham, und ein Theil von Lancashire fehlen in diesem Verzeichnisse, weil sie durch Krieg verwüstet und unangebaut gewesen seyn sollen; und hie und da bewiesen sich die Bevollmächtigten, welche das Land aufnahmen, gegen man-

*) Dieses wichtige Ueberbleibsel des Alterthums ist noch jetzt vorhanden. Es wird zu London bei der Exchequer (Schatzkammer) verwahrt, und gibt wichtige Aufschlüsse über den ehemaligen Zustand von England. Den Namen Doomsdaybook (liber judicialis), unter dem dieses Werk bekannt ist, hat es wahrscheinlich daher erhalten, daß es die Gerechtigkeiten (Daye) des Dom oder Herrn (justitiam regni, domini) darlegt.

manchen Besitzer nachsichtig und gaben geringere Summen an. Dennoch blieb dieses Verzeichniß die Richtschnur zwischen Regenten und Unterthanen, und die Grundfeste der königlichen Oberhoheit, und war, wie man sagte, so inappellabel, wie die Aussprüche des Weltgerichts.

12.

Wilhelms letzte Unternehmungen. Tod und Charakter.

Im Jahr 1083 verlor Wilhelm seine Gemahlinn Mathilde, ein Verlust, der ihm sehr nahe gieng, da er sie immer zärtlich geliebt, und die aufrichtigste Freundschaft für sie empfunden hatte. Drei Jahre nachher reiste er nach der Normandie, und hatte den Prinzen Edgar Atheling in seiner Begleitung, dem er gern die Erlaubniß ertheilte, eine Pilgerreise ins gelobte Land zu machen. Mit seinem Sohne Robert war er öfters unzufrieden, und das gute Vernehmen zwischen Vater und Sohn war immer nur von kurzer Dauer. Der unruhige Prinz brach oft mit seinem Vater, versöhnte sich wieder, und begieng neue Unbesonnenheiten. Zu diesem Verdrusse kamen die unaufhörlichen Befehdungen der französischen und normännischen Edelleute an den Grenzen, die Wilhelm nie völlig unterdrücken konnte. Es war überhaupt zu jener Zeit der Macht der Fürsten nicht wohl möglich, den ausgelassenen Adel im Zügel zu halten, und Wilhelms Unwille stieg um so höher, da der König Philipp der Erste von Frankreich diesen Befehdungen Vorschub that, und besonders den Prinzen Robert insgeheim unterstützte.

Die Rachsucht des Königs von England, die einige Zeit in seinem Innern verschlossen war, brach endlich in Thätlichkeiten aus. Eine Witzeley des

Königs

Königs von Frankreich verursachte einen Krieg. Wilhelm war übermäßig fett geworden, und mußte während seines Aufenthalts in der Normandie Krankheitshalber einige Zeit das Bette hüten. Der König von Frankreich nahm davon Gelegenheit, mit der seiner Nation eigenen Lebhaftigkeit zu sagen: er wundere sich, daß er noch nichts von der Niederkunft seines Bruders von England gehört habe. Als man Wilhelmen diesen unzeitigen Scherz hinterbrachte, schwur er „bei dem Lichte und der Auferstehung Gottes" (sein gewönlicher Schwur) daß er seinen Kirchgang zu Unserer lieben Frauen in Paris, und zwar mit zehen tausend Wachskerzen halten wolle, die dem Könige von Frankreich eben keinen angenehmen Anblick gewähren sollten. Er spielte damit auf die hergebrachte Sitte der Mütter an, der heiligen Jungfrau nach der Niederkunft eine angezündete Kerze darzubringen.

Kaum war Wilhelm wieder hergestellt, so grief er zu den Waffen, fiel in die französische Landschaft Vexin ein, und hinterließ überall fürchterliche Spuren seines verwundeten Ehrgeitzes und seiner wilden Rachsucht. Alle französischen Dörfer, die er auf seinem Marsche berührte, loderten in Flammen auf, die Stadt Mantes ward in Asche gelegt, und Wilhelm hätte seiner Rachsucht ohne Zweifel noch viel mehr Opfer gebracht, wenn nicht ein Zufall seinem Leben plötzlich ein Ende gemacht hätte. Sein Pferd that unversehens einen Seitensprung, er quetschte seinen schweren Bauch am Sattelknopf, und diese Verletzung wurde, bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte, so gefährlich, daß er selbst an seiner Rettung verzweifelte. Als er sein Ende herannahen fühlte, machte er sich bittere Vorwürfe über das viele Menschenblut, das er vergossen, und über die har-

ten

ten Maaßregeln, die er gegen das gute englische Volk genommen hätte. Um die Schrecknisse vor der Zukunft einigermaßen zu mildern, überrechnete er die guten Werke, die er gethan zu haben wähnte, und die seinen Leidenschaften so gar nichts kosteten. Er freute sich, als über ein großes Verdienst, daß er den Lanfrank und andere berühmte Mönche zu den ersten Würden erhoben, zehen von seinem Vater gestiftete Abteyen bereichert, und in der Normandie siebenzehen neue Mönchs : und sieben neue Nonnenklöster gestiftet habe. Seine Schätze befahl er an die Kirchen und an die Armen zu vertheilen, denn dadurch glaubte man damals, ein Heiliger zu werden, nachdem man eine Geißel der Menschen gewesen war.

Wilhelm starb unbetrauert in dem Schlosse Hermentruille unfern Rouen den neunten September 1087, in einem Alter von sechzig Jahren, nachdem er zwei und füufzig Jahre in der Normandie, und ein und zwanzig in England regiert hatte. Aus Furcht vor einem bürgerlichen Kriege entwichen alle, die bei seinem Absterben um ihn waren, und das Schloß war in Kurzem so rein ausgeplündert, daß man den Leichnam des Königs fast ohne Kleidung fand. Als er nach einem langen Aufschub in der Abtey des heil. Stephan zu Caen, die er gestiftet hatte, beigesetzt werden sollte, folgten der Leiche blos die Geistliche und einige andere Leute, welche etwa die Neugierde herbei gezogen hatte. Unvermuthet brach in der Stadt ein Feuer aus, und nun floh jedermann, bis auf einige Mönche. Als endlich der Sarg eingesenkt werden sollte, und ein Bischof die Leichenrede hielt, trat ein Bürger von Caen, Namens Oscelin auf, und rief: „der Platz, wohin ihr den Verfolger meines Vaters, dem Gott verzeihen wolle, legen wollt,

ist mein Eigenthum. Ich protestire gegen die Beerdigung, bevor mir eine angemessene Vergütung gegeben wird." Nur mit Mühe ließ sich Oscelin, nachdem man ihm eine Vergütung zugesichert hatte, befriedigen. Während dieses Aufenthaltes borst der Leichnam, und verbreitete in der ganzen Kirche einen so entsetzlichen Gestank, daß alle Anwesenden mit tumultuarischem Lärmen davon rannten. Nur einige Geistliche, denen ihr Amt zu fliehen verbot, vollzogen die Beerdigung.

Wenige Fürsten hat das Glück, bis an das Ende ihrer Laufbahn, so begünstiget, als Wilhelm den Eroberer. Seinen Charakter erkennt man am besten aus seinen Thaten. Er war von kühnem und unbiegsamem Geiste, ließ sich aber doch fast immer durch die Klugheit leiten. Sowohl in seiner Rache als in seinen Gunstbezeugungen überschritt er nicht selten die Grenzen der Mäßigung. Gebohren zu einer Zeit, wo die Gemüther der Menschen noch unbiegsam, und mit der Demüthigung unbekannt waren, war er dennoch fähig, sie nach seinen Absichten zu leiten, und theils durch die Kraft seines Charakters, theils durch List und Verstellung eine uneingeschränkte Gewalt einzuführen. Sein Herz war für die Empfindungen der Großmuth nicht unzugänglich, aber gegen das Mitleiden verhärtet; in den Erweisungen seiner Gnade, wie im Verhängen der Strafe liebte er das in die Augen fallende. Seine Physiognomie war von Natur ernst und streng, und der Zorn machte ihn schrecklich; er konnte aber auch freundlich seyn, und empfieng diejenigen mit Güte, die sich ihm naheten. In hohem Grade argwöhnisch, ließ er sich nicht leicht auf andre Gesinnungen bringen, wenn er gegen jemanden eingenommen war, und seine Rache war fürchterlich. Ueber manche

klein-

kleinliche religiöse Vorurtheile seiner Zeit und abergläubische Uebungen wußte er sich nicht zu erheben, aber mit Würde und Standhaftigkeit wies er alle Anmaßungen Gregors des siebenten zurück. Der Pabst mochte ihm schmeicheln oder drohen, er mochte schreiben, der König Wilhelm sey schlimmer als Heidenfürsten, die doch die Appellation nach Rom nicht hinderten, er mochte ihm von seinem göttlichen Rechte vorsprechen so viel er wollte: nichts konnte ihn in seinen Entschließungen wankend machen. „Gott und meinem Degen verdank' ich meine Krone," antwortete er dem päbstlichen Legaten, der ihn auf alle Art zu bewegen suchte, die Souverainetät des Pabstes anzuerkennen, und dabei blieb es. Gregor konnte nichts ausrichten, denn hier hatte er nicht solche schwache Fürsten, wie anderwärts, vor sich, und nicht solche Gelegenheiten, wie im deutschen Reiche.

Wilhelms Unternehmung gegen England war das letzte große Unternehmen von der Art, das im Verlaufe von acht Jahrhunderten völlig geglückt ist. Sein großer Geist durchbrach alle Schranken, und ob er sich gleich bei seinen englischen Unterthanen unendlich verhaßt machte, so übergab er doch seine Macht seinen Nachkommen, und der Thron ist noch bis auf diesen Tag im Besitz derselben: ein Beweis, daß er einen festen Grund gelegt hatte. Er war, wie Cäsar, ein berühmter Räuber, aber er hatte vor dem Römer dies voraus, daß er nur ein fremdes Volk seinen Waffenbrüdern überließ, da Cäsar hingegen sein eigenes Vaterland seinem Ehrgeitz aufopferte. So schmerzlich den Engländern das normännische Joch wurde, so hatten sie den Normännern doch auch manches Gute zu danken, in Hinsicht auf wissenschaftliche Kutlur, Sitten und Kriegsgeist. Wilhelm war ein Gönner und Liebhaber der

Gelehrsamkeit. Er hatte eine gute Erziehung erhalten, liebte die Lectüre, und fand Vergnügen am Umgange mit Gelehrten, die er zu den höchsten Würden und reichsten Pfründen der Kirche erhob. Durch seine Freigebigkeit bewogen, kamen einige der angesehensten Gelehrten vom festen Lande nach England, und trugen, durch Beispiele und Lehre, zur Beförderung nützlicher Erkenntniß bei.

In seinem letzten Willen hinterließ Wilhelm dem ältesten Prinzen Robert die Normandie und Maine, dem jüngsten, Heinrich, fünftausend Pfund baaren Geldes und den Nachlaß seiner Mutter. Dem zweiten, Wilhelm dem Rothhaarigen, hatte er die Krone zugedacht, der sie auch ungesäumt in Besitz nahm. Nach seinem Tode setzte sich Heinrich, der im Testamente am wenigsten bedacht worden war, in Besitz der ganzen väterlichen Erbschaft.

Zweite Abtheilung.

Biographische Fragmente.

I. Die Astrologen Stöfler und Carion.

Die Astrologie, oder die Kunst, aus den Stellungen der Gestirne zukünftige Dinge vorher zu sagen, ist fast so alt als die Welt. Selbst große Astronomen, ein Copernikus, Tycho de Brahe, Kepler u. a. ließen sich dazu brauchen, aus dem Stand der Gestirne Nativitäten zu stellen, und jeder Fürst hatte gewöhnlich an seinem Hofe einen Sterndeuter, dessen Einfluß manchmal sehr bedeutend war. So bekleidete z. B. am Hofe des Churfürsten Joachim des Ersten von Brandenburg, der 1484 gebohren wurde, Johann Carion, ein sonst gelehrter und verdienter Mann, lange Zeit dieses Amt, und genoß eine gute Besoldung dafür. Am Geburtstage seines ältesten Prinzen ließ der Churfürst die Nativität von dem damals berühmten Gelehrten Lukas Gaurikus, dem nachmaligen Bischofe von Civota, stellen; dieser Gaurikus schrieb ein Buch von den Grundsätzen der Astrologie, und widmete es dem Sohne des Churfürsten. Bei der Geburt seines zweiten Prinzen stellte der Hofsterndeuter Carion die Nativität: dieser war so hoch studirt, daß er sogar

den Schutzengel des Prinzen ausforschte und zu sagen wußte, er habe den Namen: Bathsithihadel.

Die ganze Astrologie beruhte auf der stolzen Einbildung, daß alle Welten und alle Sonnen, daß alle Sterne und alle Erden, daß jedes Thier und jede Pflanze, daß jeder Staub und jedes Sandkorn einzig und allein der Menschen wegen erschaffen worden wäre. Folglich, so schloß der Hochmuth der verblendeten Sterblichen weiter, müssen die himmlischen Körper einen Einfluß in unser Glück und in unsre Ruhe, in unsre Schicksale und in unsre Handlungen, in unser Leben und in unsern Tod haben. Der verschiedene Stand der Planeten und Fixsterne machten nach ihren Gedanken gute und böse Aspekten, welche bei Geburten und Ehebündnissen, bei Reisen und Studiren, bei Feldzügen und Friedensschlüssen, beim Mediciniren und Arbeiten Glück brächten oder Unglück verkündigten. In allen diesen und unzähligen andern Fällen wurden die Leute, welche die Bedeutung der himmlischen Aspekten anzugeben sich rühmten, zu Rathe gezogen.

Den größten Beweis von der Allgemeinheit des Glaubens an Sterndeuterey giebt Johann Stöfler, Professor der Mathematik in Tübingen, ein berühmter Astrolog, von dem man astronomische Tafeln und Ephemeriden hat, und der einen durch ganz Europa verbreiteten Ruhm besaß. Man höre, welchen Schrecken der gelehrte Mann verbreitete.

Im Jahr 1518 weissagte Stöfler, daß im Februar 1524 eine allgemeine Sündflut entstehen, und die ganze Erde zerstöret würde. Denn es träfe eine Konjunktion des Saturns, Jupiters und Mars im Zeichen der Fische ein, welches offenbar eine Wasserflut anzeige. Das Schreiben, worinn Stöfler seine Prophezeihung zuerst bekannt machte, war

an

an den König von Spanien und nachmaligen Kaiser Karl den Fünften gerichtet. Karl erschrack, alle Hofleute zitterten, ganz Deutschland bebte, alle Europäer geriethen in Furcht vor Warten der Dinge, die da kommen sollten. Denn mehrere Astrologen bekräftigten Stöflers Unglücksdrohung. Viele Franzosen wurden wahnsinnig vor Angst; viele, die am Meere und an großen Flüssen wohnten, verkauften ihre Häuser, Aecker, Güter, und zogen auf hohe Berge. Einige bauten Schiffe, Andere große Archen nach dem Muster des Erzvaters Noah. Dieß that besonders der Präsident Auriol in Toulouse in Frankreich; er ließ seine erbaute Arche mit allen Lebensmitteln versehen, und auf vier große gemauerte Pfeiler setzen, damit sie nicht gleich vom ersten Wasserstoß fortgetrieben würde. Der Bürgermeister Hendorf in Wittenberg ließ auf dem Boden seines Hauses Anstalten gegen die Sündflut machen, und ein Viertel von einem Brauer Bier hinauf ziehen, um doch einen guten Trunk zu haben.

Der gefürchtete, mit tausend Schrecken erwartete Februar von 1524 brach endlich herein: der Himmel war heiter, das Wetter schön, die Erde blieb trocken. Die Sündflut kam nicht; im ganzen Jahre kam keine, in allen nachfolgenden Zeiten zeigte sich keine Spur davon. Aber der Aberglaube verschwand deswegen doch nicht: die Mönche behaupteten, daß sie durch ihre Bußthränen den Feuerzorn Gottes ausgelöscht, und durch ihr verdoppeltes Fasten das Unglück abgewehrt hätten. Die Gelehrten bewiesen, daß eine Wasserflut vermöge der Himmelszeichen hätte kommen müssen, aber wegen der göttlichen Versicherung in der Bibel, daß die Erde nicht mehr ersäuft werden solle, nicht hätte kommen können. Die brandenburgischen Geschichtschreiber

wollten

wollten doch nicht, daß die Himmelszeichen gelogen hätten: sie behaupteten in der Folge, daß hierdurch der große Bauernkrieg angedeutet worden sey, wodurch bald darauf viele Provinzen Deutschlands so grausam verwüstet wurden.

Der Astrolog Stöfler ist auch Vater einer andern Thorheit. Er gab im Jahre 1499 zu Ulm den ersten Kalender heraus, welcher astrologische Grillen enthält; und seitdem verbreitete sich wie eine verderbliche Seuche die Mode durch Deutschland, Prophezeihungen, mediciniſche Astrologie und Zeichendeuterey den Kalendern beizufügen. Stöfler führte in seinem Kalender, der für viele Jahre eingerichtet war, unter andern auch den Einfluß an, welchen die Planeten ins Haus- und Thürmebauen, in die Gartenarbeit, in den Umgang mit allerlei Personen, in die Liebe, in die Rechtshändel haben; er gab die Zeiten an, wenn man beten, studiren, die Kinder in die Schule schicken, Haare abschneiden, neue Kleider anziehen, räuchern, sich baden, reisen, kaufen, fischen, Kranke heilen solle; er bemerkte, welche Krankheiten einen glücklichen Ausgang haben würden, und welches die gefährlichen Tage wären.

Nach Stöflers Beispiele gab der brandenburgische Hofastrologe Carion ähnliche prophetische Kalender heraus. Einer davon geht von dem Jahre 1519 bis zu 1574. Im Jahre 1529 ließ er eine Kalenderpraktik drucken, die eine Menge Prophezeihungen enthält; das nämliche that er 1532 und 1533. In einem von diesen Kalendern prophezeihte er, daß Doctor Luther, den er haßte, weil dieß der Hofton war, an einem gewissen Tage als ein Ketzer verbrannt werden würde. Der Tag erschien, und Luther blieb am Leben. Dennoch ließ sich Carion nicht irre machen, und dennoch glaubte der Churfürst

fürst an seine Weissagungen. Er machte im Jahre 1530 neue Weissagungen bekannt, die alle Glücks- und Unglücksfälle enthielten, welche sich vom Jahre 1528 bis 1540 im deutschen Reiche, und auch in auswärtigen Ländern, zutragen würden. Er gebrauchte hiebei die List, in der Vorrede anzumerken, daß nun bereits zwey Jahre verflossen seyen, in denen seine Prophezeihungen pünktlich eingetroffen wären: hieraus könne man den Schluß machen, daß auch die übrigen erfolgen werden. Bei jedem Jahre beschrieb er zugleich die Sonnen- und Mondsfinsternisse, die dann natürlich eintrafen. Seine Weissagungen waren überhaupt in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, verkündigten Vorfälle von geistlichen und weltlichen Herren, die sich fast immer ereignen, als Reisen, Krankheiten; meldeten Landplagen, die eben nichts unerhörtes sind, als giftige Seuchen, gewaltsame Mordthaten, Feuersbrünste, Diebstähle. Diese Kunstgriffe erreichten ihren Zweck. Carion wurde als ein Wundermann verehrt. Der Hof hatte uneingeschränktes Vertrauen zu ihm: das Land folgte dem Beispiele, alles gab ihm vollen Beifall.

Mit diesen Schätzen astrologischer Weisheit war das Zeitalter noch nicht zufrieden. Man schickte in andere Länder, in ferne Reiche, um von dort größere Schätze von Wahrsagungen zu holen. Es wurden fremde Welttheile durchsucht, um sich mit ihren Prophezeihungen zu bereichern. Eine fruchtbare Erndte von dergleichen Auswüchsen des Gehirns fand man in Persien. Die Geistlichen hielten es für einen Theil ihrer Amtspflichten, ihre Heerden mit dieser Speise zu sättigen: sie vertheidigten die Wahrheit solcher Prophezeihungen auf den Kanzeln, und legten es ihren Zuhörern ans Herz, sie anzunehmen.

So

So viel übrigens die Astrologen vorher verkündigten, so waren ihnen gewönlich ihre eigenen Schicksale am unbekanntesten. Stöfler dachte wohl nicht, daß — Bücher ihn tödten würden. Er wollte einer bei ihm versammelten Gesellschaft etwas beweisen, aber das lockere Bücherbrett fiel ihm auf den Kopf, daß er den 16. Febr. 1531 starb.

II. Gefangenschaft des Hugo Grotius.

Im Jahr 1619.

1.

Was den Hugo Grotius in's Gefängniß brachte.

Eine sehr wichtige Epoche in der Geschichte des menschlichen Verstandes und der gemeinnützlichsten Erkenntnisse hat Hugo Grotius gemacht, der Stolz seines Jahrhunderts und einer der gefeiertsten Gelehrten der ganzen neuern Literatur. Als Staatsmann und philosophischer Politiker, als Theolog, Jurist, Geschichtschreiber, Philolog, und Dichter hat er sich Verdienste erworben, die keine Zeit vergessen kann. Das Natur- und Völkerrecht existirte vor ihm nicht als Wissenschaft, und erst seit Erscheinung seines Meisterwerks vom Rechte des Kriegs und Friedens (De jure belli et pacis) wurden allmählich auf den europäischen hohen Schulen eigene Lehrstühle für das Naturrecht errichtet. Sein Buch von der Wahrheit der christlichen Religion und sein Kommentar über die Bibel wer-

den bis diesen Tag von den ersten Theologen als klassische Werke benutzt und verehrt. Seine niederländische Geschichte athmet ganz den Geist eines Sallust und Tacitus, und verbindet tiefe Gelehrsamkeit und Sachkenntniß mit Welt- und Menschenkunde, ausgebildeten Geschmack und klassische Eleganz mit großer Gesinnung, und altrömischem Patriotismus. Seine Oden, Trauerspiele, Sinngedichte, poetische Uebersetzungen und Briefe zeigen ihn als großen Dichter, und als Menschen von der liebenswürdigsten Seite. Kurz, Hugo Grotius war einer der seltenen Geister, welche die ganze Welt menschlicher Kunst und menschlichen Wissens umsegelten, und die Menschheit mit neuen Entdeckungen bereicherten. Wo er die Hand ansetzte — sey es Wissenschaft, Kunst oder ein politischer Entwurf, da drang er in's innerste Mark und Wesen des Gegenstandes ein, und that es den versuchtesten Meistern des Faches gleich.

Das kräftige Jugendleben dieses großen Mannes, der 1583 aus einem alten adelichen Geschlechte zu Delft in Holland gebohren war, greift unmittelbar und tief in die Geschichte seines Vaterlandes ein, dem er nie aufhörte mit ganzem Gemüthe anzugehören, auch da es ihn verstieß, und aus Partheyhaß verfolgte. Seine Gelehrsamkeit eilte sehr bald seinen Jahren voraus; schon als Knabe verfertigte er Schauspiele und andere Gedichte, im zwölften Jahre begann er bereits seine akademische Laufbahn auf der hohen Schule zu Leiden, und im fünfzehnten bewunderte man schon seine ausgebreitete Wissenschaft und seine schriftstellerischen Gaben. Zwei Jahre darauf begab er sich mit dem holländischen Gesandten Oldenbarneveld nach Paris, wurde daselbst als ein Wunder der Gelehrsamkeit angestaunt, von König

Hein-

Heinrich dem Vierten glänzend ausgezeichnet, und mit dem Doctorhut geschmückt. Die ersten Jahre öffentlicher Wirksamkeit in seinem Vaterlande widmete er der juristischen Praxis, bis ihn 1607 die Staaten von Holland, Seeland und Westfriesland zum Generalfiskal ernannten. Die Stadt Rotterdam ehrte seine Verdienste dadurch, daß sie ihn 1613 zu ihrem Pensionair oder Syndikus ernannte, in welcher Würde er auch Sitz in der Versammlung der allgemeinen Stände aller sieben Provinzen der vereinigten Niederlande hatte.

Es herrschten zu jener Zeit in Holland theologische Zänkereyen, welche die heftigsten Bewegungen verursachten. Arminius und Gomarus, beide Gottesgelehrte und Professoren zu Leiden, erhoben einen Streit über das Geheimniß der Gnadenwahl, welcher die Republik zu zerrütten drohte. Arminius gab sich Mühe, Calvins anstößige Grundsätze zu mäßigen; er vertheidigte die Güte Gottes und die Freiheit des Menschen, so viel er, ohne den Grundsätzen der Reformirten zu nahe zu treten, nur immer konnte. Gomarus, ein strenger und hartherziger Calvinist, der die Vernunft nicht auf seiner Seite hatte, ersetzte den Mangel derselben durch jenen schwärmerischen Verfolgungsgeist, der den großen Haufen so leicht mit sich fortreißt.

Zum Unglück für die holländische Kirche und Republik mischten sich in diese Religionshändel auch wichtige politische Streitigkeiten. Es bildeten sich nach und nach in dem Freistaate zwey große Partheyen, deren jede auch eine von den beiden kirchlichen in Schutz nahm. An der Spitze der eifrigen Republikaner stand Oldenbarneveld, jener ehrwürdige Patriot, den Grotius nach Paris begleitet hatte, und dieser selbst. Beide schützten die Parthey

des

des Arminius gegen die Wuth ihrer Feinde, wie es Männern von heller Einsicht, frommem Gemüth und redlicher Freiheitsliebe geziemte. Ihnen gegenüber stand Prinz Moriz von Oranien, Statthalter, Generalkapitain und Generaladmiral der Republik. Durch seine Kriegsthaten hatte er sich um den Staat ungemeine Verdienste erworben, und ob er gleich nicht die höchste Gewalt in denselben behauptete, so flossen doch so viele Begnadigungen und Ehrenämter von ihm her, daß ihn auch von dieser Seite ein helleuchtender Glanz umgab. Aber eben dadurch, und durch einige Schritte des Prinzen, wurden Oldenbarneveld, Grotius und einige andere Patrioten auf die Meinung gebracht, daß er, wo nicht nach einer unumschränkten, doch nach einer höhern Macht strebe. Sie beschloßen daher, sich dem Prinzen zu widersetzen. Aufgebracht hierüber stellte sich Moriz an die Spitze der Gomaristen, welche die stärkere Parthey waren, und wußte es so einzuleiten, daß Oldenbarneveld, Grotius und der Pensionair Hogerbeets von Leiden, unter Genehmigung eines Theils der gesammten Stände, gefangen gesetzt wurden. Die Ursache, womit man diesen Gewaltstreich beschönigte, war: daß sie die Religionsstreitigkeiten in die Regierung des Staats gebracht; ihre Absichten mit Gewalt durch angeworbene Soldaten zu erreichen gesucht, und das Band der Einigkeit zwischen den verbundenen Provinzen zerrissen hätten. Allein die wahre Ursache des Unglücks dieser Patrioten war nur in dem Hasse des Prinzen gegen sie, als Häupter der Gegenparthey, und in dem Widerwillen der fanatischen Gomaristen, als Beschützer ihrer Gegner, zu suchen. Die Nachwelt, vom Partheyhaß ungeblendet, hat sie vollkommen gerechtfertigt.

2.

Sieg der Ungerechtigkeit über die Unschuld.

Hugo Grotius ahnete das Unglück nicht, das ihn bedrohte. Er fuhr am 29sten August 1618 zu Utrecht in die Versammlung der Stände, wohin ihn die Pflicht seines Amtes rief. Dort wurde ihm gesagt, daß ihn der Prinz Moriz sprechen wolle; als er aber in das Zimmer trat, wo der Prinz seyn sollte, kam ihm ein Hauptmann entgegen und nahm ihn gefangen. Nachdem er einige Zeit von zwey Soldaten bewacht worden war, wurde er in eine dunkle Kammer gebracht, in welcher er drei Tage und Nächte, bei verschlossenen Fenstern, ohne Licht bleiben mußte, ehe man ihm ein anderes Zimmer zum Gefängniß anwies. Von der Verhaftung seiner Freunde Oldenbarneveld und Hogerbeets, die an demselben Tage geschah, wurde er anfangs nichts gewahr, aber auch diese nichts von der seinigen.

Es stund lange an, ehe die Patrioten verhört wurden. Dieses Verfahren war um so ungerechter, da nach alter Weise in Holland keiner von der rechtmäßigen Obrigkeit verhaftet wurde, ohne vorhergegangene Inquisition, er möchte denn bei der Begehung eines Frevels ergriffen, oder von einem nahmhaften Kläger dem Richter übergeben worden seyn. Mehrere Städte, besonders Rotterdam und Leiden, verlangten von dem Prinzen, daß Grotius in Freiheit gesetzt, oder wenigstens in seinem Hause gefangen gehalten werden möchte. Sie drangen nachdrücklich darauf, daß die Sache der Gefangenen von allen holländischen Ständen untersucht werden sollte. Könnte man sie eines Verbrechens gegen das Vaterland überführen, so sollte man sie wie Schelmen

und

und Verräther bestrafen, aber nicht ohne deutlichen Beweis.

Der Prinz von Oranien mußte mit Recht befürchten, seinen Zweck zu verfehlen, wenn diese Stimmung allgemeiner wurde. Um fernern Widersprüchen vorzubeugen, beschloß er daher, in allen Städten, wo es nöthig schien, die obrigkeitliche Gewalt seinen Anhängern in die Hände zu spielen. Er reiste von einer Stadt zur andern, entließ in jeder alle Rathsherren und andere hohe Personen ihres Postens; setzte diejenigen, welche ihm ergeben waren, von neuem ein, und erwählte an die Stelle der übrigen andere nach eigenem Belieben. Die Bürger sahen ein solches unrechtmäßiges Verfahren nicht mit Gleichgültigkeit an; wohl in mancher Brust kochte es gewaltig: aber in die größere Städte ließ der Prinz so viele Truppen rücken, daß man von keinem Widerstande einen glücklichen Erfolg hoffen durfte; in den kleinen war seine Leibgarde von drei bis vierhundert Mann mehr als hinreichend, den Unwillen der Bürger im Zaume zu halten. Wo der Magistrat, von den Bürgern unterstützt, es wagte, sich entschlossen zu zeigen, da wußte Prinz Moriz, durch scheinbare Mäßigung, Freundlichkeit und Bitten, ihn zu betrügen, sicher zu machen, und einzuschläfern. Wo ein grauer Rathsherr es versuchte, ein eindringendes Wort dazwischen zu reden, da bezeugte der Prinz große Betrübniß darüber, daß solche Schritte nöthig wären: aber das Wohl und die Rettung des Vaterlandes foderten sie. Daß sie deswegen geschehen, und daß aus ihnen den Vorrechten der Landschaften und Städte kein Nachtheil erwachsen solle, das erklärte er auch in der Versammlung der Stände von Holland nach seiner Zurückkunft im Haag. Die Stände, welche zum Theil schon aus

den

den Deputirten der veränderten Stadtobrigkeiten bestanden, komten nicht anders, als sich Sr. Durchlaucht mit verehrender Dankbarkeit verbunden erkennen, für den Eifer, welchen dieselbe zum Heile des Vaterlandes bewiesen hätten. Erst nach diesen langwierigen Vorkehrungen wurden Kommissaire ernannt, auf deren Ergebenheit man sich verlassen konnte, und vor diesen wurde Grotius am dritten November zum erstenmal vernommen.

Es war eine wohlgegründete Sitte bei den Holländern, einem Gefangenen vor dem Verhöre jede Berührung mit der Welt abzuschneiden; aber bei dieser Sitte schien schwerlich darauf gerechnet zu seyn, daß diese Zeit einige Monate dauern sollte. Daher ließ es sich wohl nicht mit ihr entschuldigen, daß man die drei Gefangenen, so auf einmal von ihren Gattinnen und Kindern hinwegriß. Des Grotius Gattinn, Maria, eine Tochter des Bürgermeisters, von Reigersberg zu Veer in Seeland, mit welcher er seit dem Jahr 1608 vermählt war — suchte in einer Bittschrift um die Erlaubniß nach, zu ihrem Gemahl ins Gefängniß ziehen, und bis ans Ende seiner Sache bei ihm bleiben zu dürfen. Ihr Gesuch wurde abgeschlagen, und als Grotius eine heftige Krankheit ergriffen hatte, wurde ihr das süße Geschäft der Pflege nicht gegönnt, ja es war ihr nicht einmal erlaubt, mit dem Gatten in Gegenwart der Gefängnißwärter zu reden.

Die Absicht des ersten, wie aller folgenden Verhöre, welche mit Grotius und seinen patriotischen Freunden angestellt wurde, war keine andere, als ihnen Geständnisse zu entlocken, die ihre Verurtheilung, wenigstens scheinbar, rechtfertigen könnten. Sogleich bei ihrer Verhaftnehmung wurde absichtlich das Gerücht verbreitet; man habe in Utrecht Dinge entdeckt

deckt, welche dem Staate große Gefahr gedroht; man halte Oldenbarneveld, Grotius und Hogerbeets für die Urheber derselben, und darum habe man sich ihrer Personen versichert. Als sie in der Folge einigemal verhört worden waren, hieß es: die Gefangenen hätten sich gegen die Republik verschworen, sie hätten die Vereinigung, die Religion und die Staatsverfassung, zur Sättigung ihres Ehrgeitzes, vernichten wollen. Diese Gerüchte wurden so absichtlich, und mit so mancherlei beglaubigenden Umständen verbreitet, daß die drei ehrenwerthen Männer in gereimten und ungereimten Schriften schröcklich gelästert wurden. Auf der andern Seite aber wurden sie innigst bedauert, und die Einsichtsvolleren beklagten es, daß mit ihnen die Freiheit des Landes untergehe.

Grotius benahm sich in jedem Verhöre als ein Mann, der sich seiner Unschuld bewußt ist, und der kein gerechtes Gericht scheuen durfte. Wenn er den Prinzen Moriz beleidiget hatte, so war doch sein ganzes Betragen der Landesverfassung gemäß. Aber seine Unschuld war eine schwache Schutzmauer gegen die Partheywuth, die sich zu seinem Untergange verschworen hatte. Nachdem er bereits ein halbes Jahr im Gefängniß geschmachtet hatte, wurde im Februar 1619 ein Gericht niedergesetzt, welches über die Gefangenen das Urtheil sprechen sollte. Es bestand aus vier und zwanzig Personen, und Grotius ward zweimal vor dasselbe gestellt. Das Verhör war beidemal schröcklich; der Angeklagte sah seine offenbaren Feinde als Richter gegen sich über; wenn er reden wollte, so wurde geschrieen und gedroht, daß er auf ihre Fragen nur mit ja oder nein antworten sollte. Vielfach waren die Fragen, die man ihm vorlegte, ohne Zusammenhang, bunt durch einander, in dop-

pelsinnigen, hinterlistigen Worten. Sein sonst vortreffliches Gedächtniß hatte durch Gefängniß und Krankheit gelitten; er erinnerte sich jedes einzelnen Umstandes nicht mehr genau. Darum bat er, daß man ihm seine frühern Antworten, auf welche man sich bezog, wieder vorlesen möchte, damit er sie, weil er über manches weiter nachgedacht hätte, berichtigen, ergänzen, schärfen oder mildern könnte. Diese Bitte wurde geradezu abgeschlagen. Darauf wünschte er, daß man ihm erlauben möchte, sich noch einmal schriftlich zu vertheidigen; aber alles, was er nach vielem Kampfe erhielt, waren fünf Nachmittagsstunden und ein Bogen Papier. Auf diesen schrieb er, so viel Zeit und Raum erlaubten, was er gerathen, gewollt und gethan hatte; dann bat er, daß man ihm erlauben möchte, dieß zu beweisen; aber einen solchen Beweis seiner Tugend und seines Patriotismus wollte man nicht hören.

Die Verhöre der drei Patrioten dauerten bis in den April. Auf den siebenzehnten dieses Monats wurde ein Bettag ausgeschrieben, weil, wie es in diesem Ausschreiben hieß, Kirche und Staat von herrschsüchtigen Menschen, aus selbstsüchtigen Absichten, in Gefahr und Verwirrung gebracht wurden, und man über diese Ehrsüchtigen bald ein gerechtes Urtheil erwarte. Einige fromme und ehrwürdige Prediger weigerten sich aber, dieses Ausschreiben vorzutragen, und wollten lieber ihr heiliges Amt niederlegen, als es zum Dienste der Verleumdung und Ungerechtigkeit erniedrigen.

Das erste Opfer der Partheywuth war Oldenbarneveld: er wurde am zwölften May als ein Landesverräther zum Tode verurtheilt. Schon am folgenden Tage bestieg der ehrwürdige Greis, der es verschmähte, wie ein Verbrecher um Gnade zu bitten,

ten, auf seinen Stab gestützt, das Blutgerüste. Mit zum Himmel gerichtetem Blicke sagte er: „Gott, was wird aus dem Menschen!“ Nachdem er noch in den letzten Augenblicken seines Lebens, an den grauenvollen Pforten einer unbekannten Ewigkeit, vor Gott und dem zuschauenden Volke bezeugt hatte, daß er das Wohl seines Vaterlandes redlich gewollt habe, und daß er schuldlos sey, reichte er sein graues Haupt dem Schwerdte des Henkers dar. Er empfieng, reich an Verdiensten um sein undankbares Vaterland, den Todesstreich mit Standhaftigkeit und Seelenruhe, in einem Alter von zwei und siebenzig Jahren. Von dem Prinzen Moriz wurde gesagt, er habe der Hinrichtung dieses Mannes, dem das Nassauische Haus viele Verbindlichkeit schuldig war, durch ein Glas zugesehen.

Grotius sah nun stündlich seiner Verurtheilung entgegen; denn wenn man Oldenbarneveld für Todeswürdig erklärte, was konnte er Besseres erwarten? Man hatte ihn zu bewegen gesucht, um Gnade zu bitten; aber im Gefühl redlich vollbrachter Pflicht und der Freudigkeit, welche ein reines Gewissen über die trüben Tage des Lebens strahlt, hatte auch er, wie seine beiden Freunde, es verschmäht, durch eine Bitte um Vergebung, die Schuld, welche nicht auf ihm lastete, anzuerkennen. Auch gab man zu verstehen, daß man Verschwiegenheit zur Bedingung machen würde. Da die Männer sich dazu nicht bequemen wollten, so hoffte man der Zärtlichkeit weiblicher Liebe aufdringen zu können, was dem festen Mannessinne unerträglich schien. Darum ließ man die Bühne, auf welcher Oldenbarneveld das Leben ausgehaucht, noch fünf Tage, als grauenvolle Mahnung, unabgebrochen stehen, und behielt drei Henker, die man hatte kommen lassen, in dem Haag zu-

 rück.

rück. Zugleich wurde des Grotius Gemahlinn von hoher Hand ein Wink gegeben, daß sie versuchen sollte, ihren Gatten durch ihre Fürsprache einem schrecklichen Urtheilsspruche zu entziehen. Sie antwortete aber ruhig mit großer Seele: „Das werd' ich nie thun, und hat er es verdient, so schlagt ihm den Kopf ab.“ Auch seine Freunde, obwohl verschiedener Meinung, hielten dafür, daß man der Ungerechtigkeit nicht durch die Bitte um Gnade ein Recht zugestehen müsse. Daher wurde Grotius am achtzehenten Mai vor die Richter gefordert, und ihm angekündiget, daß er, wegen seiner Vegehungen gegen die Religion und den Frieden des Landes, mit lebenslänglichem Gefängniß und Konfiscirung seiner Güter bestraft werden sollte. Dasselbe Urtheil wurde auch über den unschuldigen Hogerbeets ausgesprochen, der die Ungerechtigkeit aber nicht mit so groß verachtender Seele ertrug als Grotius.

Nunmehr erhielten auch die Verwandte und Freunde der Gefangenen die bisher hartnäckig verweigerte Erlaubniß, sie zu besuchen. Es waren traurige Besuche, aber sie linderten doch das gegenseitige Leiden, und banden die Gefangenen wieder an die Welt und das Leben.

3.

Die Beschäftigungen der Gefangenen.

Es lag nicht im Plan der Machthaber, die beiden Staatsgefangenen in Utrecht, unter den Augen der Stände und einer zahlreichen Volksmenge, für immer zu verwahren. Sie wurden schon am fünften Junius 1619, unter einer Begleitung von fünf und zwanzig Soldaten, über Dordrecht und

Gorcum

Gorcum nach Löwestein, einem alten Schlosse am Westende des Bommelerwaards, abgeführt, und in besondere Zimmer eingesperrt. Hier saß nun Grotius, fähiger zum Dienste seines Vaterlandes als einer, aller Gelegenheiten beraubt, ihm nützlich zu werden, in der Blüthe seiner Jahre, ohne Aussicht auf Befreiung. Keine Schuld ruhte auf ihm. Er hätte, als ein gebohrner Holländer und als Staatsbedienter einer holländischen Stadt, blos von den holländischen Ständen gerichtet werden sollen. In seinen Verhören hatte er vortrefflich gezeigt, daß er nichts Wichtiges ohne bestimmte Verhaltungsbefehle seiner Obern gethan, und nichts gerathen habe, das den Gesetzen und der Wohlfahrt des Landes nachtheilig wäre. Dennoch war er als ein Verräther und Aufwiegler des Vaterlandes verurtheilt worden. Am tröstendsten waren ihm jetzt die Besuche seiner treuen Gattin und seiner Kinder, die oft aus dem nahen Gorcum zu ihm kamen, aber auch diese Tröstung wollte man ihm verkümmern. Es ward unter dem Namen der Generalstaaten beschlossen, daß die Frauen der beiden Gefangenen zwar zu ihren Männern ziehen, aber das Schloß nicht wieder verlassen durften.

Sobald dieser Beschluß bekannt gemacht ward, reiste des Grotius Gattin nach dem Haag, was ihr kaum erlaubt wurde, und machte Vorstellungen dagegen. Sie zeigte, wie grausam es seyn würde, wenn man sie in einem solchen Unglücke von ihrem Gatten trennen wollte, und wie unmöglich es sey, daß sie sich ganz mit ihm einschließen ließe, weil unmündige Kinder, die das Gefängniß weder verdient hätten, noch ertragen könnten, der Mutter ermangeln würden. Diese Vorstellungen fanden lange kein Gehör, und erst nach vielen Deliberationen wurde

endlich

endlich beschlossen, daß die Gattinnen der beiden Gefangenen wöchentlich zweimal das Schloß verlassen, Lebensmittel einkaufen und andere Geschäfte verrichten dürften.

Da die Güter der Gefangenen konfiscirt worden waren, so wurden ihnen zu ihrem Unterhalte täglich vier und zwanzig Stüber ausgesetzt. Ihre Frauen wiesen aber diese kleine Summe mit Verachtung zurück, und drangen vielmehr auf Rückgabe der Güter, weil die Gesetze nur gegen denjenigen die Konfiscation aussprächen, der wegen eines Verbrechens gegen die Majestät verurtheilt war. Die Richter, statt ihre Uebereilung zu verbessern, begiengen eine neue Ungerechtigkeit, indem sie erklärten, daß nicht nur Oldenbarneveld, sondern auch Grotius und Hogerbeets sich gegen die Majestät vergangen hätten. Statt die Güter zurückzugeben, erlaubte man sich vielmehr immer neue Ungerechtigkeiten gegen die Gefangenen. So zeigte ihnen der Gefängnißwärter eines Tages an, daß ihre Frauen und Kinder nicht mehr in die Stadt zurückkehren dürften. Den Befehl dazu wollte er nicht vorzeigen, ja er wollte nicht einmal erlauben, daß die Frauen fortgiengen, wenn sie auch nicht wieder kommen wollten. Kein Mensch durfte weder mit den Gemahlinnen noch mit den Mägden sprechen, ja ihnen nicht einmal sagen, wie viel Uhr es sey, und es war den Frauen verboten, die Speisen durch ihre Freunde kaufen und bringen zu lassen. Als der Aufseher gefragt wurde, ob er auch dazu einen Befehl habe? so antwortete er, wenn er ihn nicht hätte, so würde er ihn zu erhalten wissen. Unter den Fenstern der Gefangenen wurden schmähliche Lieder gesungen, und niemand traf Anstalt, dem Unfug zu wehren.

Die

Die Gattinn des unglücklichen Hogerbeets war alt und schwächlich, und kam ein ganzes Jahr nicht von seiner Seite. Da sie endlich in eine Krankheit fiel, durfte des Grotius Gemahlinn nicht zu ihr gehen, um den bekümmerten Hogerbeets zu trösten und das treue Weib besser zu pflegen. Nachdem die Unglückliche im Herbst 1620 in den Armen ihres Gatten gestorben war, wollte der Aufseher nicht einmal zugeben, daß die Leiche beerdiget würde, bevor es vom Haag aus erlaubt worden wäre. Als des Grotius Gemahlinn, die kurz zuvor das Schloß verlassen hatte, wieder dahin zurückkehren wollte, wurde es ihr verweigert. Sie fragte nach der Ursache dieser neuen Grausamkeit, allein niemand hielt sich verpflichtet, sie ihr anzugeben; sie erklärte sich bereit, auf jede Beschuldigung Rede zu stehen, aber niemand achtete darauf. Erst nach einem Zwischenraum von drei bis vier Monaten, die sie getrennt von ihrem Gatten leben mußte, preßte sie den Gewalthabern die Erlaubniß ab, wieder nach Löwestein zurückkehren, und von da wöchentlich einmal nach Gorcum gehen zu dürfen, um Speise einzukaufen.

In einer kleinen Seele würden solche ausgesuchte Kränkungen jeden menschenfreundlichen Trieb erstickt, und nur den Kummer und die Verzweiflung genährt haben. Nicht so bei Grotius; er erhob sich über die Stürme des Schicksals, ja er fieng in seinem traurigen Aufenthalte an, sich des Lebens fast mehr bewußt zu seyn, mehr Ruhe und Freiheit zu genießen, als er ehemals unter der Last der Geschäfte empfunden hatte. Die Studien linderten mit sanfter Hand seine Trübsale, und die Musen trugen ihn auf leichten Flügeln über die irdischen Verhältnisse hinaus. Es wurde bei diesen Unfällen recht offenbar, welche Freudigkeit die Wissenschaften in die Brust der

Sterb-

Sterblichen gießen, und wie weit sie den der Erde und ihren Lasten entrücken, der sie mit reiner Seele liebt. Er war zur lebenslänglichen Haft verdammt, und durfte nicht hoffen, je eine andere Frucht seiner Forschungen und seines Fleißes zu erwerben, als die Süßigkeit, die von ihnen unzertrennlich ist: aber das hielt ihn nicht ab, mit dem unabläßigsten Eifer in gebundener und ungebundener Rede zu arbeiten, seine öde Gefängnißmuse gleichsam als eine Ruhe betrachtend, die ihm ein Gott verlieh. Bald suchte er seinen Kindern, leicht und kurz, die Lehren des Christenthums darzustellen; bald forschte er den Gründen des Rechts und der Sitten nach; bald bestrebte er sich, Werken des Alterthums ihre verletzte Vollendung wieder zu geben, oder labte sich an dem hohen Genius derselben; bald dachte er daran, der Welt seine Rechtfertigung zu hinterlassen, um nicht im Angedenken der Menschen unter dem Bilde, welches seine Feinde von ihm entwerfen möchten, fortzuleben; bald suchte er die Wahrheiten der christlichen Religion herrlich darzustellen.

Alle diese Werke, welche in der Folge öffentlich bekannt gemacht wurden, bearbeitete Grotius in seinem Gefängnisse. Der Umgang mit den Wissenschaften, mit seiner zärtlichen Gattinn, und das Bewußtseyn seiner Unschuld, tröstete ihn über die Ungerechtigkeit der Menschen. Er schrieb aus seinem Gefängnisse an den französischen Gesandten, der sich vergebens für seine Befreiung verwendet hatte: „Ich habe meine Sache schon so lange vor dem Gerichtshofe meines Gewissens, der mir heiliger als alle Tribunale ist, geführt, und finde in den geheimsten Winkeln meines Herzens nichts, als daß es mein Zweck war, bei der Freiheit der Meinungen, die getheilt waren, die Einheit der Kirche

zu

zu erhalten. In der Staatsverfassung hab' ich keine Neuerungen gewollt: mir lag das Recht derer zu schützen am Herzen, welchen mich die Natur zum Unterthanen, mein Amt zum Diener gemacht, und denen ich Treue gelobt hatte. — Diejenigen, welche von allem wohl unterrichtet sind, wissen, daß es unser einziges Verbrechen ist, daß wir den Staat nicht nach den Gesetzen lenkten, die unsere Feinde nach ihrem Zwecke bestimmen wollten. Wenn wir deswegen der Güter, der Ehren und des Rufs beraubt sind, so ist das nicht ohne Beispiel. Aber das ist das Härteste, daß die Schwachheit meines Körpers der Luft, und die Traurigkeit meines Geistes des Trostes der Freunde entbehren muß. Doch auch dieß, und was noch Schlimmeres erdacht werden mag, will ich, mit Gottes Beistand, lieber erdulden, als Verzeihung suchen für Dinge, deren sich mein Herz nicht schuldig fühlt."

4.

Wie Grotius seinem Gefängnisse entkam.

Schon hatte Grotius länger als zwei Jahre im Gefängnisse geschmachtet, als einer seiner Richter den Generalstaaten anzeigte, er habe in sichere Erfahrung gebracht, daß der Gefangene Plane entwerfe, sich selbst in Freiheit zu setzen. Die Generalstaaten schickten deswegen jemand zur Untersuchung nach Löwestein, allein es wurde nichts gefunden, was den Verdacht rechtfertigte. Dieser Vorfall scheint des Grotius Gattinn auf den Gedanken gebracht zu haben, ihn wirklich auf die Weise zu retten, die man durch falschen Verdacht für möglich erklärt

hatte;

hatte; und das einzige Mittel dazu bot sich von selbst dar.

Grotius hatte die Freiheit, in seiner Gefangenschaft Bücher zu lesen und bei seinen gelehrten Arbeiten zu benutzen. Er bekam sie aus dem benachbarten Gorcum so, daß ein großer Kasten zum Transport derselben bald herüber, bald hinüber gieng. Die Wache war befehligt, diesen Kasten allemal zu durchsuchen, ob sonst etwas, als Bücher oder allenfalls Wäsche darinn sich befände. Da sie aber geraume Zeit diese Untersuchungen angestellt, und nie etwas Verdächtiges gefunden hatte, so ließ sie endlich den Kasten passiren, ohne den Inhalt desselben zu erforschen. Kaum bemerkte dieß die schlaue Gattinn des Gefangenen, so flüsterte ihr der Genius der wackern Weiber den glücklichsten der Einfälle zu, welchen je ein Weib gehabt hat: sie hoffte vermittelst des Kastens ihrem Gatten die Freiheit zu verschaffen, nach welcher er sich um so mehr zu sehnen anfieng, jemehr sein Körper das Bedürfniß der freien Luft fühlte. Freilich war der Kasten kaum vier Fuß lang, und ließ keine Luft ein, ausser durch das Schlüsselloch. Darum ließ sie ihren Gatten aus Sorgfalt mehrmals Versuche machen, ob und wie lange er es in der engen, dumpfen Lage aushalten könnte? Sie saß, während er in dem Kasten war, auf demselben, die Sanduhr in der Hand, und als sie gemerkt, daß er sich zuweilen bewegte, bat sie ihn inständigst, auf dem Schiffe es nicht auch so zu machen, damit er nicht durch den, der sich etwa auf ihn setzte, verrathen würde.

Als bald darauf der Kommandant von Löwestein eines Tages verreiste, gieng die kluge Gattinn zu der Frau desselben, klagte ihr, daß sie es nicht mehr mit ansehen könne, wie ihr Mann sich in die

gottlosen

gottlosen arminianischen Bücher so sehr vertiefe, und eröffnete ihr, wie sie den Entschluß gefaßt, sie ihm alle wegzunehmen, und auf einmal nach Gorcum zu schaffen. Die Erlaubniß dazu ward einer Frau von der andern gerne gegeben; Grotius legte sich in die unbequeme Kiste, seine Gattin bohrte an dem Orte, wo er mit dem Kopfe lag, ein paar Löcher, und füllte die leeren Stellen mit Büchern und Garn aus. Zu eben der Zeit hatte sie das Gerüchte verbreitet, daß ihr Gatte krank darnieder liege.

Es kamen nun zween Soldaten, um die Kiste wegzutragen. Als sie dieselbe sehr schwer fanden, sagte einer von ihnen: „Wahrhaftig, die Kiste ist so vollwichtig, als ob ein Arminianer selbst mit Leib und Seele darinn stäcke.“ — „Nein, erwiederte des Grotius Gattinn, ohne im geringsten durch diese Rede auſſer Fassung zu kommen, es sind nur arminianische Bücher darinn.“ Die Kiste ward von einer treuen und unterrichteten Magd begleitet, in ein Fahrzeug, und in diesem glücklich nach Gorcum in das Haus eines Vertrauten gebracht. Grotius verließ, etwas unmächtig und entstellt, seine Lage, in welcher er etwa zwei Stunden gewesen war. Ohne einen Augenblick zu verlieren, hüllte er sich in die Kleidung eines Zimmermanns, die ihm die Gattinn eines Freundes verschaffte, und gieng in dieser Verkleidung, das Winkelmaaß in der Hand, in der Gesellschaft eines Maurermeisters über den vollen Markt in Gorcum. Er kam noch diesen Tag bis Waalwyk zu Fuß, und gegen den folgenden Mittag zu Wagen nach Antwerpen, wo ihn einige seiner gelehrten Freunde freudig und freundlich empfiengen und beherbergten. Von hier schrieb er an die Generalstaaten, und erklärte: weil er umsonst gehofft,

durch

durch ihren Befehl, mit Weib und Kindern, in Freiheit gesetzt zu werden; weil man sich vielmehr bemüht, sein Unglück durch neue Verleumdungen zu vergrößern: so habe er, mit Gottes Beistande, ohne Gewalt und ohne Bestechung, sich die Freiheit gegeben. Dann bezeugt er seine Unschuld, und wünscht, daß ihnen eine gute und glückliche Regierung zu des Vaterlandes Freiheit, Ruhe und Wohlfahrt verliehen werden möge. Dieser Brief ist vom dreißigsten März 1621 datirt.

Als des Grotius Gattinn die glückliche Ankunft desselben zu Gorcum durch ihre Vertrauten erfahren hatte, berechnete sie die Zeit, welche er brauchte, um die französische Grenze zu erreichen. Unterdessen gab sie vor, er sey so krank, daß ihm jedes Geräusch, welches auch nur der Eintritt der Wache machen könnte, große Quaal seyn würde. Sobald sie ihn aber in Sicherheit glaubte, holte sie die Wächter selbst herein, und rief mit allem Stolze eines triumphirenden Weibes aus: „Seht, da, der Vogel ist euch aus dem Gesicht geflogen!“ Der Kommandant von Löwestein, der bereits wieder zurückgekommen war, eilte selbst nach Gorcum, aber er kam viel zu spat, und all sein Nachforschen war vergebens.

Grotius, als er in seiner Freiheit zum völligen Besinnen kam, fieng an zu fühlen, daß seine Gattinn ihn an Herzensschönheit übertreffe. Er schämte sich vor der ganzen Welt und vor sich selbst, ein solches Weib auf eine solche Weise verlassen zu haben, und wollte sich freiwillig in sein Gefängniß zurückbegeben, um nur wieder in ihrer Gesellschaft zu seyn. Er hat dieß selbst an einen Freund geschrieben: und welche Frau verdiente auch wohl solche Zärtlichkeit mehr, als die, die ihre Treue so

weit

weit getrieben hatte? Es schien wirklich Anfangs, als ob sie für ihren Gatten werde büssen müssen. Man machte ihr als einer großen Verbrecherinn den Proceß, und einige von den Richtern urtheilten kurz und gut, daß sie verdiene, zeitlebens an dem Platze ihres Gatten gefangen zu sitzen. Die übrigen aber, und zwar die mehresten, betrachteten ihre ausgeführte That von der richtigern Seite: „Wir sind Männer, sprachen sie, und haben mit einer Frau zu thun, aber mit einer Frau, die Kopf und Herz gezeigt hat, mit einer Frau, die ein erhabenes Beispiel ehelicher Liebe aufgestellt hat, und die alle Welt dafür loben wird; laßt uns nur nicht dem Tadel der sie lobenden Welt preis geben.“ Selbst der Prinz Moriz konnte nicht umhin, das Benehmen eines Weibes groß und lobenswerth zu finden, das mit Entschlossenheit und Treue, um dem Gemahl das schönste Gut des Lebens zu verschaffen, sich selbst der Rache seiner Feinde ausgesetzt hatte. Sie wurde der Haft entlassen, und eilte in die Arme ihres Gatten nach Paris.

Eine zeitlang war diese Flucht der Gegenstand des allgemeinen Gespräches; sie wurde von den Dichtern auf vielfache Weise besungen, und ohne freudige Theilnahme blieb wohl nicht leicht einer, dessen Theilnahme etwas werth seyn konnte.

III. Reise-Anekdoten von Peter dem Großen.

Der Czar Peter der Große von Rußland stund mit dem Könige Friedrich dem Ersten von Preußen beständig

beständig in sehr freundschaftlichen Verhältnissen. Da er das Reisen liebte und als ein Mittel benutzte, sich Kenntnisse zu erwerben, so besuchte er den König mehrmals in verschiedenen Städten seines Reichs, besonders in Königsberg und Berlin, und wie überall, sprach sich auch hier, sein origineller Charakter in klaren Zügen aus.

Der Czar ließ im Jahr 1697 eine Gesandtschaft von vierhundert Personen nach Königsberg abgehen, und im Gefolge derselben befand er sich selbst unter dem Titel eines Großkommandeurs, worunter er sich eine Würde auf seiner Flotte dachte. Friedrich, damals noch Churfürst, war schon früher in Königsberg angelangt, und hatte mit gewohnter Prachtliebe alles aufgeboten, um sich der Gesandtschaft in höchstem Glanze zu zeigen, und ihr jeden möglichen Beweis seiner Achtung zu geben. Er empfieng sie, auf dem Throne sitzend, in einem Kleide von rothem Sammt mit goldenen Knöpfen, die so reichlich mit Diamanten besetzt waren, daß jeder dieser Knöpfe auf drei tausend Thaler geschätzt wurde, und auch der Hut, den er blos alsdann abnahm, wenn er seinen und Peters Namen hörte, war reichlich mit Diamanten geschmückt. Die russische Gesandtschaft gab ihm den Titel Majestät und fügte sich ganz in das Ceremoniel, das nach dem Muster desjenigen, welches damals am Hofe Ludwigs des Vierzehenten herrschte, durch den brandenburgischen Ceremonienmeister von Besser angeordnet war.

Die ganze russische Gesandschaft gab einen sehr mahlerischen Anblick. Es waren im Gefolge derselben vier Zwerge mit großen Perücken, Tataren in ihrer eigenthümlichen Nationaltracht, mit Bogen und Pfeilen bewafnet, und russische von Petern gebildete Soldaten von schönem Körperbau und ansenlicher

Größe

Größe, die in völliger Uniform, den Hut unter dem linken Arm, die Geschenke für den Churfürsten aufs Schloß trugen. Die Gesandten selbst hatten lange Unterröcke von Goldstoff, Oberröcke mit kostbarem Pelzwerk gefüttert, lange Bärte, beschorne Köpfe, und Pelzmützen mit Federbüschen geschmückt.

Am meisten zog indessen der Czar selbst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er war als Seemann, größtentheils in den Unterkleidern eines Matrosen, und trug an einem vierfachen ledernen Gehenke, das ihm über die Schultern hieng, einen mit Eisen beschlagenen Säbel. Er wohnte in einem Gartenhause am Pregel, auf dem er sich häufig mit Spatzierengehen belustigte, und an seinen Händen waren, weil er schon an dem Boote, auf dem er spatzieren fuhr, manches nach seinem Sinn selbst einrichtete, oft die Ueberreste von Pech kenntlich. Die Heftigkeit, womit er jeden ihm neuen oder ihn interessirenden Gegenstand in die Hände nahm, charakterisirte den rohen, die Schnelligkeit, womit er sich jeden Begriff eigen machte, den großen Mann; und kleine Gefälligkeiten wurden von ihm oft durch große Geschenke belohnt.

Der Ceremonienmeister von Besser war zuerst vom Churfürsten abgesandt worden, um den Czar zu bewillkommen. Man trug damals am brandenburgschen Hofe Alongen-Perücken von seltener Größe, die aus Paris kamen und bis dreihundert Thaler kosteten. Mit Befremden sah Peter auf den Hauptschmuck des ihn komplimentirenden Ceremonienmeisters, nahm ihm schnell die Perücke vom Kopf, setzte sie sich auf, trat vor den Spiegel, machte ein Gesicht voll Unwillen und Spott, warf die Perücke schnell in den Winkel, die Besser hervorholte, aufsetzte, und damit die Begrüßung beendigte.

„Wer ist der Mann?" fragte Peter den Dollmetscher. Dieser konnte in der Geschwindigkeit das Wort Ceremonienmeister nicht übersetzen, und umschrieb es durch den Ausdruck: es ist der Mann, der alles für den Churfürsten besorgt. Peter, dessen Blut von der Reise erhitzt war, wurde hiedurch veranlaßt, ihm einen Auftrag geben zu wollen, den der Dollmetscher nur mit großer Verlegenheit übersetzte, der Ceremonienmeister aber zu ignoriren beschloß.

Oft ganz allein, und nur vom Dollmetscher begleitet, gieng Peter durch die Straßen von Königsberg, und sah es ungern, wenn ihn die Leute kannten. Emaillirte Uhren waren damals gerade erst bei den Damen Mode geworden. Er begegnete einst einer Dame mit einer solchen Uhr, die seine Aufmerksamkeit reitzte. „Stehe still!" rief er ihr zu. Die Dame blieb erschrocken stehen; er nahm ihr die Uhr von der Seite, öffnete, besah sie, und gab sie ihr mit einer Verbeugung wieder zurück. Er konnte, weil er die Strafe des Räderns sehen wollte und kein Verbrecher gerade gegenwärtig war, nur mit Mühe abgehalten werden, einen aus seinem Gefolge rädern zu lassen; und der Kanzler von Kreutzgen, der bei einem Gastmale zu Pillau einen auf die Gesundheit des Churfürsten von Peter ausgeleerten Pokal, wegen seiner schwachen Gesundheit, nicht ausleeren zu können erklärte, wurde deshalb von Petern mit sehr harten Ausdrücken belegt, und entgieng kaum einer körperlichen Mißhandlung.

Der Churfürst selbst und dessen, durch Vorzüge des Geistes und Körpers ausgezeichnete, Gemahlinn, Sophie Charlotte, wurden von dem Czar mit Freundschaft und Achtung behandelt. Oft speisten die drei fürstlichen Personen allein mit einander, und der Dollmetscher stand alsdann hinter Peters

Stuhle.

Stuhle. Einer der churfürstlichen Domestiken ließ einst während einer Mahlzeit einen Porcellanteller auf die Steinfliesen am Kamin fallen. Peter hielt dieß, wie er nachher gestand, für ein Signal, welches Verschwornen gegeben wurde, sprang auf, zog den Säbel, und konnte nur mit Mühe gehindert werden, den Bedienten niederzuhauen. Er foderte, daß dieser Mensch, weil er ihn erschreckt habe, gepeitscht werden sollte; und um ihn zu besänftigen, wurde ein Verbrecher, von dem man ihm sagte, daß es dieser Bediente sey, gestäupt.

Einst während der Mahlzeit, wobei nur die drei fürstlichen Personen an der Tafel saßen, warf der Czar der Churfürstinn etwas in den Busen, die, weil sie ihn immer mit Achtung, aber auch mit Feinheit und Zurückhaltung behandelte, darüber nicht wenig erschrack. Es war ein großer Rubin, den er zum Geschenk anzunehmen bat. Er war, wenn man der Sage trauen darf, aus einer alten russischen Krone, und Friedrich ließ daraus den Rumpf eines Adlers bilden, der nachher bei der preußischen Krönung die Spitze des königlichen Scepters schmückte. Es wurden damals zu Königsberg eine Menge von Lustbarkeiten veranstaltet. Bei einer der letztern fragte der Churfürst: was Petern in Preußen am besten gefallen habe? „Darf ich freimüthig antworten?“ erwiederte er. Der Churfürst erbat es sich. „Nun, sagte Peter: wer hat denn wohl die Churfürstinn jemals gesehen, und sie nicht für das herrlichste auf der Welt erklärt?“

Der große kühne Geist des Czars machte einst einen sonderbaren Entwurf in Betreff Königsbergs. Als er aus dem damals von Negeleinschen Hause, in der Folge die Bank, den Pregel betrachtete, frug er, wie tief der Fluß innerhalb

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Königsberg sey? Man sagte ihm, daß seine Tiefe an einigen Orten bis dreißig Fuß betrage. „Schade, rief Peter, daß die Stadt nicht mir gehört, sie sollte ein Kriegshafen werden.“ Als nun die Anwesenden hinzufügten, daß diese Tiefe nicht überall, vor dem Ausfluß des Pregels eine Sandbank, auch das Tief in Pillau zum Einlaufen der Schiffe zu flach sey, so rief Peter: „Kleinigkeiten, man darf ja blos den Pregel verdämmen und ihm einen andern Ausfluß gerade in die Ostsee graben!“ — Eine so kolossalische Idee, daß sie blos Peter für Kleinigkeiten erklären konnte.

Der Krieg zwischen Rußland und Schweden, welcher einige Jahre nach dieser Zusammenkunft ausbrach, that der Eintracht der beiden Monarchen keinen Abbruch. Friedrich behauptete während der vieljährigen Dauer dieses Krieges beständig die genaueste Neutralität. Nachdem die Macht des Königs von Schweden, Karls des Zwölften, in der Schlacht bei Pultawa (1709) durch den Czar völlig vernichtet worden war, wünschte der letztere, König Fridrich möchte diesen günstigen Zeitpunkt benutzen, mit Rußland und Polen gemeinschaftliche Sache zu machen, um den unruhigen Schwedenkönig aus allen seinen Besitzungen disseits des Meers zu verdrängen, und das Eroberte zu theilen. Friedrich erklärte aber sehr edelmüthig: er habe Karln den Zwölften, der im Glücke Preußens Neutralität respectirt hätte, seine Freundschaft zugesagt, und könne jetzt, ohne unedel zu handeln, vom Unglück dieses Königs keinen Vortheil ziehen. Der wahrhaft große Peter, der am 26 October 1709 mit Friedrich in Marienwerder persönlich zusammen kam, mißbilligte diese Erklärung nicht. Friedrich sagte bei dieser Zusammenkunft als Kompliment: er wünsche den

Degen

Degen zu sehen, der bei Pultawa gesiegt habe. Peter nahm sogleich seinen mit Eisen beschlagenen, aber schön gearbeiteten Säbel von der Seite und überreichte ihn dem Könige zum Geschenk, der nun gleich seinen kleinen goldenen, mit Diamanten besetzten Degen von der Seite nahm und zum Gegengeschenk übergab. Beide Monarchen legten nun die auf diese Weise getauschten Seitengewehre sogleich an, obgleich sie mit ihrer beiderseitigen Kleidung ein wenig kontrastirten.

Zum letztenmal sahen die beiden Monarchen einander im Jahr 1712, da Peter auf einer Reise nach dem Karlsbade nach Berlin kam. Auch bei dieser Gelegenheit entwickelte der Czar wieder manchen nicht unmerkwürdigen Zug seines originellen Charakters. Eine Probe davon genüge für dießmal.

Da man von Peters Ankunft am brandenburgischen Hofe zum voraus unterrichtet war, so hatte man nicht ermangelt, alle Anstalten zu treffen, um ihn auf's feierlichste zu empfangen, und aufs prächtigste zu bewirthen. Die Markgrafen Albrecht und Christian Fridrich, Brüder des Königs von Preußen, waren an dem Tage, an welchem man seine Ankunft erwartete, mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge eine Stunde weit vor die Stadt hinausgegangen, wo sie, an der Poststraße gelagert, der Ankunft des Czars harrten, um ihn vorläufig zu bekomplimentiren.

Peter, der alles Feierliche und Ceremoniöse eben so haßte, als Friedrich es liebte, erhielt Nachricht hievon. Er wechselte mit einem seiner Bedienten in einer Chaise seines Gefolges den Platz, ließ dasselbe noch etwas zurücke bleiben, und fuhr nun durchaus unkenntlich, gerade durch das Lustlager.

 Einige

Einige von dem Gefolge der Prinzen kamen an den Wagen, um Erkundigung einzuziehen, ob der Czar bald kommen werde? Sie erhielten von ihm selbst die Antwort: er werde höchstens in zwey Stunden dort seyn können. Nun eilte er auf das schnellste nach der Residenz, trat in dem Hause seines Gesandten ab, kleidete sich um, und gieng ganz allein auf das Schloß, wo er sich bei dem Könige melden ließ, und ihn nicht wenig durch seinen Besuch überraschte. Durch den Donner der Kanonen erfuhren die Prinzen endlich, daß sie vergeblich harrten, und kehrten nach der Stadt zurück, erstaunt und beschämt, und über die Art nachsinnend, wie der Czar ihrer Aufmerksamkeit entgangen war. Peter erzählte ihnen sehr unbefangen seine List, die er eben so gutmüthig und unbefangen entschuldigte; ließ sich dann das Mittagsmahl bei Hofe recht gut schmecken, verweigerte es aber standhaft, die Zimmer auf dem Schlosse, die für ihn in Bereitschaft gesetzt waren, zu beziehen.

Mit dem Könige von Dänemark und Polen hatte Peter ebenfalls häufige Zusammenkünfte, besonders seit der Schlacht bei Pultawa. Man sprach von diesem und jenem, und sehr oft fiel das Gespräch auf die Tapferkeit und den unbedingten Gehorsam ihrer Soldaten. Der König von Dänemark meinte, daß man billigerweise seinen dänischen Truppen den Vorzug einräumen müßte, weil beständige Kriegsdienste sie abgehärtet und disciplinirt hätten. Der polnische König gab seinen sächsischen Kriegern den Vorzug, und führte von ihnen aus der Geschichte einige Beispiele von vorzüglichem Muthe an. Peter ließ sie erst ausreden, und sprach darauf zum Könige von Polen: „Ich möchte dir wohl rathen,

then, von deinen Sachsen zu schweigen. Ich kenne sie recht gut, und weiß, daß sie nicht viel besser sind, als deine feigen Polaken. Und deine Soldaten, sagte er zum Könige von Dänemark, wie alt sie auch sind, so würden sie doch nichts gegen meine neuen Truppen ausrichten können." Beide Könige blieben aber bei ihrer Behauptung, und suchten sie mit Nachdruck und Hitze zu vertheidigen. „Gut, sagte endlich der russische Monarch zu ihnen, wir wollen die Probe machen. Habt ihr einen unter euren Soldaten, der muthig genug wäre, sich aus dem Fenster zu werfen, wenn ihr es befehlen wollt? Ich bin gewiß, daß jeder von meinen Soldaten dieß thun würde, wenn ich es verlangte." Die Könige behaupteten, daß ihre Soldaten es ebenfalls thun könnten, und der Czar verlangte, daß man zuerst mit einem dänischen Soldaten die Probe machen möchte.

Es wurde einer von den tapfersten Grenadieren hereingerufen. Sein König gab ihm den Befehl, sich aus dem Fenster hinabzustürzen. Das Zimmer befand sich im zweiten Stockwerk, und der Sprung schien dem Grenadier zu gefährlich. Er warf sich seinem Monarchen zu Füßen, und bat um Erbarmen. Aber der König schien unerbittlich, und wiederholte noch einmal den gegebenen Befehl. Der Grenadier bittet mit Thränen in den Augen, daß man ihm die Ursache einer solchen Strafe sagen möchte, und fleht wenigstens um Aufschub, damit er Zeit hätte, seine Sünden zu bereuen.

Der Czar Peter, welcher sich eine zeitlang an der Verlegenheit des Königs von Dänemark ergötzte, sagte endlich zu ihm: „Genug, Bruder, gieb ihm Zeit, seine Sünden zu bereuen." Der Soldat wurde hierauf weggeschickt. „Was deine Sachsen

anbe-

anbetrifft, sprach Peter zum polnischen Könige, so braucht's dieser Probe gar nicht, sie würden noch schlechter bestehen, als der dänische Grenadier." Der Czar rief hierauf einen seiner Offiziere, und befahl ihm, einen Grenadier herein zu schicken. Ein russischer Grenadier tritt ein, und der Monarch befiehlt ihm ganz kaltblütig, sich aus dem Fenster zu stürzen. Der Soldat schlägt mit der Hand an seine Mütze, nähert sich dem Fenster, macht das Zeichen des Kreutzes, und steigt mit dem einen Fuße hinauf. „Halt! rief ihm der Monarch zu: du thust mir leid, du kannst nun wieder gehen." Der Grenadier wandte sich um, schlug noch einmal an seine Mütze, um seinem Monarchen die Honneurs zu geben, und begab sich zurück.

„Wer hat nun die besten Soldaten?" fragte der Czar die beiden Könige. Sie gestunden dem unerschrockenen Russen den Vorzug zu, und ersuchten den Czar um eine Offiziersstelle für denselben. „Glaubt nur nicht, antwortete der Czar, daß dieser allein so muthig ist; alle meine Soldaten würden das nämliche thun, und auf die Art müßt ich sie alle zu Offizieren machen. Habt ihr vielleicht Lust, noch einige andere auf die Probe zu stellen? Wählt selbst aus! nehmt den, der euch am unansehnlichsten, am elendesten scheint, und ich bin gewiß, daß ers eben so machen wird." Die beiden Fürsten hatten keine Lust zu einer neuen Probe dieser Art, aber sie wiederholten ihre Bitte, den Soldaten zum Offizier zu machen. Der Czar gab zuletzt nach, er ernannte ihn zum Offizier und jeder von den Königen machte ihm ein Geschenk von hundert Dukaten.

Auf seinen Reisen verabsäumte Peter nichts, um sich eine Sammlung von Seltenheiten aus allen drei Reichen der Natur zu verschaffen. Als er das Naturalienkabinet in Kopenhagen besuchte, bemerkte er unter andern Seltenheiten eine Mumie von besonderer Größe. Nachdem er sie genau besehen hatte, verlangte er sie von dem Inspector, der ihm aber antwortete, daß er nur Aufseher wäre, und ohne Genehmigung des Königs, dem er den Wunsch des Kaisers kund machen würde, auch nicht die geringste Kleinigkeit veräußern dürfe. Der König, welcher den Werth der Mumie kannte, und wußte, daß in ganz Deutschland nicht eine einzige von dieser Größe existirte, trug seinem Intendanten auf, sie dem Czar so höflich als möglich, und mit aller Schonung, die er dem Range desselben schuldig wäre, abzuschlagen.

Der Czar kam wieder zu dem Aufseher, und als er erfuhr, daß der König nicht geneigt wäre, ihm zu willfahren, so entfernte er sich plötzlich, aber sehr aufgebracht, und entschlossen, sich auf eine ausgezeichnete Art dafür zu rächen. Einige Tage vor seiner Abreise aus Kopenhagen gieng er auf den Thurm, in dessen Nachbarschaft das Naturalienkabinet war, ließ den Aufseher kommen, und sagte ihm, daß noch einige Seltenheiten übrig wären, die er zu sehen wünschte. Er that auch wirklich, als wenn er einige Merkwürdigkeiten des Kabinets aufmerksam betrachtete; als er aber zu der Mumie kam, so sagte er: „Also kann ich sie nicht bekommen?“ Der Aufseher entschuldigte sich von neuem, und bezeugte ihm sein Bedauern, daß er ihm zu willfahren außer Stande wäre. Darauf ergrief der Czar wüthend die Mumie, rieß ihr die Nase ab, verunstaltete und verstümmelte sie, und gieng weg

mit

mit den Worten: „Nun könnt ihr sie ohne Nase behalten; ich finde sie nicht mehr so kostbar.“

IV. Der Prediger Schönemann, ein Improvisiator.

Italien ist bekanntlich beinahe das einzige Land, welches Improvisiatoren erzeugt — Dichter, die über jeden beliebigen Gegenstand, der ihnen beifällt oder aufgegeben wird, auf der Stelle Verse machen. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bis auf unsere Tage zeichneten sich durch dieses Talent nicht nur Männer, sondern auch Frauen aus, und erlangten eine weit verbreitete Celebrität. Besonders stehen Toskana und Venedig, vornehmlich aber Siena und Verona in dem Ruf, das Talent des Improvisirens ununterbrochen fortgepflanzt zu haben.

In Deutschland weiß man von dieser Kunst wenig; doch lebte im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Berlin David Schönemann als Prediger an der Georgenkirche, der als fertiger Stegreifdichter um so mehr bewundert wurde, je weniger man dergleichen zuvor gesehen und gehört hatte. Eine Viertelstunde lang hintereinander konnte er ohne allen Anstoß in gereimten deutschen Versen so schnell sprechen, daß man große Mühe hatte, wenn man ihm nachschreiben wollte. Merkwürdig ist die Art, wie dieser Mann zu der Gabe gelangte, aus dem Stegreife zu dichten. In seiner Jugend zeigte er durchaus keine Anlage zur Dichtkunst, und wenn

er

er in der Schule poetische Exercitien machte, so waren sie gewöhnlich so schlecht, daß sein Lehrer, der Rector Dabis zu Bath in Pommern, erklärte, er werde es wohl nie dahin bringen, einen erträglichen Vers zu machen. Da er in Greifswalde studirte, verfertigte er ein Gedicht auf die Wiederkehr Karls des Zwölften aus Bender; als er es aber drucken lassen wollte, erklärte es der Censor dieser Auszeichnung völlig unwürdig, und der Druck unterblieb.

Eine Gemüthskrankheit, in die Schönemann zu Rostock fiel, brachte in seinem Innern eine große Revolution hervor. Die Krankheit war von manchen sonderbaren Zufällen begleitet, und öfters sank der Patient in eine langwährende Ohnmacht. Einst da er ganz entkräftet in Schlaf gefallen war, fieng er an während desselben einige Stunden lang in Versen zu reden, welche den Anwesenden keineswegs schlecht vorkamen. Als der Kranke erwachte, wußte er nichts von dem, was er geredet hatte. Aber seit dieser Krankheit, von der er sich allmählich wieder erholte, behielt er eine große Leichtigkeit, in Versen zu reden, und ein Quartanfieber, das er erleiden mußte, schwächte diese Fertigkeit nicht. Wenn ihn der poetische Raptus überfiel, so konnte er die ersten Zeilen nicht wiederholen, immer aber stand es in seiner Gewalt, aufzuhören, wenn er wollte. Er predigte auch zuweilen in Versen, und hatte ein so vortreffliches Gedächtniß, daß er eine ganze von einem Andern gehaltene Predigt wiederholen konnte, ohne etwas auszulassen.

Ein so seltenes poetisches Talent machte nicht geringes Aufsehen. Schönemann mußte oft vor königlichen, fürstlichen und gelehrten Personen Beweise seiner Fertigkeit ablegen. Die Königinn gab ihm einst allerlei Themata auf, z. B. vom Kaiser Juli-

Julian dem Abtrünnigen; warum bei der Geburt des Heilandes auf der ganzen Erde Friede gewesen sey; von der Bulle Unigenitus u. dgl. Ueber diese und andere Gegenstände sprach er sogleich in Versen. Die königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin gab ihm auf, über die Worte des Moses: Es werde Licht und es ward Licht! in Versen zu reden, und er that es auf der Stelle. Es ward von ihm verlangt, auf den Namen Johannes ein Acrostichon *) zu machen, und zwar so, daß er den Spruch dabei zum Grunde legte: Also hat Gott die Welt geliebt ꝛc. — und auch diese Aufgabe lösete er zur Zufriedenheit der Zuhörer. Zuweilen verband er wohl zwölf verschiedene Themata mit einander, und wußte in diesem Falle manche sinnreiche Wendungen anzubringen. Einst verlangte ein Prinz von ihm eine poetische Rede über das Wort Deserteur, und indem er sich ohne Besinnen darüber in Versen äusserte, zeigte er unter andern: wer den göttlichen Geboten zuwider handle — sey ein Deserteur.

So fertig Schönemann aus dem Stegreife in Versen sprach, so sauer wurd' es ihm, wenn er Gedichte zu Papier bringen sollte. Seine aufgeschriebenen und gedruckten Gedichte, waren auch gewöhnlich schlechter, als die extemporirten. Der bekannte, eine Zeitlang als Dichter gefeierte Hoffmannswaldau, singt halb satyrisch von Schönemann:

Beglückt ist Schönemann, der große schöne Mann,
Der ganze Predigten in Versen halten kann,
Dies Wunderwerk der Welt, wird noch zuletzt die Gassen
Des prächtigen Berlins mit Reimen pflastern lassen.

Das

*) Eine poetische Spielerey, bezeichnet ein Gedicht, in welchem entweder die Anfangsbuchstaben der einzelnen Verse, oder auch der einzelnen Zeilen, einen besondern Namen oder Sinn ausdrücken.

Das Reden fällt ihm schon in Prosa ziemlich schwer,
Es stürzet sein Gedicht gleich ganzen Stürmen her,
Und weiß ein länger Lied im Husten vorzubringen,
Als man in Jahr und Tag vermögend ist zu singen.

V. Voltaire's Tod.

Beinahe dreissig Jahre lang hatte Voltaire Paris nicht mehr gesehen, die glänzende Hauptstadt des Reichs, in der er gebohren und erzogen war, und von der sein alles überstrahlender Dichterruhm sich in alle Länder verbreitet hatte. Der kleine Flecken Ferney unweit Genf, den er erkauft und blühend gemacht hatte, war seit vielen Jahren der Ort seines Aufenthalts. In einem Alter von vier und achtzig Jahren, krank und gebrechlich, konnte er's nicht über sich erhalten, in stiller Abgeschiedenheit seines Ruhmes zu genießen, und ruhig den Tod zu erwarten. Getrieben von nie gesättigtem Ehrgeitz, suchte er noch jetzt von Zeit zu Zeit durch neue Produkte seines Geistes, die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Seine alte Liebe für die Bühne hatte ihn nicht verlassen, und erst kürzlich hatte er zwei neue Trauerspiele nach Paris geschickt, deren Aufführung er mit Sehnsucht entgegen sah. Da aber die Schauspieler mit Vertheilung der Rollen nicht eins werden konnten: so wurde natürlich die Aufführung dadurch verzögert, aber auch Voltaire's Ungeduld nicht wenig auf die Probe gesetzt. Seine Freunde hatten ihn öfters nach der Hauptstadt eingeladen, und er selbst wünschte sich noch einmal daselbst bewundert

zu sehen. Er entschloß sich daher plötzlich zu der Reise dahin, und trat sie mitten im härtesten Winter 1778 an.

Diese Reise des alten Dichters glich einem Triumphzuge. Zwar suchte er unterwegs allen Ehrenbezeugungen auszuweichen, sie unterblieben aber darum doch nicht. Unter andern fuhren nicht die Postillione, sondern die Postmeister selbst seinen Wagen. Einer derselben, der seines hohen Alters wegen nicht mehr reuten konnte, empfahl den Reisenden der besondern Sorgfalt des ersten Postillons, und setzte hinzu: „Bedenke, was das für eine Ehre ist, einen so großen Mann zu fahren. Es giebt in Europa zehn Könige, aber in der Welt nur einen einzigen Voltaire.

Als Voltaire am zehnten Februar 1778 in Paris ankam, erschien er in einem himmelblau angestrichenen und mit Sternen bemahlten Wagen; ob dieß eine satyrische oder jrgend eine andere Bedeutung haben sollte, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen. Vielleicht wollte er sich blos auszeichnen, damit man ihn, wenn er in der Stadt herum führe, gleich erkenne; und vielleicht glaubte er auch, daß seine Reise nach Paris, einer Reise nach dem Himmel gleich wäre. Wirklich war seine Ankunft ein Fest der Freude für den ersten und größten Theil der Stadt. Die Könige von Dänemark und von Schweden, und der Kaiser, die einige Zeit vorher da gewesen wären, hatten kein solches Aufsehen, keine Neugierde erregt. Man sprach von nichts als von Voltaire. Die französische Akademie ernannte eine Deputation ihn zu bewillkommen; statt der sonst gewönlichen zwey wurden aber drey Deputirte ernannt, an deren Spitze sich der Prinz van Beauveau befand. Ein großer Theil der Mitglieder der Akademie

nie vermehrte das Gefolge. Auch die französischen Schauspieler bezeugten ihm in corpore ihre Huldigung, und die berühmte Clairon hielt kniend eine Anrede an ihn. „Meine Herren, erwiederte Voltaire darauf, ich lebe nur durch Sie und für Sie;" ein Beweis, daß er seine dramatische Wirksamkeit für die bedeutendste hielt, und wirklich waren auch dramatische Arbeiten die letzten Beschäftigungen seiner Feder. Der Besuche von Prinzen, Ministern, Damen und Gelehrten waren so viele, daß sich der Dichter fast dadurch erdrückt fühlte. „Ich werde erstickt, sagte er, aber mit Rosen." Unter andern besuchte ihn auch Franklin, der sich damals als bevollmächtigter Minister der nordamerikanischen Staaten in Paris aufhielt. Er hatte seinen Enkel, indem er die Visite machte, bei sich. „Mein Sohn, sagte er zu diesem, falle auf die Kniee vor diesem großen Manne." Der Jüngling that dieß, und bat um seinen Segen. Voltaire legte die Hand auf seinen Kopf, und segnete ihn mit den beiden Worten: Gott und Freiheit!"

Die Beschwerden der Reise, die beständige Unruhe und die neue Lebensweise in die sich Voltaire versetzt sah, äußerten bald den nachtheiligsten Einfluß auf seine schwache Gesundheit. Indessen verließ ihn seine Munterkeit nicht. Da er die Aufführung seines neuen Trauerspiels Irene beschleunigen wollte, so ließ er die Acteurs und Actricen zu sich kommen, um einige Scenen zu probiren. Bei einer dieser Uebungen grief er sich selbst so stark an, daß ihm ein Gefäß in der Brust sprang. Kaum hatte ein junger Abbee die Gefahr vernommen, in welcher sich der Dichter befände, so eilte er herbei — um ihn zu beichten. Voltaire empfieng ihn mit kaltsinniger Höflichkeit, nahm indeß, um seiner vor-

eiligen

eiligen Dienstfertigkeit nicht weiter ausgesetzt zu seyn, den Abbé Gautier zu seinem Beichtvater an, und sagte ihm, daß er, wie es in den ersten Zeiten der christlichen Kirche gebräuchlich gewesen, öffentlich beichten wolle. Gautier foderte aber vor allen Dingen dem freigeisterischen Philosophen sein Glaubensbekenntniß ab, welches dieser indessen nach völlig katholischer Norm ablegte. Allein der Erzbischof von Paris, dem davon Nachricht gegeben wurde, war damit nicht zufrieden. Er schrieb dem Abbé Gautier selbst ein Glaubensbekenntniß vor, das Voltaire gerichtlich unterzeichnen lassen sollte, und welches mit den Worten anfieng: „Ich bekenne, daß ich auf eine boshafte Weise die Gottheit Jesu Christi gelästert habe. „Kaum hatte aber Voltaire diesen Anfang gelesen, so entließ er seinen Beichtvater mit den Worten: Für heute mag das genug seyn! Lassen Sie uns die Scene nicht noch blutiger machen.“ Diese Worte hatten Bezug auf sein Blutspeyen; im Publikum glaubte man inzwischen, er habe wirklich gebeichtet.

Das neue Trauerspiel Irene wurde endlich am sechzehenten May vor einem sehr glänzenden Auditorium zum erstenmal aufgeführt. Die ganze königl. Familie war zugegen, und das Stück wurde mit unbegrenztem Beifalle aufgenommen. Die französische Akademie wünschte dem Dichter Glück dazu und stellte seine Büste neben die von Corneille. Das Publikum hatte immer gewünscht, den Verfasser bei der Aufführung selbst gegenwärtig zu sehen, und da seine Krankheit inzwischen etwas nachgelassen hatte, so entschloß er sich, dem allgemeinen Wunsche Gehör zu geben, und der sechsten Vorstellung seines Stücks beizuwohnen.

Das Publikum war auf die Erscheinung des

Dich-

Dichters im Theater vorbereitet. Eine erwartende Menge füllte den großen Vorhof des Schauspielhauses. Kaum erschien der außerordentliche Mann in seinem außerordentlichen Wagen, als ein jeder ausrief: „Hier ist er!" Die Savoyarden, die Fruchthändlerinnen und das ganze versammelte Volk waren gegenwärtig, und das Geschrey, „es lebe Voltaire!" hatte kein Ende. Der Marquis von Villette, bei dem er wohnte, und der schon vorher gekommen war, empfieng ihn mit dem Prokurator Clause, als er aus dem Wagen stieg. Beide unterstützten ihn mit Mühe, und retteten ihn kaum von den Umarmungen der begierigen Menge. Bei seinem Eintritt in's Schauspielhaus versammelte sich um ihn eine glänzendere Gesellschaft, die von dem wahren Enthusiasmus des Genies ergriffen war. Besonders stellten sich ihm die Damen in den Weg, damit sie ihn desto besser sehen könnten. Man bemerkte sogar, daß einige zitternd sein Kleid berührten, und einige andere etwas Pelz aus seinem Rocke rissen.

Der Heilige dieses Abends sollte sich zwischen seine Nichte, der Madame Denis und Madame von Villette setzen, und das Parterre erwartete mit Sehnsucht den Augenblick, wo der Dichter erscheinen sollte. Er kam, und man verlangte sogleich eine Krone. Der Schauspieler Brissard näherte sich ihm, um sie auf sein Haupt zu setzen. Voltaire rief aus, indem er vor Freuden weinte, und die Ehre ausschlug: „Ach Gott, wollen Sie denn, daß ich hier sterbe?" Er nahm die Krone, und überreichte sie seiner schönen Nachbarinn. Sie wollte sie nicht annehmen, bis der Prinz von Beauveau den Lorbeer ergrief, und ihn wieder anf das Haupt des französischen Sophocles setzte. Ein noch größerer Triumph aber ward bis zu Ende des Stücks aufbehal-

behalten. Voltaire's Büste ward aus der Akademie geholt, und auf ein Fußgestell gesetzt, das zu diesem Behufe auf der Bühne stand. Die Schauspieler umringten dieselbe, in einem halben Zirkel, und hielten jeder einen Blumenkranz in der Hand. Hierauf ward der Büste eine Krone aufgesetzt; das Geräusch der Trompeten, Trommeln und Pfeifen kündigte die Ceremonie an, und Madame Vestris deklamirte mit einem, der ganzen Scene angemessenen Nachdruck, die Verse:

Aux yeux de Paris enchenté
Reçois en ce jour un hommage,
Que confirmera d'age en age
La sevère postérité
Non, tu n'as pas besoin d'atteindre au noir rivage,
Pour jouir des honneurs de l'immortalité;
Voltaire, reçois la couronne,
Que l'on vient de te présenter;
Il est beau de la mériter,
Quand c'est la France qui la donne *).

Diese Verse mußten auf Verlangen des Publikums wiederholt werden. Die Schauspieler näherten sich nun nach der Reihe der Statue, neigten sich vor derselben, und jeder setzte ihr einen Lorbeerkranz auf. Weil die Schauspielerinn Fanier in einem fanatischen Entzücken die Statue küßte, so ward sie auch von jedem andern Schauspieler geküßt. Beim Aufsetzen jedes Lorbeerkranzes riefen die Zuschauer: „Es

*) Empfange heute vor den Augen des entzückten Paris die Huldigung, welche die strenge Nachwelt von einem Zeitalter zum andern bestätigen wird. Voltaire, du brauchst nicht erst an den schwarzen Ufern des Styres zu erscheinen, um die Ehre der Unsterblichkeit zu genießen. — Empfange die Krone, die man dir darreicht; es ist schön, sie zu verdienen, wenn Frankreich sie giebt.

„Es ist das Publikum, das ihn aufsetzt.“ Und dieses Publikum war nicht das gemeine Volk; das Schauspielhaus war voll von Prinzen, Ministern, Gesandten, Herzogen, Pairs, den angesehensten Damen und den ersten Gelehrten, die zusammen den Ton angaben. Die Freudensbezeugungen dauerten unausgesetzt vier Stunden fort, und wurden in hunderterley Ausdrücken bezeugt. „Es lebe Herr von Voltaire! Es lebe der französische Sophocles! Es lebe unser Homer! riefen die einen und andere: Es lebe der Philosoph, der die Welt denken gelehrt hat! Es lebe der Vertheidiger von Calas! u. s. w.“

Als die Vorstellung ganz zu Ende war, mußte Voltaire noch einen neuen Sturm aushalten. Er saß eben in seinem Wagen, als die versammelte Menge ihn nicht fortlassen wollte. Die Pferde wurden angehalten, und von Einigen sogar geküßt. Verschiedene junge Dichter riefen aus, daß der neuere Apollo vom Volke nach Hause gezogen werden müßte; da aber der Haufe nicht aus lauter Dichtern bestand, so fand sich keine hinlängliche Anzahl Enthusiasten zur Ausführung des Vorschlags. Indessen hörte Voltaire auf seinem Wege ein ewiges Vivatgeschrey.

So groß war die Vergötterung des Dichters, und so groß das Rasen der Nation. Als er nach Hause kam, weinte er wieder, und betheuerte, daß er nicht ins Schauspielhaus gegangen wäre, wenn er nur die geringste Idee von dem was vorgegangen, gehabt hätte. Er versank bald in eine Art von Schwermuth, und sagte seufzend: „Ich bin nur nach Paris gekommen, meinen Ruhm und mein Grab zu finden.“ Da ihm seine Schwäche nicht erlaubte, die Reise in seine Einsamkeit sogleich anzutreten, so kaufte der reiche Dichter ein prächtiges Haus, und

richtete sich auf einen hohen Fuß ein. Aber die Herstellung seiner Gesundheit, die er hoffte, erfolgte nicht. Die vielen Aufregungen seines Gefühls, verbunden mit ununterbrochenen literarischen Arbeiten, und die Veränderungen der gewohnten Lebensweise wirkten dergestalt auf seinen geschwächten Körper, daß er nicht lange mehr leben zu können schien. Der unmäßige Gebrauch des Kaffee's, an den er sich gewöhnt hatte, raubte ihm fast gänzlich den Schlaf. Man rieth ihm, Opium zu gebrauchen, allein eine zu starke Dosis, die er ohne den Rath eines Arztes nahm, stürzte ihn in eine Schlafsucht, die bald tödtlich wurde.

Voltaire lag schon ohne Besinnung in den letzten Zügen, als der Oberpfarrer von St. Sulpice und der Abbé Gautier herbeikamen, um zu versuchen, ob sie den Sterbenden nicht noch bestimmen könnten, sich den Ceremonien zu unterwerfen, welche erfordert werden, um als ein katholischer Christ aus der Welt zu scheiden. Der Oberpfarrer näherte sich dem Bette des Sterbenden, und fragte ihn, ob er die Gottheit Jesu Christi glaube? Voltaire war zu betäubt, um die Frage verstehen zu können. Man sagte ihm darauf, daß sein Beichtvater der Abbé Gautier, da sey. „Der Abbé Gautier, mein Beichtvater? antwortete er mit schwacher Besinnung, machen Sie ihm mein Kompliment.“ Der Oberpfarrer von St. Sulpice fuhr nach dieser Antwort dennoch fort, den Kranken mit seinen Reden zu quälen. Er wiederholte die obige Frage; Voltaire gab ihm in seinem betäubten Zustande eine befremdende Antwort, und starb bald darauf (den 31 May 1778), ohne die Sakramente empfangen zu haben.

Der Erzbischof von Paris soll dem Dichter wegen seiner Irreligiosität durchaus ein christliches Be-

Begräbniß verweigert haben. Um alles Aufsehen und die Widersetzung von Fanatikern zu vermeiden, ließen die Freunde des Verstorbenen seinen Leichnam einbalsamiren, ihn des Nachts in einer Postchaise nach der Abtey Sellieres bringen, und in der dortigen Kirche begraben. Der Bischof von Troyes, unter dessen Diöceſe die Abtey stund, schickte sogleich, wie kaum die Sache ruchbar wurde, einen Befehl ab, Voltairen nicht zu begraben; allein, wie der Befehl ankam, war es schon zu spat. Sein Leichnam wurde in der Folge nach Romilly gebracht, und hier ruhte er bis zum Jahr 1791, wo er durch ein Decret der Nationalversammlung, in feierlicher Processsion nach Paris geführt, und im Pantheon (der alten Genovevenkirche) beigesetzt wurde.

So verändern sich die Zeiten, die Meinungen und Sitten!

VI. Der König Joachim Murat.

Die Geburt gab ihm nicht den entferntesten Anspruch auf den Thron von Neapel, zu dem ihn einzig Napoleons Gunst verhalf. Er soll der Sohn eines armen Schuhflickers aus Cahors gewesen seyn, und in seiner Jugend die Schlächterprofession erlernt haben. Nach französischer Weise mußte er das bestellte Fleisch zu den Kunden seines Lehrmeisters in die Häuser tragen. Als er eines Tages dem Koch des Herrn Cambaceres einen schlechten Braten brachte, gerieth dieser mit ihm in Streit, und schlug ihn in der Hitze dergestalt mit dem Braten an den Kopf, daß das Blut aus Mund und Nase floß. Dieß

 bewog

bewog den jungen Schlächtergesellen, unter die französische Fußgarde zu gehen, in der er sich zur Zeit der Revolution befand. Durch Kühnheit und persönliche Tapferkeit schwang er sich in wenig Jahren zum General empor. Seine breiten Schultern, sein schönes Gesicht, sein martialischer Anstand machten Bonaparte's Schwester auf ihn aufmerksam, und sie gab ihm mit ihrer Hand den Anspruch auf seine künftige Größe.

Napoleon ward nicht lange nach dieser Verbindung Kaiser von Frankreich, und sein Schwager natürlich Prinz. Als dieser neue Prinz einst bei dem gleichfalls emporgekommenen Cambaceres speiste, der sehr viel auf eine gute Tafel hielt, fand er alles so wohl schmeckend und gut zubereitet, daß er ihn bat, ihm seinen Koch zu überlassen. So ungerne Cambaceres dieses auch that, so blieb ihm doch nichts anders übrig, als es sich zur Ehre zu rechnen, seinen Koch an den Schwager des damaligen Abgotts abzutreten. Er ließ ihn daher nach aufgehobener Tafel zu sich rufen, verkündigte ihm sein bevorstehendes Glück, und rieth ihm, sich sogleich nach dem Palais des Prinzen zu begeben. Erschrocken und todtenbleich fiel der arme Koch seinem Herrn zu Füßen, und bat, ihn um alles in der Welt nicht dem Prinzen abzutreten.

„Aber warum nicht?" fragte ihn Cambaceres.

„Gnädiger Herr, erwiederte der Koch, wenn er mich sieht, läßt er mich ohne Gnade guillotiniren, da er gewiß die Beleidigung nicht vergessen, die ich mir einmal gegen ihn, als er noch Schlächter war, erlaubte." Hierauf erzählte er seinem Herrn die ganze Sache, der ihm nun wohlmeinend rieth, Paris zu verlassen, wozu er ihm auch behülflich war.

Dritte

Dritte Abtheilung.

Scenen aus der Völkergeschichte.

I. Theodosius und Eudoxia.

Ein Gemählde aus der morgenländischen Kaisergeschichte.

1. Jugendgeschichte des Kaisers Theodosius des Jüngern.

Der morgenländische Kaiser Arkadius, ein von Natur und durch Erziehung verwahrloster Schwächling, starb zu Konstantinopel am ersten May des Jahres 408 nach Christi Geburt, zu einer Zeit, da sich das Reich in einer sehr bedenklichen Lage befand. Weiber, Verschnittene, barbarische Generale an der Spitze barbarischer Truppen, ränkevolle Minister und bigotte Geistliche hatten gemeinschaftlich dazu beigetragen, die öffentlichen Angelegenheiten zu verwirren. Bei dem Tode des Kaisers trübten sich die Aussichten noch mehr; seine Gemahlinn war vier Jahre zuvor gestorben, und der rechtmäßige Erbe des Throns war ein siebenjähriger Sohn, Theodosius. Unter einem Kaiser, der ein Kind war, hatte man alles zu fürchten, die auswärtigen Feinde, die bürgerlichen Fehden und die Maaßregeln des Hofes.

Da Arkadius nicht die geringste Verfügung hinterlassen hatte, wie es nach seinem Tode gehalten werden sollte, so traten die Großen des Hofes zusammen,

sammen, um sich des verwaisten Reiches anzunehmen. Glücklicherweise wurde in dieser Versammlung die einstweilige Verwesung des Reichs einem Manne übertragen, der alle Eigenschaften besaß, den wankenden Thron zu befestigen, und die Ruhe im Innern zu sichern. Dieser Mann war Anthemius, Generalgouverneur im Orient, ein redlicher Patriot, erfahrner Krieger und einsichtsvoller Minister. Konnte er gleich die Ränke der Verschnittenen, von welchen der junge Kaiser umringt war, nicht ganz unterdrükken, so wehrte er doch vielen Mißbräuchen, hielt die Feinde des Reichs im Zaum, und beförderte den allgemeinen Wohlstand.

Sechs Jahre lang hatte Anthemius seine Kräfte der Verwaltung des Staats gewidmet, als die älteste von den drei Schwestern des Kaisers, Pulcheria, im Namen ihres Bruders die Regierung übernahm. Obgleich erst sechzehn Jahre alt, fühlte sie sich doch stark genug, die Sorge für das Reich sowohl, als für ihren nur zwei Jahre jüngern Bruder zu übernehmen.

Pulcheria war allerdings eine Prinzessin von seltenen Eigenschaften, und eine jener frühreifen Naturen, welche in dem zarten Geschlechte sich am öftesten finden. Ihre schnelle Fassungskraft, ihr richtiges Urtheil, ihre Gabe des Ueberblicks, ihre nicht zu ermüdende Arbeitsamkeit, ihre Fertigkeit, in der Sprache des Orients sowohl als des Occidents gleich fließend zu reden und zu schreiben, beurkundeten hinlänglich ihren Beruf zur Führung der großen Geschäfte. Wiewohl in der Blüthe der Jugend und Anmuth, entsagte sie auf immer dem Ehestande, und damit keine Eifersucht oder Zwietracht jemals die kaiserliche Familie trennen möchte, beredete sie ihre beiden jüngern Schwestern zu demselben Entschlusse.

In

In der Hauptkirche zu Konstantinopel, im Angesichte der Geistlichkeit und des Volks, widmeten sich die drei königlichen Jungfrauen feierlich dem ehelosen Leben, oder, wie man sich damals ausdrückte, dem Himmel. Wirklich schienen sich die drei Schwestern von der Zeit an als eine Art Nonnen zu betrachten. Der Palast glich einem Kloster, über dessen geweihte Schwelle kein männliches Wesen schreiten durfte, die Vertrauten ihres Gewissens abgerechnet, und etwa einen — oder andern heiligen Mann, welcher sich des Unterschieds der Geschlechter nicht mehr erinnerte. Immer sah man die drei Schwestern beisammen, sie wohnten und speiseten, stickten und näheten, fasteten und beteten mit einander. Jede Art eitlen Putzes, und alle Ueppigkeiten der Tafel verschmähend, verwandten sie ihr Einkommen fast allein zu wohlthätigen und gottesdienstlichen Zwecken. Kirchen wnrden von ihnen erbauet, Klöster ausgesteuert, milde Stiftungen gegründet, und kein Seufzer der geplünderten Armuth haftete auf den Denkmälern ihrer Frömmigkeit und Großmuth.

Die Andachtsübungen und frommen Beschäftigungen, denen Pulcheria einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit widmete, hinderten sie indessen nicht, auch die Staatsgeschäfte mit einer ungemeinen Thätigkeit zu besorgen. Sie arbeitete mit Leichtigkeit und Feuer, durchdrang einen Gegenstand ohne Mühe, und verstand auch in den verworrensten Verhältnissen sich zurecht zu finden. Ihre Entschließungen wurden wohl erwogen, spät gefaßt, aber mit Schnelligkeit und Nachdruck vollzogen. Den Thronerben, ihren Bruder Theodosius, ließ sie dabei nie aus den Augen, sondern wendete vielmehr auf seine Erziehung den angelegentlichsten Fleiß. Nachdem sie den bisherigen Lehrer desselben, den Verschnittenen Antio-

chus, einen verschmitzten, unruhigen und habsüchtigen Menschen, vom Hofe entfernt hatte, bemühte sie sich, dem jungen Prinzen Gottesfurcht, Tugend, Liebe zur Arbeit und eines Herrschers würdige Gesinnungen einzuflößen.

Theodosius dankte der Natur manche löbliche Fähigkeit, und noch mehr Anlage zum Sittlichguten: er war weichherzig, mitleidig, gutmüthig, freigebig und ohne Falsch. Fast ohne Empfänglichkeit für stürmische Leidenschaften, ließ er sich weder von der Wollust noch vom Zorn beherrschen, und kein Ausbruch böser Begierden befleckte jemals die jungfräuliche Unschuld seines Lebens. Dagegen aber mangelte ihm jene Kraft des Geistes, welche sich einer höheren Anstrengung freuet, der edle Drang zu einer möglichst ausgebreiteten Thätigkeit, die Nacheiferung seiner großen Vorfahren, und der begeisternde Sporn einer löblichen Ruhmbegierde. So geschah es denn, daß der Prinz zwar alles lernte, was von den geschicktesten Meistern nur immer zu lernen ist; die Leibesübungen, die Wissenschaften und manche Kunstfertigkeiten. Es geschah, daß keiner im Reich besser ritt noch schoß, geschickter schrieb, noch zeichnete, gründlicher die Sterne kannte, und die Pflanzen, als Theodosius. Allein es geschah zugleich, daß er der schlechteste Soldat, und der nachläßigste Geschäftsmann war.

Pulcheria hatte sich zweierlei Arten des Unterrichts selbst vorbehalten: den Unterricht in der Religion und in der Regierungskunst. Jener gelang ihr in der Maaße, daß es nicht an ihrem Zögling lag, wenn er nach seinem Tode nicht den Heiligen beigezählt wurde, die er im Leben so andächtig verehrte. Er wußte die heilige Schrift auswendig, war in alle Spitzfindigkeiten der Dogmatik eingeweiht,

und

und bewies den Bischöfen, Priestern und Mönchen eine fast anbetende Ehrerbietung. Ein Mönch, dem er eines Tages sein Gesuch abgeschlagen hatte, war darüber so aufgebracht, daß er im Weggehen sagte: „Ich thue dich in den Bann!“ Theodosius, damals schon Kaiser, zitterte vor diesem lächerlichen Bannfluch und versicherte, daß er keinen Bissen zu sich nehmen würde, bis der Mönch ihn von dem Banne losgesprochen hätte. Er bat einen Bischof aufs angelegentlichste, ihm diese Gunst zu bewirken, und enthielt sich, der Gegenvorstellungen des Bischofs ungeachtet, aller Speise, bis der unverschämte Mönch ihm die gesuchte Absolution ertheilt hatte.

Der kaiserliche Palast war eine Art von Kloster, denn noch ehe der Morgen graute, versammelte sich Theodosius mit seinen Schwestern zum Gebet, und sang mit ihnen geistliche Hymnen. Dieser Sitte blieb der Prinz getreu, auch nachdem er die Regierung übernommen hatte, und gelegentlich vertauschte er auch wohl die Rolle des Regenten mit der des Predigers. Als einst bei der Feier öffentlicher Spiele plötzlich ein Gewitter aufstieg, verließ der Kaiser seinen Thron, forderte die Versammlung zur Andacht auf, und stimmte zuerst eine Hymne an. Ein andermal, da während eines Pferderennens eine Siegesnachricht einlief, machte er dem Spiel ein Ende, forderte alle Anwesenden zum Gebet auf, und zog an der Spitze des singenden Volks in die Kirche. Indessen glaubte er keineswegs, durch ängstliche Beobachtung ihrer äußern Formen, der wesentlicheren Forderungen der Religion überhoben zu seyn. Demüthig, versönlich, barmherzig, mildthätig, ganz nach den Vorschriften des Evangeliums, erlaubte er nur sträubend die Dienstleistungen seiner Leibdiener. Nie ahndete er etwas, das ihn

persönlich

persönlich beleidigte, kein Todesurtheil unterzeichnete er ohne Thränen, und nicht leicht ließ er jemanden ungetröstet von sich gehen

Zum Regenten hatte ihm die Natur die äußere Gestalt keineswegs versagt, und Pulcheria war darauf bedacht gewesen, seinen Anstand zu bilden. Der Natur verdankte er einen schönen Wuchs, einen untadelichen Bau und eine anmuthige Gesichtsbildung; seiner Schwester aber die Geschicklichkeit, die Gaben der Natur geltend zu machen, mit Anstand sich zu tragen, mit Grazie sich zu kleiden, den Thron auf eine würdige Weise auszufüllen, und sich des lauten Gelächters zu enthalten. Ernst mit Freundlichkeit zu mischen, mit einem Worte, seine kaiserliche Person auf die allervortheilhafteste Weise darzustellen, verstand er aus dem Grunde. Die wesentlichern Regenteneigenschaften ihm zu geben, vermochte entweder seine Schwester nicht, oder es däuchte ihr nicht rathsam. Lebenslang beruhigte sich Theodosius, was die Verwaltung der Geschäfte anbelangt, bei dem Fleiß und Geschick seiner Schwester, und seiner oft sorglos genug gewählten Vertrauten. Den Krieg verabscheute er, nicht sowohl, weil er das Unglück der Völker macht, als weil er ihn aus seiner weichlichen Ruhe aufstörte. Den Geschäften war er so abgeneigt, daß er die Gesetze und Verordnungen unterzeichnete, ohne sie zu lesen, und gleichwohl versicherte er seiner Schwester das Gegentheil. Um ihm die Augen zu öffnen, überreichte sie ihm eines Tages zur Unterschrift ein Papier, in welchem er seine Gemahlin zur Sklaverey verurtheilte. Er unterzeichnete das Blatt nach Gewohnheit, ohne den Inhalt zu untersuchen. Umsonst zeigte sie ihm dieses; die Erfahrung beschämte ihn, aber besserte ihn nicht. Man konnte es vorher sagen, daß seine zwei und vierzigjährige Regierung

rung ein langes Gewebe von Fehlern enthalten, aber nichts ruhmwürdiges bewirken würde.

2.

Vermählung des Kaisers mit der schönen Eudoxia.

Als Theodosius das zwanzigste Jahr seines Alters zurückgelegt hatte, trug Pulcheria Sorge, für den jungen Kaiser eine, seiner würdige, Gemahlinn zu wählen. Paulinus, ein Schulgefährte des Kaisers, durch die Bande der zärtlichsten Freundschaft mit ihm von Kindheit auf verbunden, theilte diese Sorge mit ihr; aber sie erfuhren beide nur zu bald, wie schwer es sey, alle Reitze und alle Tugenden vereinigt zu finden.

Während Pulcheria und Paulinus sich mit dieser Angelegenheit beschäftigten, kam, durch ihr Unglück dazu genöthigt, eine junge Athenerinn nach Konstantinopel; sie war die Tochter des Leontius, eines berühmten athenienſischen Sophisten; ihr Vater, welcher die vortrefflichsten Eigenschaften zu allem Guten und Schönen schon in ihrer Kindheit an ihr wahrgenommen hatte, säumte nicht, ihr die sorgfältigste Erziehung zu geben, und beides, ihren Körper sowohl als ihren Geist, auf das vollkommenste auszubilden; auch gelang ihm die Erziehung dieser Tochter unendlich besser, als jene seiner beiden Söhne, die kein anders Verdienst hatten, als daß sie Brüder der vortrefflichen Athenais (so hieß das Mädchen) waren. Leontius war reich; er starb, und machte folgende sonderbare letzte Verordnung: „Ich lasse, sagte er, mein ganzes Vermögen, alle meine Güter meinen zwey Söhnen, dem Valerius und Genesius, mit dem Bedingniß, daß sie ihrer Schwester hundert Goldstücke bezahlen; ich verma-

che derselben nur deshalb so wenig, weil mir ihre Eigenschaften, die sie über ihr Geschlecht erheben, Bürgen für ihr künftiges Glück sind."

Athenais sah sich gleichsam enterbt, und aus einer Ursache enterbt, die jeden andern Vater bestimmt haben würde, gerade deshalb für sie vortheilhafter zu sorgen; sie bat und beschwor ihre Brüder, die Ungerechtigkeit ihres Vaters gut zu machen, und ihr ihren gesetzlichen Pflichttheil herauszugeben; sie forderte sie auf, ihr zu bezeugen, ob sie diese Vernachläßigung verdient habe, und stellte ihnen vor: daß ihre Armuth ihnen zu einem bleibenden Vorwurfe gereichen werde — aber vergebens! Diese gemeinen Seelen hörten nur ihren Eigennutz, und verstießen ihre Schwester, um ihrer ganz los zu werden, endlich sogar aus dem väterlichen Hause. Die Unglückliche nahm ihre Zuflucht zu einer Tante, welche sie nach Konstantinopel begleitete, um dort die Aufhebung des gesetzwidrigen Testaments zu bewirken. Athenais trug ihre Bitten und ihre Klagen der Pulcheria so rührend und lebhaft vor, daß die Fürstinn von dem Verstande und Geiste des Mädchens nicht weniger bezaubert ward, als von ihrer blendenden Schönheit. Pulcheria zog Erkundigungen über die Sitten und den zeitherigen Lebenswandel der schönen Athenais ein, und hörte, daß beides tadellos sey. Nun glaubte sie endlich diejenige gefunden zu haben, welche sie vergebens am Hofe gesucht hatte, ein junges Frauenzimmer, werth, die Gefährtinn eines großen Monarchen zu seyn. Sogleich theilte sie diese glückliche Entdeckung ihrem Bruder mit.

Die Schilderung, welche Pulcheria von dem schönen griechischen Mädchen entworfen hatte, erregte in dem jungen Kaiser die lebhafteste Ungedult,

eine

eine solche Schönheit mit eigenen Augen zu sehen. Pulcheria ließ sie daher abermals zu sich rufen und in ein Gemach treten, aus welchem eine geheime Oeffnung in das Nebengemach gieng, worinn Theodosius und Paulinus sich befanden, und Muße genug hatten, das reitzende Mädchen, ohne selbst gesehen zu seyn, zu betrachten. Während Pulcheria sich mit Athenais unterhielt, und die Richtigkeit ihres Verstandes, die Grazie und Sittsamkeit ihres Betragens bewunderte, konnten die beiden Lauscher sich in dem Lobe ihrer Schönheit nicht erschöpfen; in dem Busen des jungen Kaisers entflammte die feurigste Liebe, und er drang sogleich auf seine Verbindung mit der holden Fremden. Leontius war ein Haide; Athenais, in der Religion ihres Vaters erzogen, wurde nun in der Lehre der Christen unterrichtet, unter dem Namen Eudoxia getauft, und bestieg sodann als Gemahlinn Theodosius des Zweiten den Kaiserthron. Das kaiserliche Beilager ward unter dem freudigen Zujauchzen des Hofes, der Stadt und des Reiches vollzogen.

Als die Brüder der Kaiserinn von der erstaunenswürdigen Erhöhung ihrer Schwester Nachricht erhielten, ward ihnen vor dem Zorne derselben bange. Sie maßen die edlere Gesinnung der Schwester nach ihrer eigenen gemeinern und suchten daher durch eine schleunige Flucht der Strafe, vor der ihnen bange war, zu entgehen. Die großmüthige Eudoxia aber nahm sich die schönste Rache: sie beschloß, ihre Verfolger, ihre unwürdigen Brüder, mit Wohlthaten zu überhäufen. Nicht eher ruhte sie, als bis die Flüchtlinge aufgefunden waren, und zu ihr nach Konstantinopel gebracht wurden. Als sie zitternd und blaß vor ihr erschienen, sagte sie: „Fürchtet nichts von mir! Weit entfernt, ungehal-

ten

ten gegen euch zu seyn, seh' ich euch vielmehr als die Ursache meiner Erhebung an. Nicht eure Härte war es, die mich aus dem väterlichen Hause vertrieb; es war der Arm der Vorsehung, der mich darum entfernte, um mich zum Throne zu führen." Durch ihren Einfluß wurde es ihr leicht, beide zu hohen Ehrenstellen zu erheben.

3.

Schicksale der Kaiserinn Eudoxia. Tod des kaiserlichen Paars.

Die Kaiserinn Eudoxia genoß das Glück, zu dem sie so unvermuthet erhoben worden war, mit weiser Mäßigung. Auch auf dem Throne blieb sie den holden Musenkünsten treu, welche ihr jungfräuliches Leben verschönert, und sie in den Tagen der Trübsal getröstet hatten. Weit entfernt, der Prinzessinn Pulcheria die ungetheilte Leitung der Regierungsgeschäfte streitig machen zu wollen, widmete sie ihre müßigen Stunden am liebsten der Fortsetzung ihrer Studien, und der Ausarbeitung verschiedener schriftstellerischer Aufsätze. Mit frommem Fleiße brachte sie die acht ersten Bücher des alten Testaments, ferner die Offenbarungen des Daniel und des Zacharias in griechische Verse, besang die Siege ihres Gemahls, wie auch das Leben und die Wunder Jesu in manchem Cento homerischer Zeilen, und schrieb die Legende des heiligen Märtyrers Cyprian. Oefters berief sie einen gewissen Cyrus, der unter den Dichtern seines Zeitalters glänzte, zu sich, und auch den verständigen Paulinus, den Vertrauten ihres Gemahls, sah sie gerne in ihrer Gesellschaft. Beide nahmen Antheil an ihren gelehrten Beschäftigungen, und unterstützten sie bei denselben.

Glücklich

Glücklich wäre Eudoxia gewesen, wenn sie sich immer mit so harm- und neidlosen Arbeiten beschäftigt hätte, und mit Pulcherien stets in gutem Vernehmen geblieben wäre. Aber es scheint, sie habe sich in spätern Jahren durch ein hochfahrendes Wesen und Anmaßlichkeit den Unwillen dieser Prinzessin zugezogen. Diese fand aber ein solches Betragen eben so unziemlich als undankbar, und ohne Zweifel geschah es unter Mitwirkung derselben, daß Eudoxia endlich auch das Vertrauen ihres Gemahls verscherzte.

Als die Kaiserinn am Ende des ersten Jahres ihrer Ehe ihrem Gemahl eine Tochter gebahr, gelobte der erfreute Kaiser, daß, wenn diese Tochter am Leben bliebe, und einmal auf eine ihrer Abkunft würdige Art vermählt würde, Eudoxia eine Wallfahrt nach Jerusalem machen, und dem heiligen Grabe die Opfer seiner Dankbarkeit darbringen solle. Das gewünschte Ereigniß erfolgte. Honoria (so hieß die Prinzessinn) wurde an den abendländischen Kaiser Valentinian vermählt, und Eudoxia schickte sich an, das Gelübde ihres Gemahls zu erfüllen. Fast mit größerer Pracht, als dem frommen Zweck ihrer Sendung geziemte, durchzog sie den ganzen Orient. Auf einem goldenen, mit Edelsteinen gezierten Throne prangend, pries sie zu Antiochien in einer der zierlichsten Reden den Glanz und die Herrlichkeit dieser Hauptstadt Syriens, und schloß mit einer Zeile des Homers, worinn sie sich glücklich pries, zugleich mit den Bürgern von Antiochien aus dem edlen griechischen Blute entsprossen zu seyn. Die höchlich geschmeichelten Einwohner jauchzten der beredten Kaiserinn lauten Beifall zu, und decretirten ihr eine bronzene Säule im Museum, und eine goldene im Senat. Diese Ehre erwiederte Eudoxia an

ihrem

ihrem Theile durch Erweiterung der Stadtmauern, und durch einen beträchtlichen baaren Zuschuß zur Wiederherstellung der verfallenen Thermen des Kaisers Valens.

Durch ähnliche Freigebigkeit verherrlichte Eudoxia fast jeden Schritt ihrer orientalischen Pilgerschaft. Die heiligen Oerter selbst aber wurden so verschwenderisch von ihr beschenkt, daß selbst die Freigebigkeit der großen Helena, der Mutter Konstantins des Großen, durch die ihrige verdunkelt wurde. Der Bischof Juvenalis von Jerusalem fand sich dadurch bewogen, der Kaiserinn die Schätze der Kirche anzubieten. Eudoxia war fromm genug, sich für einen Aufwand von zwanzigtausend Pfund Goldes, durch die Ketten des heiligen Petrus, den rechten Arm des heiligen Stephanus, und ein von dem heiligen Lukas gemaltes Bildniß der Jungfrau Maria überflüssig belohnt zu glauben.

Diese prunkvolle Reise war indessen die Klippe, an welcher die Herrlichkeit und das Glück der Kaiserinn scheiterte. Als sie wieder nach Konstantinopel zurück kam, fand sie die Gemüther, denen sie durch ihre Entfernung billig theurer hätte werden sollen, um vieles gegen sich erkaltet. Von Pulcherien wurde sie mit sichtbarer Kälte empfangen, und auf der sonst immer heitern Stirne ihres Gatten ruhten Wolken. Boshafte Ohrenbläser hatten die Abwesenheit der Kaiserinn benutzt, um das argwohnlose Herz ihres Gemahls mit dem schwärzesten Verdacht zu vergiften. Eudoxiens höchst wahrscheinlich unschuldiger Umgang mit Paulinus, dem schönsten und geistreichsten Manne des Reichs, ward beiden zu einer ehebrecherischen Vertraulichkeit angerechnet. Mit eifersüchtigen Augen beobachtete Theodosius von nun an das gegenseitige Betragen der Gattinn und

des

des Freundes; und da diese um so unbefangener mit einander umzugehen fortfuhren, je weniger sie den grausamen Verdacht, womit man an ihrer Tugend sich versündigte, ahnen mochten; so konnte es nicht fehlen, daß Theodosius nicht hätte alles sehen sollen, was er zu sehen angewiesen worden war.

Eines Tages schenkte der Kaiser seiner Gemahlinn einen Apfel von außerordentlicher Schönheit. Als bald darauf Paulinus zu ihr kam, und die köstliche Frucht sehr bewunderte, glaubte sie kein Verbrechen zu begehen, wenn sie ein im Grunde unbedeutendes Geschenk ihres Gatten dem gemeinschaftlichen Freunde wieder verehrte. Paulinus sah sich kaum im Besitze des schönen Apfels, als er eilte, ihn seinem kaiserlichen Freunde darzubringen. Theodosius erkannte ihn sogleich, und der lange verhaltene Funke der Eifersucht loderte nun zu einer verzehrenden Flamme empor. Eudoxia ward gerufen. Der finstere Ernst, womit der Kaiser sie fragte, wo sie den Apfel gelassen hätte, verleitete sie zu einer Lüge. Diese Lüge galt dem zürnenden Gemahl für das Eingeständniß ihrer Schuld. Uneingedenk der langen Vertraulichkeit, in der er von Jugend an mit dem Paulinus gelebt hatte, befahl er, denselben nach Cäsarea in Kapadocien zu bringen, wo er durch die Hand des Henkers starb. Seine Gemahlinn würdigte Theodosius von dieser Zeit an nicht ferner seines Anblicks. Diese, durch den Tod ihres Freundes, den Haß ihres Gemahls und den Untergang ihres guten Namens mit dem Hofe und der Welt gänzlich zerfallen, suchte um die Erlaubniß an, nach Jerusalem zurückkehren zu dürfen, und erhielt sie ohne Mühe. Aber auch in jene fromme Abgeschiedenheit verfolgte sie die Rachgier ihrer Feinde, und die Eifersucht ihres Gatten. Unter

ihren Begleitern befand sich ein Priester und ein Diakonus, mit welchen sie in Jerusalem vielen Umgang hatte, und denen sie mannigfaltige Beweise ihres Wohlwollens gab. Diesen unschuldigen Umgang mißbrauchten die Feinde der Kaiserinn, um die Eifersucht ihres Gemahls von neuem zu reitzen. Der schwache Kaiser gerieth in heftigen Unwillen und übertrug dem Saturninus, einem seiner Günstlinge, die Befriedigung seiner Rachsucht. Dieser eilte sogleich nach Jerusalem, und ließ die beiden Geistlichen, ohne alle gerichtliche Untersuchung, auf's schimpflichste hinrichten.

Eudoxia ward über diese Grausamkeit so erbittert, daß sie ihren Zorn nicht mehr zu mäßigen wußte, sondern den Saturninus meuchelmörderisch tödten ließ. Es läßt sich denken, daß Theodosius diese That nicht ungeahndet ließ; Eudoxia ward ihres Hofstaates beraubt, und sie sank jetzt wieder in die Nichtigkeit, obgleich nicht in die Dürftigkeit ihres vorigen Privatstandes zurück. Zwanzig Jahre, die sie nach ihrem Falle noch lebte, vollbrachte sie in der Eingezogenheit und Andacht. Die beträchtlichen Güter, die ihr gelassen worden waren, verwandte sie, Kirchen und Klöster zu erbauen, und die verfallenen Mauren der heiligen Stadt wieder aufzurichten. Das trübe Alter, der Tod ihres Gemahls, die Unfälle ihrer einzigen Tochter, die als eine Gefangene nach Afrika geschleppt wurde, und der Umgang mit Mönchen und Einsiedlern, entwöhnte sie vollends vom Irdischen. Müde eines Daseyns, dessen Wandelbarkeit sie in vollem Maaße erfahren hatte, gab Eudoxia im Jahr 460, in einem Alter von 67 Jahren, zu Jerusalem ihren Geist auf, nachdem sie mit dem letzten Athemzuge noch betheuert hatte, daß sie nie, auch mit dem Gedanken nicht,

dem

dem Ehebette ihres Kaisers und Gemahls untreu gewesen wäre.

Theodosius war zehen Jahre vor ihr, im Jahr 450, bei der Rückkunft von einer Andachtshalber unternommenen Reise, an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, wodurch der Rückgrad ihm war ausgerenkt worden, gestorben. Er hatte fünfzig Jahre gelebt und drei und vierzig regiert, und hinterließ keinen andern Ruhm, als den Namen eines Schönschreibers, denn er schrieb in der That eine sehr schöne Hand. Bei aller seiner Unfähigkeit zu herrschen, ist seine Regierung doch durch einen glücklich geführten persischen Krieg, und die Einführung der ersten öffentlichen Gesetzsammlung (den Theodosianischen Codex) ausgezeichnet. Da der Kaiser nur eine einzige Tochter nachließ, die mit dem abendländischen Kaiser Valentinian vermählt war, so hätte dieser ihm billig in der Regierung folgen sollen, allein da der schwache Prinz stille saß, so bemächtigte sich Pulcheria des Throns, und ward zur allgemeinen Zufriedenheit als Kaiserinn ausgerufen. Da aber ein blos weibliches Regiment bis jetzt in der römischen Welt etwas unerhörtes war, so fand sie es für nöthig, ihre Macht mit einem männlichen Gehülfen zu theilen. Sie bot ihre Hand dem Senator Marcian, jedoch mit der Bedingung, daß er sich alles ehelichen Umgangs mit ihr enthalten sollte, weil sie sich durch ein Gelübde zur beständigen Jungfrauschaft anheischig gemacht hatte. Marcian, der damals 58 Jahre alt war, versprach ihr solches, vermählte sich mit ihr, und ward gekrönt. Pulcheria starb 4 Jahre vor ihm, im Jahr 454, in einem Alter von fünfzig Jahren. Sie und ihr Gemahl nahmen die Liebe und das Bedauren des Reichs mit in die Gruft; die griechische Kirche hält ihr Anden-

 ken

ken in hohen Ehren, und feiert jährlich zu ihrem Andenken ein Fest.

II. Schauerhaftes Gemählde der Grausamkeiten marokkanischer Fürsten aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert.

Unter den Fürsten, die in Marokko regierten, war Muley Archid einer der grausamsten. Durch blutige Eroberungen bahnte er sich im Jahr 1667 den Weg zum Throne, der ihm nicht gebührte, und behauptete sich auf demselben unter den härtesten Bedrückungen seiner Unterthanen. Er beraubte die Großen ihrer Reichthümer, unter dem Vorwande, ihnen die Mittel zur Empörung zu benehmen, und theilte sie unter seine Kriegsbedienten aus, die er sich dadurch verbindlich machte. Alles Volk seufzte unter dem härtesten Sklavenjoche, und die Hinrichtungen nahmen kein Ende. Der Barbar fand ein eigenes Vergnügen an grausamen Todesstrafen, und wenn ihn die Laune anwandelte, mußte der Schuldige wie der Unschuldige seinem Blutdurst zum Opfer werden.

Einer von Archids Alkaiden (Richtern), der von einer Reise zurück kam, und ihm die Sicherheit seiner Landstraßen rühmen wollte, sagte ihm, daß er einen Sack mit Nüssen angetroffen, den niemand aufgehoben hätte. „Woher weißt du denn, daß es Nüsse waren?“ fragte Archid. — „Ich habe sie mit dem Fuße berührt,“ antwortete der Alkaide.

kaide. „Gut, sagte Archid, so haue man ihm den Fuß ab, um seine Neugierde zu bestrafen.“ — Eines Tages ließ der Barbar zweihundert Einwohner von Fetz an die Orangenbäume bei seinem Schlosse anbinden, und hieb einigen die Köpfe, andern die Beine selbst ab. Wie er einmal Einige umgebracht hatte, weil sie nach seiner Meinung ihr Geld vor ihm versteckt hatten; so ließ er ihre Weiber rufen, stellte sie mit den Brüsten zwischen den Deckel eines Koffers, und stand so lange darauf, bis sie bekannten, wo das Geld war. Er würde, nachdem er das Geld erhalten hatte, diese armen Weiber dennoch haben ersäufen lassen, wenn man ihn nicht durch Ueberredung davon abgebracht hätte. Wenn er bei einer Hinrichtung Mitleiden bei jemand gewahr ward, so mußte dieser das Leben ebenfalls hergeben, und zwar unter der schändlichen Erklärung, daß er an dem Vergehen auch Theil habe. Es trug sich einmal zu, daß Archid eine Mannsperson und ein Frauenzimmer an einem abgelegenen Orte mit einander antraf. Er glaubte, daß sie beide der Liebe gepflogen hätten, und ließ sie daher durch seine Neger zusammen binden, befahl sodann, dem Frauenzimmer Pulver beizubringen und anzuzünden, und ließ endlich beide von den Füßen seines Pferdes todt treten.

Nachdem Archid einige Jahre gegen das Leben seiner Unterthanen gewüthet hatte, fand er 1672 seinen Tod, als er in der Trunkenheit auf einem Pferde durch die Citronenbäume bei seinem Palaste rennte, und sich den Kopf an einem Aste derselben einstieß.

Jetzt bemächtigte sich des Thrones einer von den Brüdern des Verstorbenen, Muley Ismael, ein Tyrann, wie die Erde vielleicht nie einen gesehen hat. Viele Jahre lang hatte er mit einer

Menge innerer und äußerer Feinde zu kämpfen, welche ihm die Regierung streitig machten, allein er wußte sich unter allen Gefahren zu behaupten. Er führte Kriege mit seinen Brüdern, mit seinen Neffen, seinen eigenen Söhnen, die sich gegen ihn empörten, mit den Algierern, Engländern, Franzosen und Portugiesen, zwar mit abwechselndem Glück, aber nur der Tod im hohen Alter vermochte ihm den Thron zu rauben. Bei einer beispiellosen Grausamkeit besaß er viel Geistesgegenwart und Menschenkenntniß, seine Antworten waren kurz und voll Energie, und sein Scharfsinn erregte Bewunderung. In Widerwärtigkeiten bewies er eine seltene Fassung, und nie betrübte er sich über einen Unfall, der seinen Thron erschüttern konnte. Auf die Nachricht davon sagte er: „Wenn Gott mir das Reich gegeben hat, so kann es mir niemand entreissen.“ Er nannte sich selbst einen Freund Gottes, und schrieb seine glückliche Regierung dem besondern Schutze Mahomets zu, von dem er in gerader Linie abzustammen behauptete. Das Volk wußte er zu bereden, daß er bei den grausamsten Hinrichtungen blos den Willen Gottes vollbringe.

Im Kriege war Muley Ismael unermüdet, immer ritt er an der Spitze seiner Truppen, stellte sie selbst in Schlachtordnung, bezahlte ihren Sold und musterte sie in eigener Person. Im Reiten und Pfeilwerfen war er ungemein geübt, in Speise und Trank vorzüglich mäßig. Nach Besiegung seiner wichtigsten Gegner verlegte er seine Residenz nach Mequinez, das ihm schon sein Bruder Archid ehedem zum Aufenthalte angewiesen hatte, und verherrlichte diese Stadt durch einen prächtigen Palast. Sein Eifer im Bauen und Niederreissen war so ausserordentlich, daß Prinzen, Soldaten und Gefangene ohne

Unter-

Unterschied vor seinen Augen an seinen Gebäuden arbeiten mußten, er selbst öfters Hand anlegte, die Arbeiter mit Lanzenstichen antrieb, oft auch die Saumseligen am Leben strafte. Hierdurch suchte er, wie er sagte, seinen unruhigen Unterthanen eine stätige Beschäftigung zu geben, welche er mit einer Menge Ratzen in einem Sacke verglich, die sich bald durchfräßen, wo man sie nicht beständig schüttelte.

Ein besonderer Schein von Heiligkeit, den Muley Ismael annahm, mußte dazu dienen, die Ehrerbietung des Volks gegen seine Person zu erhöhen. Er war ein sehr eifriger Mahomedaner, hielt die strengsten Fasten, beobachtete alle Religionsgebräuche sehr genau, und ließ sich den Alkoran, als Richtschnur aller seiner Handlungen, vortragen. Bei wichtigen Unternehmungen legte er sich auf die Erde, und gab göttliche Eingebungen vor. Er bildete sich viel auf den Namen eines Talbe oder Gesetzlehrers ein, und predigte auch als ein solcher in den Moscheen. Die Religion, behauptete er, mache ihn zum unumschränkten Gebieter vom Leben und Vermögen seiner Unterthanen, die deshalb seine Sklaven wären. Oft mordete er diejenigen, welche ihm in Weg kamen, blos zum Zeitvertreibe, und er hieb Köpfe blos darum ab, um seine Geschicklichkeit zu zeigen. Um seine Gewalt sehen zu lassen, zwang er einige, sich vom Felsen herabzustürzen. Seine Unterthanen ließen sich die unerhörtesten Grausamkeiten gefallen, und manche hielten sich sogar für glücklich, die Opfer seiner Wuth zu werden, weil sie glaubten, daß seine mörderische Faust sie gerade ins Paradies schicke. Ja die Thorheit gieng bei diesen Betrogenen so weit, daß sie manchmal von den entlegensten Orten seines Reichs herkamen, um sich von ihm den Kopf herabsäbeln zu lassen.

Die Kleidung des Despoten, die er des Tags wohl dreimal veränderte, und besonders die Farbe derselben, war ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, weil man daraus auf seine gute oder üble Laune schließen konnte. Grün war seine Leibfarbe und für diejenigen ein gutes Zeichen, die mit ihm zu thun hatten; trug er aber gelb, so zitterte jedermann, weil er dann gewönlich eine blutige Verrichtung vorhatte. Selbst seine vornehmsten Lieblinge waren nicht vor ihm sicher, wenn er sich in Wuth befand. Gewönlich war er selbst der Scharfrichter derer, die er zum Tode verurtheilte, und seine ungerechtesten Hinrichtungen rechtfertigte er mit dem bestimmten Lebensziel der Getödteten. Er mordete den Sohn eines Sklavenhüters, den er wegen seiner scherzhaften Einfälle allen Günstlingen vorzog, durch einige allzuharte Streiche, und der beliebtesten seiner Weiber brachte er, weil sie auf Mehl getreten war, eine tödtliche Wunde mit dem Dolche bei, und ließ hernach den Arzt, der sie vergeblich zu heilen bemüht war, wegen mißlungener Kur hinrichten. Einen Schwarzen tödtete er ohne andere Ursache, als um die Schärfe seines Beils zu prüfen und einen saumseligen Arbeiter ließ er einmauren. Diese Strafe mußten auch öfters seine Alkaiden leiden, die ein Gebäude, das er ihnen aufzuführen anbefohlen hatte, nicht vollenden konnten. Oefters ließ er ganze Oerter und Dörfer mit ihren Bewohnern verbrennen und vertilgen, blos wegen eines Einzigen, der seine Befehle nicht befolgt hatte. In Ermangelung einer Brücke ließ er einst die sämmlichen Kriegsgefangenen niederhauen, und von ihren Leibern, die er mit Schilfrohr an einander band, einen Damm im Flusse machen, über welchen er seine Armee führte.

Ein nicht ungewöhnlicher Zeitvertreib für Muley Ismael war es, mit einem Sprunge das Pferd zu besteigen, den Säbel herauszuziehen, und dem Sklaven, der ihm den Steigbügel hielt, den Kopf abzuschlagen. Oefters bereisete er seine Länder, und hatte bei solchen Reisen allemal zwei oder drei Flinten, und ein paar Säbel und Lanzen bei sich, damit, wenn eines seiner Mordgewehre etwa untauglich würde, sogleich ein anderes vorhanden war, denn es trug sich einmal zu, daß das einzige Schwerdt, das er bei sich hatte, beim Niedersäbeln eines Schwarzen ihm auf der Stelle zerbrach. Einige starke Kerle mußten diese Gewehre mit der Spitze in die Höhe, und einige junge Leute kurze Stöcke von Brasilienholz, Stricke in Knoten zum Peitschen geflochten, und verschiedene Kleider zum Umwechseln, wenn das eine etwa blutig geworden war, nebst einem Beile hinter ihm hertragen.

Einst klagte ein Araber darüber, daß ihm einige von Ismaels Negern sein ganzes Eigenthum, zween Ochsen, gestohlen hätten. Der Tyrann ließ sogleich alle angeklagte Neger umbringen, und nach ihnen den Araber selbst. Einen Mauren ließ er zu einer andern Zeit an den Schwanz eines Maulthiers binden, und so in seinem eigenen Gefolge von Marokko nach Requinez schleppen; der Sohn mußte auf seinen Befehl denselben Weg etwas hinter her reuten, damit er von seinem unglücklichen Vater ein Stück nach dem andern finden möchte. Einmal ließ er einem seiner Arbeiter einen großen Stein dergestalt auf den Kopf fallen, daß er ihm die Hirnschaale zerschmetterte, und da nicht viel Gehirn zum Vorschein kam, sagte er: „Dieser hatte kein Gehirn, deswegen mußte er aus der Welt, um denen Platz zu machen, die welches haben.“ Da er einmal eine

dicke

dicke Maurinn sah; so sagte er zu ihr: „Du Betze, wie bist du so fett geworden, und meine Hunde sind so mager; ihre Wärter geben dir ohne Zweifel das Fleisch, womit sie gefüttert werden sollen; ich will jetzo, daß meine Hunde das Fleisch wieder bekommen.“ Er befahl hierauf, daß man ein Stück nach dem andern von der Maurinn schneiden und den Hunden vorwerfen sollte, je nachdem sie Lust zu fressen hätten.

Sechshundert Araber hatten ihre Schatzung nicht bezahlt; Muley Ismael sandte daher einen Alkaiden mit genugsamer Mannschaft ab, und befahl ihm, daß er alle ihre Köpfe bringen sollte. Dieser brachte die Köpfe und Ismael zählte sie, da aber einer fehlte, sagte er zu dem Alkaiden: „Du Hund, hast wohl einen silbernen, statt eines [illegible]kopfes genommen!“ befahl sodann, daß man ihm seinen Kopf abschneiden, und ihn unter die übrigen werfen sollte, worauf er selbige wieder durchzählte, und sodann sagte: „Nun habe ich meine kleine Rechnung in Ordnung gebracht.“

Ein kleines Kind bat einmal um Pardon für seinen Vater, den Ismael zum Tode verurtheilt hatte, und gebrauchte die beweglichsten Worte. Als es nun unter andern sagte, daß es mit Freuden für seinen Vater sterben wollte, wenn nur derselbe am Leben bliebe, so antwortete der Unmensch diesem Kinde: Deine Bitte soll erfüllt werden, dein Vater soll leben, aber nur bis Morgen, und weil du mich versicherst, daß du mit Freuden sterben willst, so gebt mir meinen Säbel.“ Mit diesem hieb er es sogleich in Stücken, und that selbst den Tag darauf ein Gleiches mit dem Vater.

Zahllose Mordthaten begieng Muley Ismael, um seine herrschende Leidenschaft, den Geldgeitz, zu befrie-

befriedigen. Tag und Nacht sann er auf Vermehrung seiner Güter, und sein Schatz war ein unergründlicher Schlund, aus dem nichts wieder herauskam. Er erpreßte von seinen Unterthanen unmäßige Summen, beraubte sie oft der nothwendigsten Habseligkeiten, und ihr Leben stund in Gefahr, wenn man bei ihnen Geld vermuthete. Sobald jemand über einen Andern, Diebstahls halber, sich beschwerte, mußte der Dieb das Geraubte wieder erstatten, nicht aber dem Eigenthümer, sondern dem Muley Ismael; die Unterthanen klagten daher nur aus Raubgier, oder damit ihnen nicht mehreres geraubt werde. Den Juden und christlichen Kaufleuten war der Despot sehr gewogen, aber auch sie preßte er zuweilen, und ersann ganz sonderbare Ursachen, an sie zu kommen, um eine tüchtige Summe von ihnen zu erhalten. So ließ er einst alle reiche Juden unter dem Vorwande, als ob er mit ihnen einen wichtigen Handel abzuschließen hätte, zu sich kommen. Als sie sich nun alle eingefunden hatten, redete er sie folgendergestalt an: „Ihr Hunde, ich habe euch insgesamt fodern lassen, daß ihr eine rothe Mütze aufsetzen und meinen Glauben annehmen sollt. Ihr habt mich dreissig Jahre lang mit der Ankunft eures Messias getäuscht, ich aber glaube, daß er schon gekommen ist, oder sollte dieß der Fall nicht seyn, so sollt ihr, wenn ihr mir nicht eigentlich das Jahr und den Tag, wenn er kommen will, sagen werdet, euer Gut und Leben verlieren, denn ich will mich nicht länger von euch vexiren lassen.“ Die Juden waren natürlich über dieß sonderbare Kompliment sehr betreten, standen eine Weile ganz stumm, bis endlich einer der klügsten ganz zitternd sich nur acht Tage Bedenkzeit von ihm ausbat, die ihnen mit den Worten: „Geht hin und täuscht mich

nicht

nicht mehr!“ gestattet wurde. Unterdessen brachten sie ansenliche Summen Geldes zusammen, und überreichten sie ihm, nach Verfluß der bedungenen Zeit, mit den Worten: „Sidy (gnädigster Herr), unsere Rabbinen versichern uns, daß unser Messias sich in dreissig Jahren ohne fernern Aufschub einstellen werde.“ Der Kaiser nahm das Geld und antwortete: „Ich verstehe euch wohl, ihr betrügerischen Hunde! Ihr glaubt, mich damit abzufertigen, weil ihr denkt, daß ich alsdann nicht mehr leben werde; allein ich will euch zum Trotze noch länger leben, als zur Entdeckung eures Betrugs nöthig seyn wird, und dann sollt ihr nach euern Verdiensten gestraft werden.“ Und so kamen diesmal die Beschnittenen mit einem blauen Auge davon.

Ein viel härteres Loos traf den Juden Joseph Maimotan, der dem Despoten zu einer seiner ersten kriegerischen Unternehmungen eine große Summe Geldes vorgeschossen hatte. Dieser ihm erwiesene große Dienst erforderte von seiner Seite dankbare Erkenntlichkeit und Wiederbezahlung des ihm gethanen Vorschusses; allein daran war bei diesem geitzigen Barbaren nicht zu denken, und er sann vielmehr darauf, wie er auf eine gute Manier seiner Verbindlichkeit los werden möchte. Er stellte daher einen Schwarzen an, den Juden auf eine solche Art zu tödten, daß niemand merken sollte, als ob es auf seinen Befehl geschehen sey. Der Schwarze setzte sich sofort zu Pferde, und spornte dasselbe, als er den Juden auf der Straße erblickte, auf ihn dergestalt an, daß man glauben sollte, er könne es wegen seiner Wildheit nicht bezwingen, ritt ihn übern Haufen, und hörte nicht eher damit auf, als bis er sich von seinem Tode überzeugt hatte. Alsdann retirirte er sich, unter dem Scheine, als wenn er des

Kaisers

Kaisers Zorn entgehen wollte, an einen sogenannten heiligen Ort, deren bei den Mauren sehr viele sind. Maimotans Sohn warf sich hierauf dem Ismael zu Füßen, und flehte ihn um die Bestrafung des Mörders an. Der Barbar nahm eine mitleidige Miene an, bezeugte ihm seine große Betrübniß über diesen Tod, versicherte ihm, der Getödtete sey ihm sehr lieb gewesen, und er würde den Schwarzen, wenn er dieß mit Vorsatz gethan hätte, mit der grausamsten Strafe belegen lassen; allein da man ihm hinterbracht hätte, daß dieser Tod ein bloßer Zufall, mithin Bestimmung Gottes gewesen wäre, so könnte er diesem in seine weisen Absichten nicht eingreifen. Mit diesem leidigen Troste mußte der Flehende zufrieden seyn, und von einer Bezahlung der Schuld war nicht mehr die Rede.

In seiner eigenen Familie, besonders gegen seine Weiber und Kinder, verübte Muley Ismael Grausamkeiten, die Schauer und Entsetzen erregen. Auch hier wollte er nicht geliebt, sondern gefürchtet seyn. Er hatte vier ordentliche Gemahlinnen, und außer diesen eine Menge Beischläferinnen aus allen Nationen. Ihre Zahl belief sich auf fünfhundert, und sie bewohnten den innern Theil des Schlosses zwischen einem Zwinger von dreifachen Mauern. Wenn sie jemand andern, als den Despoten anblickten, so wurden sie mit dem Tode bestraft, und bei dem geringsten Vergehen ließ er sie von seinen Verschnittenen mit ledernen Riemen peitschen. Eine dieser Schönen wurde strangulirt, weil sie auf einem Spaziergange eine Pomeranze abgebrochen hatte. Einige derselben brachte er um ihre Brüste, indem sie ihre Zitzen zwischen eine Kiste legen mußten, deren Deckel zween Verschnittene mit aller Macht zuschlugen. Ohne des Tyrannen Erlaubniß konnte

keine

keine seiner Beischläferinnen die andere besuchen, ja sie durften nicht einmal sich aus ihren Behältnissen begeben. Vierzehen dieser bemitleidenswürdigen Geschöpfe wurden alle Zähne ausgerissen, weil sie einander besucht hatten. Viele unerhörte Grausamkeiten, die der Barbar in seinem Serail verübte, erlaubt die Schaam nicht zu erzählen. Die Kinder weiblichen Geschlechts, welche ihm von seinen Sklavinnen gebohren wurden, ließ er durch die Hebamme gleich bei der Geburt umbringen; nur diejenigen durften am Leben bleiben, welche seine vier ordentlichen Gemahlinnen gebahren. Ohne alle Bildung ließ der Tyrann seine Kinder aufwachsen, und nur in ihren ersten Lebensjahren trug er sie zuweilen auf den Armen, oder führte sie an der Hand — der einzige Zug, wo er sich als Mensch charakterisirte. Da seine Söhne ohne alle Zucht blieben und von keinem Bösen abgehalten wurden, so wuchsen sie unter den schändlichsten Verbrechen heran. Sie plagten, plünderten, nothzüchtigten und ermordeten nicht allein Christen und Juden, sondern auch Mauren. Da sie besonders ohne Scheu alles raubten, was ihnen gefiel, so versteckte jedermann seine liebsten Sachen, wenn sie sich in Mequinez sehen ließen. Der Tyrann bestrafte keine ihrer Schandthaten, sondern sandte sie, wenn sie erwachsen waren, als Gouverneurs in die Provinzen, wo sie das arme Volk aufs grausamste mißhandelten.

Was Muley Ismael für seine Kinder zu wenig that, das that er für seine Pferde zu viel, denn diese wurden von ihm am besten gehalten. Ihre Anzahl belief sich auf sechshundert. Sie wurden täglich von ihm besucht, und fand er nicht alles in gehörigem Stande, so setzte es blutige Strafen. Auch eine grosse Anzahl reissender Thiere unterhielt er zu Mequinez in

besondern Behältern. Die Sklaven, die sie warten mußten, wurden ihnen öfters zum Raube, weil sie sich gegen ihre grimmigen Anfälle nicht vertheidigen durften. Oefters hetzte der Kaiser Löwen und Tiger mit seinen Lieblingshunden zusammen. Wenn nun letztere Gefahr liefen zerrissen zu werden, so befahl er den Sklaven, sie den Löwen und Tigern aus dem Rachen zu reissen, wobei es selten für die armen Sklaven ohne Arm- und Beinverlust ablief. Oefters ließ er auch die Sklaven mit diesen grimmigen Thieren selbst kämpfen, und gemeinhin mußten die erstern den letztern unterliegen. Einst ließ Muley Ismael einen Löwen in einen Teich werfen, und befahl einem Christensklaven, dem Thiere nachzuspringen, und es zu ertränken. Der Sklave gab sich eine geraume Zeit alle mögliche Mühe, um des Löwen Schwanz zu erwischen, damit er ihn selbst desto leichter unter das Wasser ziehen könnte, vermochte es aber nicht dahin zu bringen, denn der Löwe schwamm immer auf ihn zu, und hieb ihn mit seinen Klauen so tief in den Leib, daß dieser Armselige kaum vom Tode gerettet werden konnte.

Einst schmeckte der Tyrann selbst etwas von der Gefahr, der er die armen Christensklaven so oft aussetzte. Er machte von der Höhe der Mauer des Thierzwingers, eine Löwinn dergestalt auf sich erbittert, daß dieses ergrimmte Thier einen Sprung that, und ihm die Klauen auf die Brust setzte. Er würde auch dem Thiere zum Raube geworden seyn, wenn ihn nicht sein Panzer, den er beständig auf dem Leibe trug, davor geschützt hätte.

Zu den Lieblingsthieren des Despoten gehörten auch die Katzen; er hielt deren vierzig, wovon jede einen besondern Namen hatte, und von ihm selbst gefüttert wurde. So sehr er aber diese Thiere fa-

vori-

vorisirte, so bestrafte er doch ihre Vergehungen manchmal auf die grausamste und närrischste Weise. Man hinterbrachte ihm eines Tages, daß eine dieser Katzen ein Kaninchen aus seinem Garten gefressen habe, und dieß setzte ihn in solche Wuth, daß er einem seiner Henkersknechte befahl, dieses Thier durch alle Straßen von Mequinez zu schleppen, scharf auf dasselbe zuzupeitschen und dabei auszurufen: „So lohnt mein Herr den bösen Katzen!“ worauf er ihr dann den Schädel abschlagen sollte, welches auch pünktlich vollzogen wurde.

Da Muley Ismael die Erziehung seiner Söhne gänzlich vernachläßigte, und auch sie öfters mit äußerster Härte und Grausamkeit behandelte, so war es kein Wunder, daß sie gegen ihn selbst die Waffen ergriefen, und ihn vom Throne zu stürzen drohten. Dieß that zuerst Eidan, der aus Herrschsucht eine Empörung anfieng, sich aber doch bald wieder zum Gehorsam bequemte. Dann ergrief im Jahre 1702 Muley Ismaels dritter Sohn Achmet, den sein Vater zum Statthalter von Sus ernannt hatte, die Waffen, aus Verzweiflung über die gewaltsame Hinrichtung seiner Söhne. Er brachte die Provinz Sus in Aufstand, eroberte St. Crux, und war im Begriff, den Vater in Mequinez zu belagern, als er von seinem Bruder Affet überfallen, geschlagen, und sein Vorhaben vernichtet wurde. Sein älterer Bruder Mahomed, der zum Nachfolger ernannt war, ließ sich durch diese mißlungenen Anschläge nicht abhalten, eine gleiche Empörung um eben diese Zeit zu wagen. Er bekriegte seinen Vater einige Jahre, und ließ sich 1705 zum Kaiser ausrufen. Eidan suchte hier das Andenken seiner ehemaligen Treulosigkeit dadurch auszulöschen, daß er seines Vaters Waffen gegen ihn führte, welches er mit

solchem

solchem Glücke that, daß er die Truppen des rebellischen Bruders schlug, und ihn selbst gefangen bekam.

Schröcklich war das Schicksal des gefangenen Prinzen. Muley Ismael beschloß seinen Tod, zog ihm selbst acht deutsche Meilen von Requinez entgegen, und sandte vierzig Christensklaven mit einem großen Kessel, hundert Pfund Theer und eben so viel Talg und Oel voraus. Ihnen folgte ein Karren mit Brennholz und sechs Schlächtern, alle mit ihren scharfen Messern in der Hand. Das fürchterliche Schauspiel setzte ganz Requinez in Angst. Der Lärm und das Schrecken drang bis in das Innere des Palastes, in welchem sich eine Tochter des gefangenen Prinzen befand. Doch Muley Ismael war taub gegen ihr Flehen, und zog seine Straße. Als der Prinz seinen Vater erblickte, fiel er auf die Erde, küßte sie, näherte sich hierauf seinem Vater und flehte um Gnade. Der Despot sprach kein Wort, sondern setzte dem Unglücklichen seinen Spies aufs Herz. Als dieser zu gleicher Zeit den Kessel mit Pech und Oel nebst den Schlächtern erblickte, sagte er voll Schrecken zweimal: „Um Gottes Willen, mein Vater, vergieb mir! Vergieb mir um des heiligen Propheten Mahomeds willen!“

Der Tyrann sprach nicht eine Sylbe, sondern gab ein Zeichen, den Prinzen zu greifen und auf auf den Karren zu setzen. Zwei Kerle stiegen sodann mit ihm hinauf, hielten ihm den rechten Arm, einer am Ellenbogen, der andere an der Hand, und legten das Gelenk derselben rechts auf den Rand des Kessels. Hierauf rief Muley Ismael einem der Schlächter zu, die Exekution zu vollstrecken. Dieser aber, weit menschlicher, als sein Herr, trat zurück und sagte: Er wolle seines Beherrschers Sohne die Hand nicht abschneiden, sondern lieber seinen

Kopf verlieren, der ihm auch von Muley Ismael augenblicklich zu den Füßen gelegt ward. Dieser rief hierauf einen andern, der sich an des vorigen Schicksal spiegelte, sich auf den Karren schwang und sodann auf des Barbaren Befehl dem Prinzen Mahomed die rechte Hand abschnitt. Diese Marter erduldete der Unglückliche mit ziemlicher Gelassenheit; allein als ihm darauf der Fuß abgehackt wurde, brach er in ein jammervolles Geschrey aus.

Nach dieser kannibalischen Exekution sagte Muley Ismael zu dem Verstümmelten: „Merkst du nun, daß ich dein Vater bin? Vorher hast du mich nicht gekannt.“ Darauf nahm er eine Flinte, und schoß den Schlächter nieder, der die blutige That verrichtet hatte. Als der halbtodte Prinz dieß sahe, sagte er in einem spöttischen Tone: „Seht, welch ein vortrefflicher Mann! bewundert seine Herzhaftigkeit, er ermordet den, der ihm gehorcht, wie den, der ihm nicht gehorcht. Sein Thun ist lauter Thorheit; Gott aber ist gerecht, groß und herrlich!“

Nachdem Muley Ismael befohlen hatte, seines Sohnes Fuß und Arm zu Stillung des Bluts in das in dem Kessel siedende Pech zu stecken, so ritt er nach Mequinez zurück und befahl vier Alkaiden, seinen Sohn bei Verlust ihres Lebens lebendig dahin zu bringen. Als der Barbar in Mequinez an das Haus kam, in welches sein Sohn gebracht werden sollte, stieg er vom Pferde, küßte alle Augenblicke unter vielen Thränen die Erde, und ritt sodann in sein Schloß. Sobald sich die Nachricht von dem schröcklichen Schicksale des Prinzen verbreitete, erfolgte ein solches Wehklagen, Heulen und Schreien, daß Muley Ismael allen Weibern den Tod drohte, welche den geringsten Lärm machen würden. Da jedoch vier davon ihre Betrübniß

nicht verbergen konnten, so ließ er sie in seiner Gegenwart erdrosseln. Einer von Mahomeds Söhnen stürzte sich, als er das schröckliche Schicksal seines Vaters erfahren hatte, vom Dache seines Hauses herunter, und starb.

Der verstümmelte Prinz kam Abends nach Mequinez auf einem Maulesel, mit dem Arme in einer Binde und dem Fuße in einem hölzernen Stiefel, der Kopf aber war in einen Mantel verhüllt. Man legte ihn sogleich in ein Bette. Die Wunden ließen sich ziemlich gut an, die Wundärzte, welche Christen waren, weil der Unglückliche keine andern haben wollte, thaten ihr möglichstes, und verließen ihn keinen Augenblick. Allein da man sich dessen am wenigsten versah, fiengen seine Wunden zu stinken an, und er verschied am zwölften Tage nach der Exekuzion.

Muley Ismael beschloß nun, seinen Blutdurst an dem General des Prinzen, dem Alkaiden Melek zu sättigen, der seinen Gebieter eigentlich verrathen hatte. Er ließ einen Sägenmeister zu sich kommen und fragte ihn: ob er einen Menschen entzwey sägen könne? Wie er dieß bejahte, sprach er: „Nun dann, so nimm acht Kerle und ein Paar deiner besten Sägen, und säge den Verräther Melek damit entzwey.“ Der Säger fragte hierauf: Ob er ihn in die Länge oder in die Queere sägen solle? Der Barbar antwortete: „In die Länge, vom Kopfe nach der Mitte zu.“ Nach einem kurzen Besinnen wandte er sich aber zu den Söhnen des Alkaiden Bouhafra, deren Vater von dem Alkaiden Melek wegen einer wirklichen Verrätherey hingerichtet worden war, und sagte: „Geht und laßt ihn sägen, wie ihr wollt, um eures Vaters Tod zu rächen.“

Der Säger nahm nun acht Männer und wi-

 ckelte

ckelte die Sägen ein, damit der Armselige sie nicht sehen möchte. Melek wurde hierauf unter einer starken Bedeckung, mit Ketten gebunden, auf einen Maulesel gesetzt, und mehr als viertausend Männer, Weiber und Kinder, die alle seine Verwandte und Freunde waren, begleiteten ihn. Während diese fürchterlich heulten und ihre Gesichter zerrissen, rauchte der Verurtheilte eine Pfeife Tabak, und schien seinem schröcklichen Ende unverzagt entgegen zu gehen. Man legte hierauf den Unglücklichen, nachdem er seine Kleider ausgezogen hatte, auf ein Bret, welches auf einen Balken gelegt wurde, worauf die Säger ihm Arm und Füße banden, und den Anfang zu sägen an seiner Hirnschaale machten. Doch hier bedienten sich des Bouhafra Söhne der ihnen eingeräumten Gewalt, und ließen ihn von unten auf zwischen den Schenkeln sägen, weil er ihrer Meinung nach zu schnell den Geist aufgegeben haben würde, wenn der Anfang bei seinem Kopfe gemacht worden wäre. So gieng diese entsetzliche Exekution, vor der die Menschheit erbebt, unter dem gräßlichen Geschrey des Gepeinigten und der Zuschauer vor sich. Als er an dem Nabel hinauf entzwey gesägt war, wurde die Säge herausgenommen, und am Kopfe wieder angesetzt. Hier bat der Elende nur um ein wenig Wasser zu trinken, welches aber seine Freunde verhinderten, weil sie ihn gerne geschwind todt haben wollten. Man sägte ihn vom Scheitel an, bis auf den Nabel, daß der Leichnam auf beiden Seiten aus einander hieng. Das Entsetzliche dieser unerhörten Hinrichtung wurde durch das klägliche Geschrei der Weiber und Kinder noch um ein Großes vermehrt. Die überall mit Blut bespritzten Säger standen zuweilen empfindungslos ohne Besinnung da, und die Sägezähne rissen sol-

che Stücke Fleisches ab, daß die meisten Zuschauer es nicht anzusehen vermochten.

Nach dieser mehr als henkermäßig vollzogenen Hinrichtung erschienen die Säger vor dem Kaiser mit ihren wieder eingewickelten Sägen, die Hände und Kleider ganz vom Blute des Ermordeten besudelt. Als der Despot von ihnen den Verlauf der Hinrichtung erfahren hatte, sagte er, um seiner abscheulichen Uebelthat den Anstrich einer rechtmäßigen Handlung zu geben, zu den Umstehenden: „Wißt ihr wohl, warum ich den Verbrecher habe in zwei Stücke zersägen lassen? Dieß geschah darum, weil er an mir und meinem Sohne zum Verräther geworden war; die eine Hälfte des Leibes ist für mich, die andere Hälfte für meinen Sohn.“ Hierauf gab er Befehl, jedem dieser Henkersknechte zwei Dukaten, dem Meister aber vier zu geben. Die übrigen Gefangenen wurden auf andere Art unbarmherzig hingerichtet. Wenige wurden durch bloße Enthauptung begnadigt, die meisten wurden lebendig gespiesset, und starben erst am dritten Tage.

So wüthete dieser Barbar, mit dessen Greuelthaten man noch viele Bogen füllen könnte, bis in ein Alter von 81 Jahren. Schon im Jahre 1704 belief sich nach einer sehr genauen Berechnung, die Zahl derer, die er seit seiner Thronbesteigung mit eigener Hand ermordet hatte, auf dreissig tausend. Und dieser Abschaum der Menschheit verübte seitdem noch 23 Jahre lang die unerhörtesten Grausamkeiten, bis er den 22 März 1727 an einem krebsartigen Schaden im Unterleibe starb. Seine Schmerzen nahmen gegen das Ende seines Lebens außerordentlich zu, und der Schade selbst war so stinkend, daß trotz alles Räucherwerks niemand bei ihm bleiben konnte. Man fand ihn todt in seinem Bette, und niemand war bei seinem Ende zugegen.

Nach

Nach einigen Nachrichten hinterließ er neunhundert Söhne, denen er größtentheils nicht mehr als ihren Unterhalt gab, und dreihundert Töchter. Von seinen rechtmäßigen Söhnen lebten bei seinem Tode nur noch zwei, Ahmed Deby und Abdalmelech. Sie bekriegten einander wegen der Thronfolge, und mehrere Jahre floß Blut in Strömen, bis endlich Abdalmelech, nachdem sein Bruder erdrosselt worden war, den Thron in Besitz nahm. Es brachen aber immer wieder neue Unruhen aus, und Abdalmelech starb 1747, nachdem er siebenmal abgesetzt und jedesmal wieder zurückgerufen worden war. An Grausamkeit gab er seinem Vater Muley Ismael nichts nach, und wie dieser fand er an eigener Ausübung der Hinrichtungen sein größtes Vergnügen. Einst ließ er acht neu verheurathete Ehemänner, welche sich nach altem Gebrauche Könige nannten, aus Eifersucht über diesen angemaßten Titel, an Mauleselschwänze binden und todtschleppen. Einen Alkaiden, der den Tribut verweigerte, ließ er in den Bauch eines Ochsen stecken, und so jämmerlich umkommen. Oefters mußten sich die Sklaven unter einstürzende Mauern stellen, damit sie unter denselben begraben wurden. In einer einzigen Woche ließ er manchmal auf zwei tausend Unterthanen tödten *).

Vierte

*) Alle von diesen Wütherichen erzählten Grausamkeiten, und noch eine Menge anderer, beruhen auf den glaubwürdigen Zeugnissen folgender Schriftsteller: Histoire des conquêtes de Mouley Archy. Paris 1683. 12. Busnot histoire du regne de Mouley Ismael. Rouen. 1714. 12. Deutsch von Vischer. Hamb. 1716. 8. Braithwaite's History of the revolutions in the empire of Marocco. Lond. 1729. 8.

Deutsch

Vierte Abtheilung.

Kriegerische Ereignisse.

I. Aufruhr in Neapel.

Im Jahr 1547.

Als König Ferdinand der Katholische von Spanien im Jahr 1504 das Königreich Neapel seinem Scepter unterworfen hatte, beschloß er, daselbst die Inquisition einzuführen, jenes fürchterliche Gericht, das seinen Ursprung dem Pabst, seine systematische Einrichtung als Staatskollegium aber Spanien zu danken hatte. Von fanatischem Eifer entbrannt, sandte Ferdinand den Erzbischof Peter Belforatus von Messina als Inquisitor ins Land, und gab ihm ein Schreiben an den Vicekönig, die vornehmsten Herrn des Reichs und die Universität zu Neapel mit;

Deutsch. Hamb. 1730. 4. Relation de ce qui s'est passé dans le royaume de Maroc, depuis l'année 1727 jusqu'en 1737. Paris 1742. 12. G. Horst Nachrichten von Marokko und Fez. Kopenh. 1781. 4. Recherches historiques sur les Maures et histoire de l'empire de Maroc par Mr. de Chenier, Paris. 1787. Vol. III. 8. Deutsch Leipz 1788. 8. Von mehrern andern s. Meusel Bibl. hist. Vol. III. P. I. 143. sqq. Vol. X. P. II, 302. sqq.

mit, worinn er ihnen befahl, den neuen Ketzerrichter auf alle mögliche Weise zu unterstützen. „Es wären, schrieb er, eine große Menge Ketzer aus Furcht vor dem heiligen Gerichte entflohen, und hätten in Neapel Sicherheit gesucht, die man in Spanien im Bildniß verbrannt hätte. Um also auch dieses Reich vom ketzerischen Unrathe zu reinigen, habe er den Peter Belforatus zum Inquisitor gemacht. Man sollte ihn daher in dieser Qualität aufnehmen, ihn durch den weltlichen Arm unterstützen, und alles thun, was man könnte, daß ihm und seinen Gerichtsbedienten kein Unrecht geschähe.“

So schrieb Ferdinand, allein sein ernster Wille reichte nicht hin, die Sache auf einen sichern Fuß zu stellen. Es zeigten sich bald so viele Schwierigkeiten, das man das ganze Vorhaben aufgeben mußte. Ferdinand starb 1516, ohne die Beruhigung mit ins Grab zu nehmen, in Neapel, wie in Spanien, die Ketzerey mit Feuer und Schwerdt ausgerottet zu haben.

Jetzt trat Kaiser Karl der Fünfte, damals erst sechszehn Jahre alt, auf den Schauplatz. Zu der reichen Erbschaft, die ihm Ferdinands Tod verschaffte, gehörte auch das Königreich Neapel, das er durch Vicekönige regieren ließ. Auch er war ein abgesagter Feind aller Ketzerey, deren Ausartung ihm um so mehr am Herzen lag, je mehr sie seinem Streben nach unumschränkter Gewalt im Wege stund. Allein er war in zu viele Kämpfe und blutige Welthändel, besonders mit Frankreich, und mit den Protestanten in Deutschland, verwickelt, als daß er es hätte wagen können, das verhaßte Ketzergericht in Neapel zu organisiren. Sobald er sich aber seiner furchtbarsten Gegner entlediget hatte, gab er seinem Vicekönige in Neapel den Befehl, sich alle Mühe

zu

zu geben, die Inquisition auf spanischen Fuß im Lande einzuführen.

Der damalige Vicekönig von Neapel, Don Pedro de Toledo, ein heller, fester, muthvoller und höchst thätiger Mann, vernahm diesen Befehl mit großem Widerwillen. Da er den Abscheu der Neapolitaner vor dem Inquisitionsgerichte kannte, so suchte er den Kaiser auf andere Gedanken zu bringen. Allein seine Vorstellungen fanden keinen Eingang, und weil er endlich gehorchen mußte, so beschloß er wenigstens möglichst leise aufzutretten. Als daher im May 1547 das erste Breve der Inquisition am erzbischöflichen Palastthore zu Neapel angeschlagen werden sollte, verreiste er, und ordnete an, daß alles in größter Stille geschähe. Unter der Hand ließ er die Versicherung ausstreuen, es werde mit dieser Inquisition nicht viel zu bedeuten haben; weder der Kaiser noch der Vicekönig hätten ein Wohlgefallen daran, und diese Maaßregel habe ihren Grund einzig und allein in dem Eifer des Pabsts gegen die immer mehr überhandnehmende deutsche Ketzerey. Allein die feinen Italiäner ließen sich nicht täuschen; sie machten sogleich die ernstlichsten Gegenvorstellungen bei dem Vicekönige, und erhielten eine sehr beruhigende Antwort.

Die Gemüther schienen wieder besänftigt zu seyn, allein als bald darauf das Inquisitionsbreve am Thore der Hauptkirche angeschlagen wurde, gerieth die ganze Stadt in die unruhigste Bewegung. Die Adelichen, durch den Vicekönig vielfach gedemüthigt, und eben deswegen im höchsten Grade gegen ihn aufgebracht, gaben sich alle Mühe, die Unruhen zu unterhalten, um ihren Feind dem Hasse des Volkes preis zu geben. Der Vorwand des Sturms gegen ihn hatte jetzt einen guten Grund, denn sie widersetzten

setzten sich ja nur einer Verfügung, die, nach seiner eigenen Versicherung, dem Willen des Kaisers selbst entgegen war. Sie giengen indessen mit der nöthigen Vorsicht zu Werke, und suchten anfangs nur insgeheim den Unwillen des Volks zur Wuth zu entzünden. Die spanischen Gefängnisse und Marterkammern, die Beraubungen des Vermögens, der Triumph des verachteten römischen Hofes, dem Volke in hingeworfenen Reden vor die Augen gerückt: alles dieses war eben so viel Pech und Schwefel zu dem Brande, welcher auflodern sollte. Ein fürchterlicher Auflauf entstund, und der päbstliche Anschlag wurde zerrissen.

Als der Vicekönig, der sich absichtlich zu Puzzuoli aufhielt, um den Erfolg aus der Ferne zu beobachten, davon Nachricht erhielt, berief er die Beamten der Stadt zu sich. Seinen Verdruß unterdrückend, ermahnte er sie mit Glimpf, hinfort besser für die Ruhe der Stadt zu wachen, und, damit ähnliche Unruhen in Zukunft nicht wieder vorfielen, die Rädelsführer scharf zu bestrafen. Der Veranlassung zu diesem allem aber, der Inquisition, erwähnte er mit keinem Wort. Die Beamten versprachen ihr Möglichstes zu versuchen, und giengen nach Neapel zurück. Sobald aber hier bekannt wurde, mit welchen Aufträgen der Vicekönig die Beamten entlassen habe, veranstaltete der Adel sogleich eine Abgesandtschaft des Volks mit einem adelichen Vorsprecher an den Vicekönig, und ließ ihm vorstellen: „Don Pedro, der Wohlthäter des jetzt so glücklichen Neapels, möge doch sein eigenes Werk nicht wieder zerstören. Aber zerstört sehen müßte er dasselbe, sobald die aller Welt als scheuslich bekannten, schändlichen Mißbräuche und blutigen Gewaltthätigkeiten des Inquisitionsgerichts auch in Neapel wü-

then

then dürften. Nicht er, nicht der Kaiser würden alsdann mehr in Neapel herrschen, sondern die Inquisitionsrichter, zur Schande und zum Verderben des Kaisers, wie des ganzen Landes; und mit den Inquisitionsrichtern und deren rechtlosen Verfahren würden alle jene falschen Zeugen, alle jene bestechlichen Richter, alle jene Gesetzwidrigkeiten im Rechtsgange, die er nach langem Kampfe überwunden, im Augenblicke und in einer entsetzlichen Gestalt wieder aufstehen."

Don Pedro mochte wohl fühlen, daß der Redner wahr spreche, aber als untergeordneter Diener des Kaisers konnte er nichts weiter thun, als im Allgemeinen versichern: man möge sich beruhigen. Jene allerdings verderbliche Inquisition solle nicht eingeführt werden, denn die Meinung gehe nur dahin, etwanige Ketzer auf dem Wege Rechtens aufzusuchen, und, wenn sie gründlich überwiesen worden wären, dann einzig und allein nach den allgemein anerkannten kanonischen Gesetzen zu richten.

Die Abgesandtschaft schien durch diese Erklärung beruhigt zu seyn, sie gieng nach Neapel zurück, und es herrschte wieder Ruhe, bis statt der zerrissenen, eine neue Verordnung, und zwar in etwas strengern Ausdrücken, an das Thor des erzbischöflichen Palastes angeschlagen ward. Zu derselben Zeit kündigte ein Vikar des Erzbischofs an, daß er seine Diöcese, und besonders die Geistlichkeit, inquiriren wolle. Dieses Wort war ein Pechkranz, in einen Pulverhaufen geworfen. Der Adel hatte diesen Augenblick mit großem Verlangen erwartet. Das Volk war bearbeitet, und seine Entschlossenheit gegen den furchtbaren Statthalter unterlag keinem Zweifel. Thomas Anello von Sorrento, ein wüthender Volksführer, trat an die Spitze, der Adel vereinigte sich

öffent:

öffentlich mit den Bürgern und nannte sie seine Brüder. Die Empörung war allgemein, das Edict am Thore wurde zum zweitenmale zerrissen, einige Volksvorsteher, welche zur Ruhe ermahnen wollten, wurden abgesetzt, und sogleich besetzte der rebellische Haufe ihre Stelle mit solchen, die seine Parthie genommen hatten.

Der Vicekönig durfte und konnte nicht zurückgehen, und gegen seine Neigung sah er sich genöthiget, Gewalt zu gebrauchen. Doch machte er vorher noch einen Versuch, dieses gefährliche Mittel zu vermeiden. Er begab sich nach Neapel zurück, und ließ den Anello vorfodern, aber dieser erschien an der Spitze eines Haufens furchtbar tobender Menschen, und während die ganze Stadt voll Grimm aufstand. Da die Castelle der Stadt noch ohne hinreichende Besatzung waren, so mußte sich der Vicekönig mäßigen, denn ein allgemeiner Aufstand und Sturm hätte in diesem Augenblicke äußerst gefährlich für ihn werden können. Anello entgieng für jetzt der Verhaftung und Strafe, einer aus dem Adel hob ihn zu sich aufs Pferd, und so durchzog er triumphirend die Straßen, während der Vicekönig voll Verdruß über ein so plötzliches, durchaus unerwartetes Sinken seines Ansehens, in der Stille sich wieder nach Puzzuoli zurückzog. Er sah nun wohl, daß es ganz unmöglich seyn würde, den Befehl des Kaisers ohne Waffen auszurichten, daher ließ er ganz in der Stille, und von verschiedenen Orten her die Besatzung des neuen Castells durch spanische Kriegsleute verstärken. Aber die Neapolitaner, welche ihren Mann kannten, standen Tag und Nacht auf ihrer Hut, und so entgieng ihnen auch diese Maaßregel nicht. Im Augenblicke wurden die Sturmglocken angezogen, und die Außenwerke des

Castells

Castells von einer wüthenden Menge angegriffen. Die Besatzung that einen Ausfall; aus den Festungen feuerte man auf die Stadt, von beiden Seiten blieb eine Menge Menschen, und die Besatzung wurde zurückgetrieben.

Jetzt bediente sich der Vicekönig des alten Schreckmittels, indem er die Stadt des Aufruhrs anklagte, aber von der Inquisition, als der Veranlassung, schwieg er auch dießmal. Die Volksvorsteher hingegen antworteten ihm: Er sey nicht ein Vater, sondern ein offenbarer Feind der ihm anvertrauten Stadt, er handle nicht nach dem Willen des Kaisers, sondern nach den Eingebungen seiner persönlichen Leidenschaft und aus Rachsucht, man werde ihn daher bei dem Kaiser selbst verklagen.

Diese Drohung ward wirklich ausgeführt. Die berühmtesten Rechtsgelehrten traten zusammen, und setzten an den Kaiser eine Schrift auf des Inhalts: „die Stadt könne keineswegs des Aufruhrs gegen Se. Majestät beschuldiget werden; es sey hier nichts als Nothwehr gegen einen wüthenden Minister und eine Bewaffnung guter Unterthanen, um ihren Monarchen Stadt und Land zu erhalten.“ Die Volksführer veranstalteten Werbungen für den Dienst des Kaisers, und ein an sich unbedeutender Vorfall goß von neuem Oel in die Flamme. Als nemlich ein Schuldner von den Häschern durch die Straßen ins Gefängniß geführt wurde, rief er: „Man schleppt mich vor das Inquisitionsgericht.“ Sogleich sprangen einige junge Edelleute, die es hörten, hinzu, und machten den Gefangenen mit Gewalt frei.

Der Vicekönig hielt es nicht für rathsam einen solchen Frevel ungeahndet zu lassen. Er ließ die jungen Brauseköpfe greifen, in das neue Castell führen, und Andern zur Warnung, als Aufrührer hinrichten.

richten. Unmittelbar darauf hielt er zu Pferde einen öffentlichen Zug durch die volkreichsten Straßen der Stadt, um dem Volke den unerschütterlichen Muth zu zeigen, mit welchem er forthin sein Amt verwalten würde. Seine Freunde zitterten für sein Leben, aber die Gegenparthey hütete sich weislich, sich an seiner Person zu vergreifen. Ihre Sache würde dadurch aus dem günstigen Lichte einer Nothwehr, in das Ungünstige eines Angriffs versetzt worden seyn. Einige Häupter der Volksparthey eilten vor dem Vicekönige her, und bewirkten durch ihr Ansehen und ihre Vorstellungen, daß der wüthende Pöbel die Waffen in den Händen nicht mißbrauchte, und sich begnügte, den sonst mit lautem Freudengeschrei bewillkommten Herrscher mit stiller Verachtung und verbissenem Ingrimme vorüber ziehen zu lassen. Kaum aber war er aus den Augen verschwunden, so brach die unterdrückte Flamme mit verdoppelter Wuth hervor. Die Volksführer, von ihres Gegners Unbeugsamkeit hinlänglich überzeugt, und für sich selbst das Schicksal ihrer hingerichteten Genossen ahndend, sprengten aus: Spanische Soldaten seyen ausgeschickt, auch sie zu verhaften und auf das Blutgerüst zu schleppen; das Volk aber werde nachher schaarenweis abgeschlachtet werden.

Schrecken und Wuth ergriff alle Gemüther, als sich dieses Gerücht verbreitete. Die Sturmglocken wurden angezogen, die Menge grief zu den Waffen, und eilte auf die Versammlungsplätze. Diesen günstigen Augenblick benutzten die Anführer, um einen entscheidenden Schritt zu thun, und auf ihren Antrag wurde einstimmig beschlossen, daß man dem Vicekönige den Gehorsam aufkündigen, daß alle für einen und einer für alle stehen wollte, und daß ohne Verzug eine Gesandtschaft an den Kaiser abgehen sollte.

sollte. Als dieser Beschluß förmlich ausgefertiget und unterzeichnet war, wurde er unter Trompetenschall dem Vicekönige selbst bekannt gemacht. Den bei ihm in neuen Castelle noch zurückgebliebenen Edelleuten wurde angedeutet, daß sie zwischen Uebertritt zu ihren Brüdern in die Stadt, und dem Verlust ihres ganzen Vermögens zu wählen hätten. Der Vicekönig erlaubte ihnen, sich in die Stadt zu begeben.

Die allgemeine Verbrüderung wurde nunmehr öffentlich bekannt gemacht. Unter Vortragung eines Crucifixes zog die jubelnde Menge durch die Straßen und rief: „Verbrüderung zum Dienste Gottes, des Kaisers und der Stadt!“ Da jeder für einen Vaterlandsverräther erklärt wurde, der sich von dieser Verbrüderung ausschließen würde, so sahen sich auch diejenigen gezwungen, derselben beizutreten, welche sich bisher noch zurückgezogen hatten.

Die Gesandtschaft an den Kaiser machte sich nun auch unverzüglich auf den Weg. An der Spitze derselben stunden Männer vom ersten Range im Königreiche, nemlich: Ferdinand von St. Severo, Fürst von Salerno und Placido, Graf von Sangro. Sie trugen kein Bedenken, vor ihrer Abreise sich beim Vicekönig zu beurlauben, der ihnen mit aller Unbefangenheit erklärte: „Wenn sie der Inquisition wegen diese Reise zu machen gedächten, so müsse er seine Versicherung wiederholen, daß ihre Mühe sehr unnöthig sey, denn er verspräche heilig, daß er in Kurzem ein Schreiben des Kaisers herbei schaffen wolle, welches eine Versicherung enthalten würde, daß in Neapel nie eine Inquisition eingeführt werden solle.“ Diese Worte klangen allerdings lieblich, aber der Vicekönig hatte sie schon zweimal hören lassen, und doch war es mit den Ankündigungen

gen der Inquisition beim Alten geblieben. Man argwohnte, er suche durch solche Täuschungen nur Zeit zu gewinnen. Ueberdieß war der Fürst von Salerno ein Todfeind des Vicekönigs, und da er nicht leicht wieder eine so günstige Gelegenheit zu finden hoffte, seinem Gegner recht empfindliche Streiche zu versetzen, so entgegnete er auf die Zusicherung: er habe der Stadt einmal sein Wort gegeben, und das müsse er halten.

Ausser der öffentlichen Gesandtschaft an den Kaiser, gieng auch eine geheime an den Pabst, um ihm, als Oberlehnsherrn, das Königreich Neapel anzutragen. Die Großen des Reichs glaubten nicht ohne Grund, daß eine geistliche Regierung ihrem besondern Vortheile mehr entsprechen würde, als die strenge Regierung des nach Unabhängigkeit strebenden Karls, zumal durch einen Statthalter, wie den gegenwärtigen. Der Pabst, höchst unzufrieden mit dem Kaiser, weil dieser nicht nur mit den Protestanten in Deutschland eigenmächtig verfuhr, sondern auch noch außerdem sehr ungefällig den päbstlichen Nepoten Farnese *) die Belehnung mit Parma und Piacenza abgeschlagen, und diese Länder lieber für sich selbst eingezogen hatte, war in den Verdacht gefallen, als versuche er unter der Hand, den König Franz den Ersten von Frankreich, Karls alten Feind, zu einem neuen Kriege aufzureitzen.

Es

*) Alexander Farnese, Kardinalbischof von Ostia, ein gebohrner Römer, besaß von 1534 bis 1549 den päbstlichen Stuhl, unter dem Namen Paul der Dritte. Vor seiner Erhebung lebte er ausschweifend, und gleich nach derselben gab er seinen beiden Enkeln, Farnese und Sporza in ihrem zarten Alter den Kardinalshut. Des ersten Vater und des zweiten Mutter waren seine unehelichen Kin-

der

Es läßt sich denken, daß der thätige und umsichtige Vicekönig bei diesen öffentlichen und geheimen Umtrieben kein müßiger Zuschauer blieb. Auch entsandte, noch ehe die Abgeordneten von Neapel bei dem Kaiser eintrafen, Boten und Berichte an denselben, mit der offenen Erklärung: „Es sey aus den triftigsten Gründen weder möglich noch rathsam, die Inquisition in Neapel einzuführen. Das Beste sey, forthin von dieser, dem Volke so höchst verhaßten Sache, durchaus zu schweigen. Dieses würde zugleich das kräftigste Mittel seyn, zu bewirken, daß auch niemand in Zukunft mehr von der heiligen Verbrüderung rede.“

Die tumultuarischen Bewegungen dauerten indessen ununterbrochen fort, und die Volksführer erhielten die Gemüther durch immer neue schreckende Gerüchte in Spannung. Das Innere der Stadt wurde durch Verschanzungen der beiden Partheyen in eine Menge kleiner Festungen verwandelt; der Auf-

---

lauf-

der. Den Ausschweifungen seines Sohnes Peter Aloysius Farnese, den er mit Parma und Piacenza belehnte und worüber der Kaiser seinen gerechten Unwillen äußerte, sah er durch die Finger, und die Ermordung desselben versetzte ihn in das größte Herzeleid. Thuanus sagt von diesem Pabste: „Er war ein Mann von großer Klugheit und Mäßigung, und einer Gelehrsamkeit, die für die Zeit seiner Jugend selten genannt werden konnte. Allein da er seiner Familie zu vieles nachsah, so opferte er seinen eigenen guten Namen und die Ruhe der Christenheit auf, um nur die ehrgeitzigen Wünsche der Seinigen zu erfüllen. Den Tag vor seinem Tode hob er die Auflagen auf, die er, zu grossem Verdrusse des Volks, auf's Salz und dergleichen Nothwendigkeiten gelegt hatte. Allein diese Wohlthat kam zu spät, als daß sie ihm Dank erworben hätte.

lauf war oft so drohend, daß sich der Vicekönig gezwungen sah, aus den Bergfestungen in die Stadt hinabfeuern zu lassen. Man verhöhnte aber ihn und seine Maaßregeln, und eine besondere Lust machte es den Leuten, ihn nur spottweise den Don Pedro zu nennen. So gewaltig sich aber die Stadt gegen ihn und seine Spanier auflehnte, so sorgsam bewahrte sie selbst in den kleinsten Umständen den Schein der Treue gegen den Kaiser. Karls Name war oft das Feldgeschrey bei den blutigsten Zusammentreffen mit seinen Soldaten, und von allen Thürmen weheten die kaiserlichen Fahnen. Ja, man trieb die Vorsicht so weit, daß man durch die Stadtbeamten den Vicekönig persönlich ersuchen ließ, er möchte doch Sorge tragen, daß die Gerechtigkeitsverwaltung durch die dazu vom Kaiser bestellten Behörden den alten guten Gang fortgehe, wobei sie zuletzt versprachen, aus ihrer eigenen Mitte Bürger zu stellen, welchen die Beobachtung der genauesten Ordnung in diesem Stücke übergeben werden könnte.

Der Vicekönig konnte leicht einsehen, daß diese Maaßregeln nur deswegen genommen wurden, um die Stadt von aller Schuld zu reinigen, und sie allein auf ihn zu schieben. Da er deswegen den Antrag mit der Aeußerung ablehnte: der Gehorsam bestehe jetzt nur in Worten! so organisirten die Bürger eine eigene Policeywache, welche Tag und Nacht Aufsicht halten, die Verbrecher verhaften, den Gerichtspallast und alle Beamten des Kaisers schützen sollte.

In der Verlegenheit, in welcher sich der Vicekönig befand, sann er vornemlich auf Mittel, ohne weiteres Blutvergießen die Verbrüderung aufzulösen, die sein Ansehen vernichtete, und dem ganzen Tumulte Haltung und Festigkeit gab. Eine Trennung

des

des Adels von der übrigen Volksmasse schien ihm das wirksamste Mittel zu seyn. Er befahl deswegen durch öffentlichen Anschlag und Aufruf allen Adelichen, die nicht als Rebellen gegen den Kaiser angesehen seyn wollten, sich in denjenigen Quartieren der Stadt einzufinden, welche, der spanischen Einquartierung wegen, die spanischen genannt wurden. Da sich gegen diese Aufforderung nichts Gegründetes einwenden ließ, indem diese Quartiere zur eigentlichen Stadt gehörten, so mußten sie sich entschließen, zu gehorchen. Der Vicekönig ließ ihnen Wohnung und Unterhalt anweisen, und hatte bald die Freude zu sehen, daß seine Verfügung von den besten Folgen war. Denn kaum war die Trennung geschehen, so verwandelte sich die bisher so furchtbare Verbrüderung in einen wüsten Haufen von Lumpengesindel. Was noch von angesehenen Bürgern und rechtlichen Leuten sich darunter befand, suchte sich von dieser räudigen Heerde wegzuschleichen, und dieser Scheidungsproceß gieng so schnell vor sich, daß die Volksführer, um nicht von eitel Spitzbuben und Landstreichern umringt zu seyn, sich gezwungen sahen, die Thore zu besetzen und genau auf diejenigen Acht zu geben, welche sich davon stehlen wollten. Aber auch diese Maaßregel wirkte nicht viel; der Unfug, die Unordnung, Raub und Mord kamen an die Tagesordnung. Wer Einhalt thun wollte, hieß ein Verräther; wer in Schmutz und Lumpen, aber den Dolch in der Faust, toll umher lief und gegen den Riesen des neuen Castells (so hieß nun der Vicekönig) Schmähungen ausstieß, war ein Patriot.

So sank die Gegenparthey mit jedem Tage, die Lage des Vicekönigs hingegen verbesserte sich zusehends. Gesandschaften von Florenz, von Siena und aus andern Gegenden erboten sich zu einem bewafne-

 ten

ten Beistande, allein mit kluger Mäßigung lehnte er alles ab, was der sinkenden Flamme neuen Brennstoff hätte geben können. Die Volksführer hingegen wagten noch einen Versuch, und zwar den blutigsten von allen, um dem Verfall ihres Ansehens vorzubeugen, und ihren Gegner wo möglich zu vernichten. Sie nahmen einen Haufen von zehntausend Tollköpfen in Sold, richteten unter dem Volke ein anderes Korps von vierzehn tausend Mann auf, und liefen am ein und zwanzigsten Julius auf die Quartiere der Spanier in der Stadt mit entsetzlicher Wuth Sturm. Ihr erster Anfall war unwiderstehlich, und es entstund ein grausames Gemetzel. Aber nun ließ der Vicekönig das spanische Fußvolk in Schlachtordnung vorrücken, trieb die schlechtgeordneten Haufen der Gegner zurück, und warf sie bis in einige besonders feste Plätze, Paläste und andere Oerter der Stadt, wo sie mit grobem Geschütz sich voll Verzweiflung wehrten. Um unnützes Blutvergießen zu verhüten, da des Kaisers Antwort mit jeder Stunde ankommen konnte, zog der Vicekönig die Spanier in ihre Verschanzungen zurück, und ließ nur von den Castellen und Kriegsschiffen aus auf diejenigen Plätze und Straßen feuern, wo sich die grösten Massen der Unruhigen zeigten. Der wilde Haufe wollte nun auch seiner Seits die Schiffe und Castelle angreifen, aber die Volksbeamten gaben es nicht zu, weil diese Gegenstände kaiserliches Eigenthum, und die Beschädiger derselben offenbare Empörer gegen die Majestät des Kaisers wären. Viele Häuser aber, besonders die Landhäuser der Freunde des Vicekönigs, so wie dessen eigene Besitzungen zu Puzzuoli wurden geplündert. Eine Menge Menschen verlor bei diesen letzten Aeußerungen der Volkswuth das Leben.

Vierzehn Tage hatte dieser letzte Ausbruch einer verzweiflungsvollen Wuth schon gedauert, als endlich die Rückkehr der Abgesandtschaft vom Kaiser dem Unheil ein Ende machte. Alles drängte sich herbei, die Erklärung des Monarchen zu vernehmen, aber der Schrecken bemächtigte sich aller Anwesenden, als die Abgeordneten verkündigten: die erste Foderung des Kaisers sey die, daß alle Waffen in die Hände seines Statthalters, des Vicekönigs, niedergelegt werden sollten; erst wenn dieß geschehen sey, werde das Weitere eröffnet werden.

Diese Eröffnung entsprach freilich der Erwartung auf keine Weise, und die Gährung erreichte einen solchen Grad von Heftigkeit, daß der Ausbruch eines neuen Aufstands schon unvermeidlich schien, als es doch endlich einem der Angesehensten aus dem Volke gelang, die Anwesenden dahin zu stimmen, daß sie vorerst die vollständige Bekanntmachung des kaiserlichen Willens abwarten wollten. Und so hart die Erfüllung des kaiserlichen Befehls war, so wurden doch die Waffen, wenigstens dem größten Theile nach, abgeliefert, um auch in diesem Stücke nicht ungehorsam gegen den Monarchen zu erscheinen.

Der Vicekönig that jetzt an seinem Theile alles, was zur Wiederherstellung des Friedens dienen konnte. Er begnügte sich mit den freiwillig ausgelieferten Waffen, und unterließ alle Nachforschungen. Nachdem er den alten Gang der Geschäfte und der Verwaltung wieder hergestellt hatte, zeigte er sich oft und an allen Orten dem Volke. Er sprach freundlich mit diesem und jenem, entschuldigte den großen Haufen, als welcher nur von boshaften Leuten verführt worden sey, und bezeugte seine Freude darüber, daß das Volk der Stadt Neapel aus den

Klauen

Klauen der Verführer errettet sey. Er betheuerte auf das Heiligste, daß der Inquisition, mit welchem Schreckworte die Uebelgesinnten die Stadt aufgeregt hätten, auch nicht mit einem Worte in Zukunft gedacht werden sollte, und versicherte, daß der Kaiser huldreich alles Geschehene vergebe und vergesse. Diese Reden waren eben so viele Zaubersprüche gegen den Geist der Unruhe, wo er sich etwa noch regte; überall herrschte Freude und Hoffnung. Alle baten nun auch den Statthalter, er möchte nun doch das Endurtheil des Kaisers mit dessen eigenen Worten bekannt machen. Es wurden demnach am zwölften August die Abgeordneten des Volks feierlich auf das neue Castell geladen, die Brücken wurden hinter ihnen aufgezogen, und den Zitternden erschallten desto süßer die Worte des kaiserlichen Briefs: „Keine Inquisition soll jemals im Königreich Neapel eingeführt werden; der Kaiser vergiebt seiner guten Stadt das Geschehene, weil er weiß, daß sie die Absicht der Empörung nicht gehegt hat.“

Die Zurückkehrenden erfüllten die Stadt mit Jubel, aber die allgemeine Freude ward sehr herabgestimmt, als nun auch noch bekannt wurde, daß sechs und dreissig von der Gnade des Kaisers ausgeschlossen und zum Tode verurtheilt seyen. Doch der Vicekönig milderte auch das Harte dieses Beschlusses, indem er den Verurtheilten Zeit genug ließ, sich durch die Flucht zu retten. Nur Einer ließ sich fangen, und wurde hingerichtet; alle übrigen erhielten bald nachher Begnadigung, ausgenommen die drey Anführer der Volksparthey, denen das Vaterland verboten blieb. Auch die Strafsumme, welche der Stadt anfangs, verursachter Unkosten wegen, auferlegt worden war, wurde ihr nachmals geschenkt.

So endigte sich ein Aufruhr, welcher ein volles Vierteljahr gedauert hatte. Auch in der Folge, besonders unter Karls Sohn und Nachfolger, dem bigotten Könige Philipp dem Zweiten, von Spanien, wurden zwar neue Versuche gemacht, die verabscheute Inquisition in Neapel einzuführen, aber sie liefen alle fruchtlos ab. Die Widersetzlichkeit des Volks gegen dieses abscheuliche Gericht, wurde selbst durch die Absichten des römischen Hofs unterstützt. Denn die Päbste verlangten, die Inquisition zu Neapel sollte der römischen untergeordnet seyn, die Regenten hingegen wollten sie dem Großinquisitor zu Madrit unterworfen wissen.

II. Einnahme der Festung Fescamp.

König Heinrich der Vierte von Frankreich, mußte bekanntlich sein Reich erst größtentheils erobern, ehe er dasselbe ruhig beherrschen konnte. Die sogenannte heilige Ligue, oder die verbündeten Katholiken, wollten ihn deswegen nicht als König erkennen, weil er ein Protestant war. Nur erst, nachdem er die protestantische Religion mit der katholischen vertauscht hatte, unterwarfen die Franzosen sich nach und nach seinem Scepter.

Die Festung Fescamp in der Normandie leistete dem Könige einen langen und hartnäckigen Widerstand, bis er sie endlich durch den Marschall Biron in seine Gewalt brachte. Diese Festung besteht auf der einen Seite aus einem sechshundert Fuß steil in die Höhe hinaufgehenden Felsen, dessen unterer Theil von dem Meer bespült wird, und der daher

uner-

unersteiglich ist. Unter der, nach der Einnahme dieser Festung ausziehenden Besatzung befand sich auch ein Edelmann, Namens Boisrose, ein Mann von Kopf und Muth. Voll Verdruß über den Verlust dieses festen Platzes, faßte er den Entschluß, den Ort bald wieder einzunehmen, es koste auch, was es wolle. Er wußte, daß es alle Jahre vier oder fünf Tage gebe, wo das Meer den Felsen, den es gewönlich an zwölf Fuß hoch bespülte, auf einige wenige Stunden unberührt, und einen Raum von ungefehr zwanzig Klaftern in Sande trocken lasse. Hierauf, und auf die Bestechung zweier Soldaten unter der neuen Besatzung gründete er seine ganze Hoffnung.

Ueber ein halbes Jahr erwartete einer von diesen bestochenen Soldaten, der immer zur Zeit der Ebbe auf diesem Felsen sich befand, das verabredete Zeichen. Endlich erscheint zur Nachtzeit Boisrose mit zwey Schaluppen, zwey Unterofficieren und fünfzig Soldaten am Fuß dieser Klippe. Er hatte sich mit einem dicken Taue versehen, das der Höhe des Felsen an Länge gleich, und an welchem Knoten und kurze Stäbe angebracht waren, um das Heraufsteigen möglich zu machen. Kaum hört der bestochene Soldat das so lange erwartete Signal, als er von der Höhe einen Strick herabwirft, das Tau an demselben heraufzieht, und es durch einen starken Hebel an eine eiserne, dazu in der Schießscharten eingeschlagene Klammer befestiget.

Als diese Vorkehrungen getroffen sind, befiehlt Boisrose den beiden Unterofficieren, deren Entschlossenheit er kannte, voran zu klimmen, und den fünfzig Soldaten, ihnen mit um den Leib gebundenen Waffen zu folgen; er aber will der Letzte seyn, um jedem Feigherzigen das etwaige Umkehren zu verbie-

ten

ten. Aber bald verbietet sich dieses Umkehren von selbst; die Flut kehrt zurück, führt die Schaluppen unter den Kletterern hinweg, und das Ende des Taues schwimmt im Wasser.

Man überdenke einige Augenblicke dieses entsetzliche Schauspiel. Zwischen Himmel und Erde hängen an einem einzigen Seile drei und fünfzig Menschen, hängen an einem steilen Felsen, an einer so unsichern Maschine; rund um sie Nacht, unter ihnen das brausende Meer. Es durfte nur einer von den beiden Gedungenen, aus Hoffnung größern Gewinnstes, sie verrathen; es durfte nur das kleinste Geräusch die Schildwache aufmerksam machen, oder die schlafende Besatzung wecken; es durfte nur einem die ermüdete oder zitternde Hand ausgleiten — so waren sie alle verloren. Kein Schiff war mehr da, wohin sie sich flüchten, kein Erdboden mehr, worauf sie treten konnten. Kein Wunder wäre es gewesen, wenn eine solche fürchterliche Lage selbst den Muth des Beherztesten erschüttert, und sein Gehirn schwindelnd gemacht hätte. — Wirklich begegnete dieß dem, welcher voraus kletterte. Auf einmal stockt das Heransteigen durch zwei und fünfzig Menschen hindurch. Man denke sich hier das Verweilen, das Flüstern, die Ungewißheit so vieler, die weder vor noch rückwärts können.

Bald erfährt Boisrose, daß seinem ersten Unterofficier der Muth entfallen sey, und daß er sich weiter zu steigen weigere. Ohne Verzug faßt Boisrose einen männlichen, fast unglaublichen Entschluß. Er befiehlt seinem Vordermann, sich fest ans Tau anzuklammern, steigt nun über ihn hin, und sofort über alle ein und fünfzig hinweg, und kommt bis zu dem ersten, dem er anfangs neues Herz einzusprechen versucht. Doch als auch dieß nicht fruchtet,

zieht

zieht er einen Dolch hervor, setzt ihm denselben auf die Brust, und droht so ernstlich ihn zu erstechen, daß dieser endlich einen ungewissen Tod statt des gewissen wählt und weiter fort klimmt. Erst kurz vor Tages Anbruch gelangt nach unsäglicher Mühe der Trupp auf die Höhe des Felsens, und wird von den beiden Soldaten ins Schloß geführt, wo er die Schildwache niederhaut, die übrigen Soldaten im Schlafe findet, alles tödtet, was sich wehrt, und die Andern gefangen nimmt.

Boisrose berichtet unverzüglich diesen beinahe unglaublichen Vorfall dem Oberhaupt der Ligue in der dasigen Provinz, und hoffte, wie billig, auf die Befehlshaberstelle; aber da er merkte, daß man undankbar genug dachte, sie einem Andern anvertrauen zu wollen, so übergab er dem Könige, dessen Religionsveränderung eben damals ruchtbar zu werden anfieng, diese so schwer errungene Festung.

III. Berühmte Schlachten des siebenjährigen Krieges.

I. Die Schlacht bei Roßbach, den fünften November, 1757.

1.

Gefahrvolle Lage König Friedrichs des Zweiten. Sein großes Feldherrntalent.

Der König Friedrich der Zweite von Preußen befand sich, während des siebenjährigen Krieges öfters in

in Umständen, die seinen Untergang unvermeidlich zu machen schienen. Die vornehmsten europäischen Mächte hatten sich vereiniget, ihm nicht nur, zu Gunsten der beleidigten Kaiserinn Maria Theresia, Schlesien wieder zu entreissen, sondern ihm wo möglich seine politische Existenz völlig zu rauben. Von allen Seiten drängten sich zahlreiche Armeen wider ihn heran; in der Nähe und in der Ferne mehrten sich seine Feinde beständig. Oesterreich bewog Himmel und Erde, um wo möglich alle Mächte in sein Interesse zu ziehen. Nicht nur Frankreich und das deutsche Reich rüsteten sich gegen den König, sondern auch Schweden erklärte ihm den Krieg, und bald rückten auch die Russen mit einer fürchterlichen Armee auf ihn los. Die gesammte Macht, welche sich gegen ihn vereinigt hatte, betrug siebenmal hundert tausend Mann, und dieser Macht konnte er mit allen seinen Bundsgenossen nur höchstens zweihundert und sechzig tausend Mann entgegen stellen.

So war denn Friedrichs Lage im Sommer des Jahres 1757 eine der gefährlichsten und betrübtesten, die man sich denken kann. Von aller auswärtigen Hülfe entblößt, nur von England allein unterstützt, hatte er's beinahe mit allen europäischen Mächten zu thun. Vergebens waren seine Siege, und vergebens floß das Blut seiner tapfern Krieger, die ungeheure Macht seiner Gegner schien den Niederlagen zu trotzen. Und eben jetzt, da alles über ihn herfiel, verlor er überdies das unglückliche Treffen bei Collin, (22 Junius 1757) gegen den österreichischen Feldmarschall Daun, und bald darauf Schweidnitz und Breslau. Die Russen trugen am dreissigsten August in einem Treffen bei Wehlau den Sieg über die Preussen davon, und auf einer andern Seite machten die Franzosen drohende Fortschritte.

Der

Der französische Hof wollte anfangs die bedungenen vier und zwanzigtausend Mann Hülfstruppen durch Geld an Oesterreich vergüten; aber damit war der Kaiserinn Maria Theresia wenig gedient. Sie antwortete schmeichelnd, daß ihr ein einziger Franzose auf dem Schlachtfelde lieber sey, als eine Tonne Goldes für ihren Schatz. Durch Beredungen, durch rachsüchtige Leidenschaften, durch den Willen der von Wien geschmeichelten Buhlerinn Pompadour, ließ sich der König Ludwig der fünfzehente endlich bewegen, im Frühlinge des Jahres 1757 ein Heer von mehr als hundert tausend Mann nach Westphalen zu schicken. Unaufhaltsam drangen die Franzosen in's Hannövrische vor, und das Treffen, welches am sechsten Julius bei Hastenbek vorfiel, hatte die nachtheilige Konvention bei Klosterseven zur Folge, welche die verbundenen Handvrischen, Hessischen und Wolfenbüttelschen Völker ausser Activität setzte.

Die Feinde des Königs, besonders die eitlen Franzosen, triumphirten über die Maaßen, und sahen dem nahen Ende des Krieges entgegen. Aber niemand verlor weniger den Muth, Fassung und Heiterkeit des Geistes, als Friedrich. Er fand in sich selbst ein gewisses Etwas, das alles ersetzte, was ihm an der Stärke seiner Armeen abgieng, und nie erschien seine wahre Größe in einem vortheilhaftern Lichte, als in diesem Zeitpunkte. Seine großen überwiegenden Eigenschaften entwickelten sich mit einer ungewönlichen Lebhaftigkeit, und sein das ganze Feld der Kriegskunst umfassender Geist ließ ihn Entwürfe erfinden, die durch das Eigenthümliche, das Unerwartete und Große so unwiderstehlich auf seine Feinde wirkten, daß alle ihre Seelenkräfte in eine Art von Stillstand versetzt wurden. Er wußte ihre

Armeen

Armeen in einer solchen Entfernung von einander zu halten, daß es ihm möglich wurde, diejenigen, deren Fortschritte die nachtheiligsten Folgen für ihn haben konnten, anzugreifen, indessen auf der andern Seite der übrige Theil seiner Macht durch eine geschickte Vertheidigung den Feind hinderte, etwas Entscheidendes auszuführen. Wenn er glücklich war, so kam die Reihe an diesen, und in kurzer Zeit sah er sich aus dem Besitz aller Eroberungen, wenn er bis dahin einige gemacht hatte. Er wußte den Feind durch Vorhaltung schmeichelhafter Hofnungen zu verblenden, ihm den Hauptgegenstand aus den Augen zu rücken, und zu verhindern, daß er seine wahren Vortheile kennen lernte.

Eine eben so schmerzliche als beschämende Erfahrung von diesem großen Feldherrntalent des Königs machten jetzt die Franzosen, als sie sich anschickten, die Preußen aus Sachsen zu vertreiben, und sich den brandenburgischen Staaten zu nähern. Es dünkte ihnen, das Vorhaben könnte ohne erhebliche Schwierigkeiten ausgeführt werden. Das Land schien schwache Besatzungen zu haben, die, wenn sie sich auch zusammenziehen würden, doch einer so überlegenen Macht nicht wiederstehen könnten. Den König selbst hielt man mit der Beobachtung der Oesterreicher zu sehr beschäftiget, als daß er Zeit und Mittel finden könnte, diesen neuen Feinden entgegen zu gehen, und sich ihren Unternehmungen zu widersetzen. Aber der geträumte Siegesweg endete mit Verderben und unauslöschlicher Schande.

2.

Die Franzosen und die Reichsarmee.

Der Prinz von Soubise, Marschall von Frankreich, ein Feldherr ohne Muth und Erfahrung, aber

aber ein Günstling der Maitresse Pompadour, die ihm ein Kommando verschaffte, übernahm es an der Spitze eines besondern Armeekorps, die Preußen aus Sachsen zu vertreiben. Er begab sich in der Mitte des Junius 1757 nach Frankfurt am Main, sammelte daselbst die für ihn bestimmten Truppen, und marschirte dann über Fulda nach Eisenach, um sich daselbst mit der sogenannten Reichs-Exekutionsarmee zu vereinigen.

Voll brennender Begierde, an dem Ruhme Oesterreichs Theil zu nehmen, hatten nehmlich die kaiserlich gesinnten Reichsfürsten ihre Truppen in Bewegung gesetzt, und es sammelte sich in der Gegend von Nürnberg eine Reichs-Exekutionsarmee, die durch ihre seltsame Vereinigung, durch den Mangel aller Ordnung und Disciplin, durch die Vernachlässigung aller Kriegsbedürfnisse, und durch ihre Feigheit, das Gespötte der Zeitgenossen und Nachkommen wurde. Sie bestand aus zwei und dreissig Schwadronen, eben so viel Bataillonen, drei und zwanzig Grenadierkompagnieen, zwei Regimentern Husaren, führte zwei und fünfzig Kanonen bei sich, und wurde auf fünfzehn tausend Mann geschätzt. Die Kontingente von Baiern, Pfalz, Würtemberg und von noch einigen andern Reichsständen ausgenommen, stellte der Ueberrest einen sehr buntscheckigen Haufen von ungeübten und schlecht zusammengesetzten Leuten vor.

In Schwaben und Franken gab es zu jener Zeit Reichsstände, die nur einige Mann zu stellen hatten. Auf einige fiel die Stellung eines Lieutenants ohne Soldaten, und dieser war wohl ein vom Pfluge weggenommener Bauernknecht; andere lieferten blos einen Tambour, den sie mit einer alten Trommel aus ihrer Rüstkammer versahen. Viele

Kloster-

Klosternonnen legten ihre Rosenkränze beiseite, und stickten Fahnen, die, durch Priestersegen eingeweihet, gegen Ketzer wehen sollten. Die Schweintreiber wurden zu Queerpfeifern befördert, und abgelebte Karrengäule erhielten die Bestimmung, Dragoner zu tragen. Die Reichsprälaten, stolz auf die Ehre, Bundesgenossen so großer Monarchen zu seyn, ließen ihre Klosterknechte die Kittel ablegen, und als Soldaten marschiren. Diese so schlecht zusammengesetzte Armee war nun auch mit allen Kriegsbedürfnissen, auf eine wahrhaft bejammernswürdige Art, versehen. Es fehlte vielen Kontingenten an einem Vorrathe von sogenannter kleiner Montirung, als Schuhe, Sohlen, Strümpfen und dergl. Die Bataillonen waren mit dem fast täglich nöthigen Schanzzeuge so wenig versehen, daß sie es entweder gewaltsamer Weise in den Dörfern wegnehmen, oder sich, wegen des Abganges der Verschanzungsmittel, der größten Gefahr aussetzen mußten. Manche Bataillone hatten keine Wagen, um ihre Kriegsbedürfnisse fortzuschaffen; sie hatten keine Wagen und Packpferde, welche ihnen die Zelte nachführten, und die Leute mußten sich daher unter freiem Himmel lagern. Es fehlte den Bataillonen an Feldstücken von durchgängig gleichem Caliber, nebst den dazu gehörigen Leuten und Artilleriepferden; es fehlte an Flinten von einerlei Caliber und von gehöriger Tauglichkeit so sehr, daß in der Schlacht bei Roßbach von hundert Flinten kaum zwanzig Feuer gaben.

Alle diese und viele andere Mängel rührten hauptsächlich von der Einrichtung her, daß jeder Reichsstand auch im Felde sein Kontingent mit allen Bedürfnissen versehen mußte. Manches Regiment war aus vielerley Konringenten zusammen gesetzt. Jedes hatte seinen eigenen Kommissarius oder Liefe-

ranten

ranten, sein eigenes Fuhrwerk, seine eigene Bäckerei, sein eigenes Hospital u. s. w. Auf diese Art konnte die Reichsarmee niemals ein rechtes Magazin haben. Manche Kontingente waren weder mit Bäckern noch mit Backofen versehen, und die Leute mußten daher auf den Dörfern herumkriechen, und sich von den Bauern backen lassen. Der Soldat bekam daher schlechtes, unausgebackenes, ungesundes Brod. Ein einziges Regiment, das aus den Kontingenten von zehen, zwölf und mehr Ständen zusammengesetzt ward, mußte immer nach zehen bis zwölf Oertern schicken, um sein Brod für jedes Kontingent herbeizuschaffen. Hierzu war das Fuhrwerk bei der Armee nicht hinreichend; man mußte daher Bauernpferde zum Vorspann nehmen. Dieß gab Veranlassung zu allerlei Gewaltthätigkeiten. Es hatte auch die unausbleibliche Folge, daß mancher Soldat unter eben der Kompagnie gutes Brod aß, während dem sein Kamerad mit schlechtem vorlieb nehmen mußte, daß wohl mancher Hunger litt, während der andere im Ueberfluß lebte. Daraus mußten natürlich allerlei Händel entstehen. Die Armee war eben dieser schlechten Einrichtung wegen auch niemals zu gleicher Zeit mit Brod versehen, weil ein Kontingent heute, das andere morgen, das dritte übermorgen sein Brod empfieng. Der kommandirende General konnte also niemals darauf rechnen, daß seine Armee auf eine gewisse Anzahl von Tagen Brod habe. Er mußte eine Unternehmung, mit deren Ausführung er sich beschäfftigte, immer einer Menge Leute anvertrauen, weil jeder Kommissarius für den Unterhalt seines Kontingents zu sorgen hatte. Der vielen Kommissarien ungeachtet trat aber auch nicht selten der Fall ein, daß es der Mannschaft alle Augenblicke an Brod fehlte, indem die Kommissarien oder Lieferan-

feranten davon liefen, sich verkrochen, oder nicht zu finden waren, da alsdenn, wenn nicht das Haupt-Proviant-Directorium ins Mittel getreten wäre, die meisten Kontingente wegen Brodmangels hätten zu Grunde gehen müssen.

So wie die Soldaten ihr Brod nicht zu rechter Zeit bekamen, so auch die Löhnung; die einen heute, die andern morgen, wieder andere erst in vierzehen Tagen, und zwar in verschiedenem Münzfuß. Ein Soldat bezog eine stärkere Löhnung als der andere. Der, welcher weniger bekam, wurde natürlich mißvergnügt, und manche, die das Geld auf ganze Wochen oder Monate auf einmal empfiengen, verthaten es in wenig Tagen, und legten sich hernach aufs Stehlen und Marodiren. Da jeder Kreis, wo nicht gar jeder Stand, sein eigenes Hospital hatte, so lagen die Kranken und Verwundeten meistens in ganz entlegenen Dörfern zerstreut, und sie giengen darüber oft ganz verloren, oder wurden dadurch zu Ausschweifungen und Erpressungen verleitet. Hiezu kam noch der schlimme Umstand, daß Adjutanten, Fouriere und andere Officiere untüchtig waren, oder sich nachläßig bewiesen, und daß die Regimentskommandanten nicht Gewalt genug hatten, sie zu entfernen, oder durch Strafen zur Beobachtung ihrer Pflichten anzuhalten.

In einer besonders schlimmen Lage befand sich der kommandirende Obergeneral dieses bunten Heeres, der Prinz Joseph Friedrich von Hildburghausen. Niemals konnte er eine vorhabende Bewegung geheim halten, sondern er war genöthiget, sie einer Menge von Leuten anzuvertrauen, weil einer, der ein Kontingent von zehen bis zwölf Mann zu versorgen hatte, eben so gut als ein anderer, der tausend Mann verpflegte, wissen mußte, wo er seine Versorgungs-

anstalten zu treffen habe, u. s. w. Eine solche Armee konnte freilich gegen die Ordnung und Einförmigkeit anderer Truppen, wären sie auch nicht aus Friedrichs Schule gekommen, ohne Wunder nicht siegen.

Indessen brachen die Reichstruppen, nachdem sie einige Regimenter Oesterreicher an sich gezogen hatten, in drei Kolonnen aus Franken auf, rückten durch den Thüringer Wald nach Arnstadt, und vereinigten sich mit dem Armeekorps des Prinzen Soubise. Das ganze verbundene Heer war nunmehr sechzig tausend Mann stark.

3.

Die Franzosen in Gotha. Sie werden verjagt.

Aller Augen waren jetzt auf den König von Preußen gerichtet. Von so vielen Seiten bedrängt und angefallen, und kaum im Stande, mit seinem durch so viele Kämpfe geschwächten Heere, der österreichischen Uebermacht zu widerstehen, mußte er nunmehr auch dem weitern Vorrücken der Franzosen und Reichstruppen Einhalt thun. Plötzlich brach er daher mit einem Theil seiner Armee aus der Lausitz auf, und kam am fünf und zwanzigsten August in Dresden an. Von hier aus vertheilte er durch ganz Sachsen bis nach Halberstadt kleine Schaaren, er selbst aber gieng mit zehen tausend Mann nach Erfurt, um dem nahen Soubise seine Schwäche zu verbergen. So gering Friedrichs Truppenzahl war, so behauptete er sich dennoch etliche Wochen lang in seiner Stellung. Die vereinigten Franzosen und Reichstruppen hatten sich auf die Nachricht vom Andrange der Preußen in ein festes Lager hinter Eisenach zurück-

zurückgezogen, und wagten es nicht, von ihrer Uebermacht Gebrauch zu machen. So gieng eine geraume Zeit dahin, beide Armeen beobachteten einander in der Nähe, und es fiel nichts merkwürdiges vor, als ein kühner meisterhafter Streich, den General Seydlitz ausführte, der sich unter Zieten's Augen und nach seinem Beispiele zu einem großen Feldherrn ausgebildet hatte.

Ganz unvermuthet kam König Friedrich, in Begleitung des Prinzen Heinrich und verschiedener Generale, unter Bedeckung eines Dragoner-Regiments, am fünfzehenten September nach Gotha, speisete bei dem Herzoge zu Mittag, und begab sich nach einem Aufenthalte von drei Stunden wieder nach Erfurt zurück. Indessen befahl er dem General Seydlitz, der in seiner Begleitung war, mit einigen Schwadronen Dragoner und Husaren Gotha und die Gegend um die Stadt zu besetzen. Noch einige Schwadronen Dragoner standen zwischen Gothat und Erfurt.

Als die Generale der feindlichen Armeen Nachricht erhielten, daß Seydlitz nur mit einem so schwachen Korps Gotha besetzt hielt, der König selbst aber blos mit wenigen Bataillonen hinter Erfurt stehe, so glaubten sie, der rechte Zeitpunkt sey gekommen, etwas zu unternehmen. Der Anfang sollte damit gemacht werden, den General Seydlitz mit seiner ganzen Mannschaft aufzuheben. Es wurden daher fünf französische und österreichische Kavallerie-Regimenter, alle Grenadierkompagnien von der Armee, alle Croaten und andere leichte Truppen zu dieser Expedition kommandirt. Die Prinzen von Hildburghausen und Soubise, und eine Menge anderer vornehmer Generale, wollten in Person diesem glorreichen Unternehmen beiwohnen, um den Muth der

 Trup-

Truppen zu beleben, und sie durch ihr Beispiel zu großen Thaten aufzumuntern. Aber Seydlitz war zu wachsam, um sich überfallen zu lassen; da er indessen ohne Infanterie und Artillerie zu schwach war, um sich gegen eine so überlegene Truppenmasse zu vertheidigen, so zog er sich vor die Stadt, setzte sich in einiger Entfernung hinter derselben, und ließ die in der Nähe gebliebenen fünf Dragonerschwadronen zu sich stossen.

Die hohe Generalität der vereinigten Truppen rückte also ganz ruhig in die Stadt, und besetzte dieselbe sammt dem Schlosse. Da das ganze herzogliche Haus darinn gegenwärtig war, so erforderte es die Höflichkeit, ohne sich um weiter etwas zu bekümmern, demselben die Cour zu machen. Dieß geschah mit dem, bei einer so feierlichen Handlung, gewöhnlichen Pompe. Der ganze Hof war gegenwärtig, man ergoß sich gegen die Damen in die galantesten Schmeicheleyen, und selbst die feinsten, mit den Hofsitten von Versailles wohlbekannten Franzosen mußten gestehen, daß sie einen so glänzenden Hof, als den gothaischen nicht erwartet hätten. Sie vergaßen dabei nicht, ihr Verdienst zu preisen, daß sie die Damen von den rohen und ungesitteten Preußen befreit hätten, welche die Pfeife nie aus dem Munde brächten, daß man im Tobacksdampf fast ersticken möchte.

Auf dem herzoglichen Schlosse hatte man inzwischen große Zubereitungen gemacht, die bewafneten hohen Gäste wohl zu bewirthen. Es war Mittag, man wollte sich eben zu Tische setzen, als plötzlich die Tafelfreuden auf eine sehr unwillkommene Art gestört wurden.

Seydlitz war im Anmarsche, und stand vor den Thoren von Gotha, da man am wenigsten daran

dachte,

dachte. Er hatte plötzlich seine ganze Kavallerie zusammen gezogen, und obgleich seine Macht noch immer sehr geringe war, glaubte er sich doch stark genug, es mit dem Feinde aufzunehmen. Die Husaren ließ er voraus marschiren, um die Vorposten anzugreifen und zurückzutreiben; seine übrige Kavallerie stellte er einen Mann hoch, und rückte damit gegen die Stadt an. Die Hälfte mußte gar absitzen und zu Fuß marschiren. Dieß that, da ein Nebel den optischen Betrug sehr begünstigte, eine so gute Wirkung, daß sein Korps sechs tausend Mann stark schien, ob es gleich nur aus fünfzehnhundert Köpfen bestand. Gerade da man auf dem Schlosse im Begriff war, sich zur Tafel zu setzen, erhielten die Generale die unwillkommene Nachricht von der Ankunft der Preußen, und ein starkes Schießen gab zugleich dieser Meldung die kraftvollste Gewißheit. In ihrer lebhaften Einbildung glaubten die französischen Generale, die ganze preußische Armee sey im Anmarsche, und sie konnten kaum zweifeln, daß sich Friedrich selbst an ihrer Spitze befände. Die Verwegenheit der preußischen Husaren, sogar die Infanterie anzugreifen und auf die Stadt los zu gehen, wäre nach ihrer Meinung gegen alle Regeln der Klugheit gewesen, wenn sie nicht gewußt hätten, daß sie bald durch Infanterie unterstützt würden. Soubise war ein zu gelehrter General, als daß er sich dieß nicht hätte vorstellen sollen. Er empfahl sich daher dem Hofe in größter Geschwindigkeit, und bedauerte sehr, daß er sich durch das ungesittete Betragen der Preußen gezwungen sähe, eine so angenehme Gesellschaft zu verlassen. Da er in stolzer Sicherheit an keine Möglichkeit der Ueberrumpelung gedachte, folglich auch keine Befehle für diesen Fall gegeben hatte, so jagte er mit seiner Suite zum Thore hinaus,

und

und rief: „Sauve qui peut! Rette sich, wer kann!“ Die übrige Generalität folgte diesem entschlossenen Beispiele, und alles lief in der größten Unordnung zum Thore hinaus, nach Eisenach zu. Nun drangen einige hundert preußische Husaren durch ein aufgehauenes Thor in die Stadt, und suchten überall Franzosen und Reichssoldaten auf.

Der tapfere Seydlitz kam nun auch herbei, und verzehrte mit seinen Officieren die ausgesuchten Speisen, von welchen die Franzosen so unfreundlich weggejagt worden waren. Die Eilfertigkeit der schnellfüßigen Flüchtlinge verhinderte die Preußen, viele Gefangene zu machen. Nur sechs Officiere und ein und fünfzig Gemeine geriethen in ihre Hände. Desto größer war der Troß von Kammerdienern, Secretairs, Feldpatern, Komödianten, Frieseurs, Köchen, Modehändlern und galanten Frauenzimmern, welche in die Hände der Sieger fielen; allein da Seidlitz mit diesen Leuten nichts anzufangen wußte, so ließ er sie den fliehenden Franzosen nachfolgen. Außerdem machten die Husaren eine außerordentliche Beute an Generals- und andern Equipagen, und erhielten zugleich ganze Kisten voll von Eau de Lavande, de sans pareille, de mille fleurs u. s. f., eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Parasols, Manchetten, Schlafröcke, Papageyen und andere dergleichen Sachen.

Als Soubise hörte, daß ihn Seydlitz blos mit zwei Regimentern verjagt hatte, brannte er vor Begierde, sich zu rächen. Auf den Vorschlag des Prinzen von Hildburghausen wurde beschlossen, die Preußen aus Gotha wieder zu vertreiben. Beide Heerführer setzten sich mit allen ihren Grenadieren und allen leichten Truppen, wozu noch die österreichische Kavallerie und Laudon mit seinen Croaten stießen,

in

in Marsch, fanden aber, da sie sich der Stadt Gotha näherten, zu ihrem Erstaunen, daß Seydlitz in Schlachtordnung stund. Dabei hatte der kluge General seine Truppen so künstlich gestellt, daß die Feinde abermals glaubten, die ganze preußische Armee vor sich zu haben. Sie zogen daher, ohne zu schlagen, in die Gegend von Eisenach zurück.

4.

Verheerender Zug der Franzosen in die Gegend von Roßbach.

Um diese Zeit erhielt Friedrich sehr beunruhigende Nachrichten aus der Lausitz und aus Schlesien, wo seine geschwächte Armee von der weit überlegenen Macht Oesterreichs immer mehr bedrängt wurde. Da es nun den Anschein hatte, als ob die Franzosen und Reichstruppen zu ernsten Unternehmungen für dieses Jahr nicht geneigt wären, so beschloß er, sich wieder der Elbe zu nähern, um seine schlesische Armee unterstützen zu können. Nur in den Städten Merseburg, Weißenfels und Leipzig, ließ er etwa zehen tausend Mann zur Beobachtung der Feinde zurück.

Die Entfernung des Kriegs aus der Mitte Sachsens gab den Franzosen und Reichsvölkern Muth, ihre feste Stellung bei Eisenach zu verlassen, und weiter vorzudringen. Da sie keinen Widerstand fanden, giengen sie über die Saale, nahmen ihr Hauptquartier in Weissenfels, wo sich die Preußen zurückgezogen hatten, und foderten Leipzig auf. Sie erhielten eine abschlägige Antwort, und wagten es nun nicht, das schwache preußische Armeekorps anzugreifen. Eine desto größere, verabscheuungswürdige Thätigkeit bewiesen sie gegen ihre Freunde, die Sachsen.

sen. Sie kehrten das Verhältniß um, sie wurden aus Beschützern Unterdrücker, aus Bundesgenossen Räuber, und preßten den Sachsen den Wunsch nach baldiger Rückkehr der Preußen, ihrer Gegner, ab, um durch diese von ihren Plagegeistern, die sich Alliirte nannten, befreit zu werden. Die Franzosen erpreßten unter schröcklichen Drohungen und wirklichen Mißhandlungen Fourage, Proviant, reichliche Mahlzeiten und kostbare Geldgeschenke. Ganze Bezirke hatten das Schicksal, rein ausgeplündert zu werden. Dieß Looß traf unter andern die in der Nähe von Freiburg liegenden Dörfer, zwanzig an der Zahl, die zum Theil gänzlich verwüstet wurden. Das kostbare Hausgeräthe eines adelichen Schlosses, das sich nicht gut fortbringen ließ, wurde zerhauen und zerschnitten, ja die Barbaren zerschlugen sogar die Weinfässer, und zerrissen die Urkunden und Briefschaften. Selbst die Kirchen blieben nicht verschont. Altäre, Kirchstühle und Kanzeln wurden zertrümmert, die metallenen Kelche aber, welche für die Räuber keinen Werth hatten, durch die unfläthigsten Handlungen geschändet. Bei vielen Dörfern sah man Bäume und Felder mit den Federn der zerschnittenen Betten bedeckt. Das Vieh, das die Franzosen nicht selbst verzehren, oder mit fortbringen konnten, hieben sie lebendig in Stücken, und warfen es als Beute für die Raubvögel hin. Dieser Unthaten machten sich aber nicht blos die Franzosen, sondern auch die Pfälzer und Ungarn schuldig.

Eine allgemeine Freude verbreitete sich unter den Bewohnern Sachsens, als Friedrich am sechs und zwanzigsten October nach Leipzig zurückkam, um die Feinde zu verjagen. Er zog verschiedene kleine Truppenabtheilungen an sich, überwältigte Weißenfels, und machte hier sogleich fünfhundert Franzosen zu

Gefan-

Gefangenen. Hätte die Armee bei ihrem Rückzuge nicht alle Brücken über die Saale abgebrannt, so würden die Preußen schnellere Fortschritte gemacht haben.

Da Soubise ein Heer von wenigstens sechzigtausend Mann unter seinem Befehle hatte, die Armee des Königs aber kaum zwei und zwanzig tausend Mann stark war, so schien es dem französischen Feldherrn nicht schwer, seinem Gegner die Spitze zu bieten, und er war entschlossen, sich in den Gegenden der Saale den Winter hindurch zu behaupten. Ein solches Vorhaben konnte aber Friedrich nicht gestatten; er wollte durchaus keinen Feind in der Nähe Magdeburgs und im Herzen Sachsens dulden; er beschloß daher, ihn entweder durch künstliche Märsche, oder durch eine siegreiche Schlacht weit zurück zu treiben. In dieser Absicht gieng er am zweiten November bei Halle, Weissenfels und Merseburg über die Saale, und nahm seine Stellung bei dem durch ihn so berühmt gewordenen Dorfe Roßbach, an dem Flüßchen Geißel, zwischen Merseburg und Weissenfels, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolph für Deutschlands Freiheit starb.

Die Franzosen waren in dieser Gegend so übel postirt, daß sich die preußischen Husaren bis in ihr Lager hineinwagten, und nicht nur Pferde herausholten, sondern sogar Soldaten aus ihren Zelten rissen und mit fortschleppten. Der König beschloß daher die Feinde anzugreifen, fand aber, da er am folgenden Morgen anrückte, daß sie die Nacht vorher ihr Lager verändert und eine feste Stellung auf einer Anhöhe genommen hatten. Da sie dreimal stärker waren als er, so konnte er es, ohne sichtbare Aufopferung der Truppen, nicht wagen, sie in ihrem festen Posten anzugreifen. Er zog sich daher etwas

zurück,

zurück, und lagerte sich hinter einem Morast, in der Hoffnung, die Franzosen aus ihrem festen Posten herauszulocken. Dieser aus List und mit Bedacht gewählte Rückzug des Königs entflammte auf einmal den erloschenen Muth der eitlen Franzosen bis zur lächerlichsten Großsprecherey. Bisher waren sie immer einem Kampfe bedachtsam ausgewichen; jetzt kamen sie plötzlich auf den Einfall, den König in einer Gegend anzugreifen, wo er alle Künste der Taktik in Ausübung bringen konnte, und nicht befürchten durfte, durch ein Mißverständniß die Frucht seiner Anordnungen zu verlieren; in einer Gegend, wo er alle Arten von Truppen brauchen und eine durch die andere unterstützen konnte; wo die Truppen alle Bewegungen mit Lebhaftigkeit und Ordnung machen konnten; kurz, in einer Gegend, wo die Kunst alles, die Menge gar nichts vermochte. Die Vorstellung von der Ueberlegenheit ihrer Anzahl ließ die Franzosen glauben, nichts sey leichter, als das kleine preussische Heer aufzureiben. Ihre lebhafte Einbildungskraft sah den Sieg so unfehlbar vor sich, daß ihr Witz zweifelte, ob es ihrer Waffen und ihrer armseligen Macht würdig wäre, den kleinen Kriegshaufen des Marquis von Brandenburg anzugreifen. „Man erweiset, sagte ein französischer Officier kurz vor der Roßbacher Schlacht, dem Herrn Marquis (so hieß der König) viele Ehre, wenn man sich mit ihm in eine Art von Krieg einläßt.“ Die rückgängige Bewegung der Preußen galt für bloße Furchtsamkeit; viele waren der Meinung, Friedrich würde sich gar nicht vertheidigen, und sie besorgten nur, er möchte gar zu schnell fliehen, und ihnen entrinnen. Dieser Gedanke schwellte vollends das Herz der Franzosen dergestalt auf, daß sie sich vornahmen, den König am nächstfolgenden Morgen anzugreifen,

und

und damit einen Feldzug zu endigen, dessen Beschwerlichkeiten ihren Truppen ohnedieß allmählig unerträglich zu werden anfiengen. Sie hatten zwar schon allerlei von seinen schnellen Bewegungen und seinen tiefen Einsichten in die Kriegskunst gehört, aber dieß hatte so wenig Eindruck auf sie gemacht, daß sie ihn auf einem Boden anzugreifen beschlossen, wo er von seinen tactischen Künsten einen recht glänzenden Gebrauch machen konnte.

5.

Die Franzosen werden gänzlich geschlagen. Schimpfliche Flucht.

Der fünfte November des Jahrs 1757 war der merkwürdige Tag, an welchem die Franzosen das so gering scheinende Geschäft, die Gefangennahme der ganzen preußischen Armee, ausführen wollten; an welchem sie aber mit unvertilgbarer Schande überhäuft, und für ihren lächerlichen Eigendünkel, für ihre windige Praleren, für ihren unbändigen Hochmuth, und für ihre ehrlosen Räubereyen nach Verdienst gezüchtiget wurden. Friedrich drückte ihnen das Wort Roßbach wie ein Brandmal in ihre Köpfe, welches keine Zeit, so lange Geschichte gelesen werden wird, verwischen kann.

Als die Franzosen anmarschirten, ertönte ihre ganze Kriegsmusik, wie wenn sie des Sieges schon vollkommen gewiß wären. Der Prinz Soubise insbesondere war der Einschließung und Gefangennehmung der Preußen so versichert, daß er bereits durch einen Courier die Nachricht davon an den französischen Hof sandte. Weil indessen die französischen Generale den rechten Flügel und die Mitte der Preu-

ßen.

ßen, welche durch Sümpfe gedeckt waren, für zu vortheilhaft gestellt hielten, so setzten sie ihnen die Reichsarmee entgegen, und beschlossen mit ihrer Hauptmacht den linken preußischen Flügel zu umgehen, ihnen in den Rücken zu kommen, und auf diese Art ihre Absicht zu erreichen. Es war Vormittags um eilf Uhr, als sich die französische Armee in Marsch setzte, und einige Stunden lang in einer bogenförmigen Ausdehnung sich um die Preußen herum zog.

Der König saß eben mit seinen Generalen an der Tafel, als ihm, etwa um ein Uhr, die Bewegungen des Feindes gemeldet wurden. Im Vertrauen auf die Geschwindigkeit, mit welcher seine Truppen in Schlachtordnung gestellt werden konnten, sah er den Feinden ruhig zu, und ließ seine Linien nicht einmal ausrücken. Das preußische Lager stand unbeweglich, und die Soldaten beschäftigten sich mit ihren Mahlzeiten. Die Franzosen, die dieß in der Ferne sahen, konnten ihren Sinnen kaum trauen; sie erstaunten über die Trägheit und Verzweiflung der Preußen, die nach ihrer Meinung nicht einmal auf die Ehre, kämpfend zu sterben, bedacht wären, sondern sich wehrlos der Gnade ihrer Sieger überlassen wollten. Wie schröcklich wurden sie aus ihrer geträumten Sicherheit geweckt!

Als es Nachmittags zwei Uhr war, befahl der König, die Zelte abzubrechen, und da dieß in einem Augenblicke geschehen war, ließ er seine Kavallerie, nebst sieben Bataillonen Infanterie, ausrücken. Seydlitz erhielt den Oberbefehl über die ganze Reuterey, mit welcher er eben das thun mußte, was die Feinde zur Absicht hatten, nemlich, sie von hinten umgehen. Da es in dieser Gegend viele Gründe giebt, so schlich sich der kluge Feldherr durch dieselben hinter einige Anhöhen, wo er von den Feinden gar nicht gesehen werden konnte. Die

Die Franzosen konnten immer noch nicht begreifen, was die Preußen vorhatten. Als die Anführer derselben sahen, daß Friedrich sein Lager mit einem Anschein von Uebereilung abbrechen ließ, so bildeten sie sich ein, er wolle sich ihren Händen entwinden, was ihnen um so wahrscheinlicher vorkam, da sie nichts von seinem Marsche entdecken konnten, weil die Anhöhen dieß verhinderten. Denn das schien ihnen gar nicht einzufallen, was sie doch aus der Geschichte seiner Kriege hätten lernen können, daß es gar nicht sein System war, den Angriff abzuwarten, sondern daß er immer der angreifende Theil zu seyn und seinen Feinden zuvorzukommen suchte. Es war ihnen hauptsächlich nur darum bange, die Preußen möchten ihnen entwischen, und daher erhielt ihre Kavallerie Befehl, so schnell als möglich vorzurücken, so daß die Infanterie nur in einer großen Entfernung folgen konnte. Dadurch glaubten sie noch den Nachtrab des Feindes einzuholen, und entweder diesen Nachtrab durch einen lebhaften Angriff aufzureiben, oder den Feind zu einem allgemeinen Gefechte zu bringen. Bei ihrer Annäherung wurden sie einige Reuterey auf den Anhöhen gewahr. In der Meinung, diese stehe nur da, um den Rückzug zu decken, rückten sie immer weiter vor. Allein diese angenehme Täuschung verschwand schnell. Es war Seydlitz mit der ganzen preußischen Reiterey, der bald sah, daß er den Feind schon überflügelte. Er besann sich nicht lange, stellte seine Leute in zwei Treffen, und gieng gerade auf die Franzosen los, obgleich die preußische Infanterie, die, bei aller Anstrengung, dem schnellen Marsch der Reuter nicht mit gleichen Schritten folgen konnte, noch nicht angelangt war. Nun wollte Soubise seine Truppen in Schlachtordnung aufstellen; aber er konnte

damit

damit nicht zu Stande kommen, weil Seydlitz ihn schon von vorne und im Rücken angrief, und zugleich mit der schweren Artillerie auf ihn losdonnerte, die er auf einer Anhöhe aufgestellt hatte, und die viel zum glücklichen Erfolg des Treffens beitrug.

Grenzenlos war die Bestürzung der Franzosen, als sie sich von einer Seite angegriffen sahen, wo sie sich gar keinen Feind vermuthet hatten. Diese erstarrende Ueberraschung war die Hauptursache ihres wenigen Widerstandes und ihrer völligen Zersprengung. Die schwer gerüsteten Gensd'armes, der Stolz und der Kern der französischen Armee, wurden trotz ihrer ungeheuren Pferde, von den leichten Rossen der preußischen Husaren niedergetrabt. In wenig Augenblicken war die französische Kavallerie wie vom Sturmwinde aus einander gewirbelt. Sie versuchte es noch einmal, sich wieder zu setzen, allein die Preußen ließen ihr keine Zeit dazu, und warfen sie so gänzlich über den Haufen, daß sie das Feld verlassen mußte. Nur zwey österreichische Regimenter hielten Stand; aber von ihren Alliirten verlassen hatten sie kein anderes Schicksal als Tod oder Flucht. Die Reichstruppen leisteten, was von solchen Helden zu erwarten war: bei den ersten Kanonenschüssen jagten sie davon.

Der Prinz Soubise gab indeß die Schlacht noch nicht verloren. Er ließ seine Reserve, die aus fünf Regimentern Kavallerie bestand, vorrücken, um die Infanterie zu unterstützen: allein die Hülfe kam zu spat. Der König war indessen mit sechs bis acht Bataillonen angekommen, und ließ sie plötzlich anrücken, noch ehe die Feinde die Bildung ihrer Linie vollenden konnten. Sie empfiengen die Franzosen mit einem entsetzlichen Kanonenfeuer. Hierauf folgte ein so regelmäßiges Kartätschenfeuer, daß man eine

Muste-

Musterung zu sehen glaubte. Die französische Infanterie, die ihre Kavallerie nicht mehr unterstützen konnte, sah sich nun von den Preußen vermöge einer geschwinden Schwenkung in den Flanken angegriffen. In dieser bedrängten Lage hielt sie nur ein dreimaliges Feuer von den Preußen aus; von Angst und Schrecken ergriffen stürzte sie sich auf ihren linken Flügel, welcher durch die Menge dtr Flüchtlinge so zusammengepreßt wurde, daß er einen dichten, unbehülflichen und verwirrten Menschenklumpen vorstellte. Die preußische Infanterie überflügelte diese gepreßte Masse von vorne, und die königlichen Reutergardisten und Gensd'armes hieben auf eine entsetzliche Art in sie ein. Ein besonderes Mißverständniß vermehrte die Erbitterung der Preußen. Sie hatten gehört, daß die Franzosen ihre Winterquartiere im Brandenburgischen nehmen wollten. Als letztere daher ihr gewönliches Wort, Quartier, womit sie die Ergebung zur Gefangenschaft, und die Bitte um Verschonung des Lebens andeuteten, nach deutscher Mundart aussprachen, so hielten dieß die Preußen für Spott, und für Hinweisung auf die Winterquartiere. Voll Grimm riefen sie daher: „ihr sollt Quartier haben!“ und mit diesen Worten spalteten sie sie mit fürchterlichen Schwerdtstreichen. Mehrere der deutschen Sprache Kundige merkten endlich den Irthum, riefen Pardon, und retteten ihr Leben.

Es war Abends sechs Uhr, als die Schlacht zu Ende gieng, die eigentlich nur anderthalb Stunden gedauert hatte. Die Kürze des Tages und die in dieser Jahrszeit bereits eingetretene Dunkelheit rettete die französische Armee von dem völligen Untergange. So manche Künste ihre Generale, so viele Anstrengung ihre Artillerie-Aufseher auch versuch-

ten,

ten; so vermochten sie doch dem von Furcht ertödteten Haufen kein Leben, keinen Muth, keine Fassung einzuhauchen. Eine allgemeine Flucht, von der Nacht begünstigt, war das einzige Glück, das ihm zu Theil wurde, und das ihn vom Tode oder der Gefangenschaft befreite. Die Feigherzigkeit dieser Poltrone war nun eben so einzig und verächtlich, als vorher ihr Uebermuth. Die Infanteristen warfen ihre Gewehre und Tornister, die zu Fuße fliehenden Kavalleristen ihre Brustharnische und große Reuterstiefeln weg, um nur ungehindert laufen zu können. Der ganze Weg bis Erfurt war mit weggeworfenen Sachen wie besäet. Viele sprangen aus Angst in die Saale, weil sie vor Betäubung nicht wußten, wo und wie sie sich vor den preußischen Husaren retten sollten. Ganze Haufen gaben sich an einzelne Reuter gefangen. In dem Dorfe Reichartswerben versteckten sich hundert dieser Flüchtlinge in einen Garten, allein da sie von zwei preußischen Dragonern aufgesucht wurden, ließen sie sich durch diese ohne Widerstreben gefangen fortführen.

Ein so wohlfeiler und doch so vollkommener Sieg war in der neuern Kriegsgeschichte ohne Beispiel, und aus der früheren läßt sich nur der Sieg der Spartaner über die Arkadier bei Midea damit vergleichen, wo jene in Begeisterung gesetzt durch einen Donnerschlag, der zu ihrer Rechten erscholl, als eben die Schlacht beginnen sollte, ihre Feinde mit einem so beispiellosen Ungestümme anfielen, daß diese augenblicklich die Flucht ergriefen, einige Tausende verloren, indeß die Spartaner keinen einzigen Mann eingebüßt haben sollen. Daher nannte man diese Schlacht die Thränenlose. Dieß nemliche kann man mit vollem Rechte von der Roßbacher sagen, denn alle deutsche Völkerschaften, ohne Rücksicht auf

Par-

Parthey, waren mit diesem Siege zufrieden, und er wurde von Freunden und Feinden als eine lustige Farce betrachtet. Die Franzosen rühmen sich selbst nicht einmal eines männlichen Widerstandes, sondern entschuldigen sich mit einem panischen Schrecken, der freilich mit ihren vorhergegangenen Rodomontaden einen argen Kontrast bildet. Selbst die Geschicklichkeit ihrer berühmten Artilleristen, der Grafen Aumale und Obersten Briot, wurde dießmal zu Schande. Sie, die öffentlich behaupteten, daß sie mit ihrem Kanonenfeuer eine von der ganzen Armee verlorne Schlacht dennoch gewinnen wollten, mußten die Schande der Unthätigkeit und des Verlustes mit den Uebrigen theilen. Die Reichstruppen mußten die Ableiter seyn, welche die Schuld von den Franzosen hinwegnehmen sollten, und allerdings hatten sie eine Feigheit bewiesen, die ihrem ganzen Verhalten angemessen war.

So schnell die Schlacht geendet hatte, so belief sich doch der Verlust der Franzosen auf zehen tausend Mann, von denen sieben tausend zu Gefangenen gemacht wurden, einige tausend andere fielen auf der Flucht den preußischen Reutern in die Hände, oder wurden niedergehauen. Unter den Gefangenen befanden sich acht Generale, von denen Custine, der Vater des nachherigen Generals der Revolution, der bekannteste war, außerdem neunzehn Stabsofficiere und zweihundert andere Officiere. Die Sieger eroberten drei und sechzig Kanonen und zwei und zwanzig Fahnen und Standarten, und machten überhaupt eine große Beute. Der rechte Flügel der Preußen war gar nicht zum Schlagen gekommen, denn da die Reichstruppen bei den ersten Kanonenschüssen davon liefen, und die Ehre und Schande des Tages den Franzosen überließen, so

waren zehen preußische Bataillone bloße Zuschauer bei diesem sonderbaren Schauspiele.

Die Folgen des Sieges waren für Friedrich von der größten Wichtigkeit. Er sah sich jetzt, wie durch einen Zauberschlag, von einer großen Armee befreit, die seinen Unternehmungen an der Elbe keinen Zwang mehr auflegte. Die so kühn daher schwellenden Franzosen brauseten auf allen Seiten odemlos zurück. Die Generale hatten an gar keinen Rückzug gedacht; auch jetzt ergriffen sie keine vernünftige Maaßregeln, um die Fliehenden wieder zu vereinigen. Große und kleine Haufen irrten nach eignem Gutdünken umher; viele wurden von sächsischen Bauren gefangen genommen, und den Preußen, den Feinden Sachsens, abgeliefert. Andere Schaaren flohen bis an den Rhein, und hielten sich vor den Preußen nicht eher als jenseits des Flusses gesichert. Die Artillerie ritte bis nach Göttingen, und hernach über Kassel nach Friedberg. Bald darauf bekam Soubise Befehl, seine geschlagenen Trümmer nach Hessen und der Grafschaft Hanau in die Winterquartiere zu führen. Die Reichsarmee verbarg ihre Schande in Franken.

Ein General wie Soubise hätte wohl verdient, das Kommando zu verlieren. Aber er stund unter dem Schutze der allmächtigen Maitresse Pompadour, und darum konnte ihm niemand schaden. Der schwache Wollüstling, Ludwig der Fünfzehnte, sandte dem Helden ein Trostschreiben, und ertheilte ihm den Marschallsstab, aber das konnte ihn freilich der allgemeinen Verachtung nicht entziehen. Selbst die wizzelnden Pariser spotteten über ihren eigenen Schimpf, sie verfertigten Gassenlieder und schmähende Sinngedichte auf Soubisen, und sprachen ihren feigen Truppen Hohn.

II. Die Schlacht bei Leuthen, den fünften December 1757.

1.

Friedrichs Marsch nach Schlesien. Trübe Aussichten.

Sobald Friedrich die Franzosen und Reichstruppen aus Sachsen verjagt hatte, richtete er seine Blicke auf Schlesien, wo seine Gegenwart dringend nothwendig war, wenn er der österreichischen Uebermacht nicht gänzlich unterliegen sollte. Er trat sogleich nach der Schlacht bei Roßbach einen Marsch von mehr als fünfzig Meilen an, und führte sein kleines Korps Truppen aus dem Treffen mit einer überlegenen Armee in ein neues Treffen mit einer andern, die ihnen noch überlegener war; aus Gefahr in Beschwerden, und aus Beschwerden in neue Gefahr. Am zwölften November 1757 brach er von Leipzig auf, eilte mit Adlersschnelligkeit durch Meißen und durch die Lausitz nach Schlesien, kam am achtundzwanzigsten November bei Parchwitz an, blieb daselbst bis zum dritten December stehen, und vereinigte sich mit dem unter dem Kommando des Generals Ziethen stehenden Rest der Armee des Herzogs von Bevern, der von Breslau zurück kam.

Auf dem Marsche lief eine schlimme Botschaft nach der andern ein. Zuerst erfuhr der König, daß die Festung Schweidnitz, nach einem unberächtlichen Widerstande, sich ergeben hätte, daß die ganze Besatzung von 5841 Mann nebst vier Generalen zu Kriegsgefangenen gemacht, und daß dabei eine große Menge von Bedürfnissen aller Art, Geschütz u. Kriegsgeräthe, nebst einer Kriegskasse von 355,576 Gul-

 den

den an baarem Gelde den Oeſterreichern in die Hände gefallen ſey. Bald darauf wurde ihm gemeldet, daß ſeine Armee unter dem Herzoge von Bevern bei Breslau geſchlagen, und endlich, daß ſogar Breslau erobert, und der Herzog von Bevern ſelbſt gefangen genommen worden ſey. Die Regimenter, welche die Beſatzung der Stadt ausmachten, ſeyen gänzlich aus einander gegangen, und unter den ſchleſiſchen Kavallerie-Regimentern ſey eine ſtarke Deſertion eingeriſſen.

Bei ſo vielen traurigen Nachrichten genoß doch der König auf dieſem Marſche einer kleinen, aber edlen Freude. Die Beſatzung von Schweidnitz war ſehr aufgebracht über eine Kapitulation, welche ſie außer Stand ſetzte, dem Könige und ihrem Vaterlande zu dienen. Als dieſe muthigen Preußen von den Oeſterreichern zur Gefangenſchaft weggeführt wurden, hörten ſie von ungefehr unterwegs von dem Siege, den ihr König bey Roßbach erfochten hatte. Entflammt von dieſer Nachricht fielen ſie einmüthig die Bedeckung, welche ſie führte, und die eben nicht ſehr ſtark war, an, und zerſtreuten ſie gänzlich. Alſo befreiet marſchirten ſie weiter, ungewiß wohin, in Hoffnung, irgendwo ein Korps preußiſcher Truppen anzutreffen. Ihr gutes Glück führte ſie gerades Weges zu der Armee, die der König ſelbſt kommandirte, und die nach Schleſien aufgebrochen war, auch um ihren Entſatz zu bewirken. Groß war die Freude auf beiden Seiten über dieſe unerwartete Zuſammenkunft, da die Gefangenen nichts von dem Marſche ihres Königes gehört hatten, und der König nichts weniger als ihre Befreiung vermuthen konnte. Dieſer kleine Vorfall gab der Armee des Königes nicht nur eine erhebliche Verſtärkung, ſondern auch neuen Muth, und ſchien eine glückliche Vorbedeutung des künftigen Steges.

Die

Die Aussichten Fridrichs waren aber doch in vieler Hinsicht die trübsten. Der Rest der Bevernschen Armee, die unter Ziethen zum Könige gestoßen war, konnte aufs höchste fünfzehen tausend Mann stark seyn. Der König selbst hatte bei seinem Aufbruche nach Schlesien nur dreizehntausend sechshundert Mann nnter seiner eigenen Anführung. Folglich konnte sein ganzes Heer, nach der Vereinigung, höchstens auf acht und zwanzig tausend Mann geschätzt werden. Dieß war allerdings wenig, gegen die ganze neu vereinigte Macht der Oesterreicher, die wenigstens achtzig tausend Mann betrug. Dabei hatten diese die Vortheile des Ueberflusses, der Ruhe, der sichern Stellung und des Selbstvertrauens, welche das Glück einflößt. Die Preußen litten Mangel, wurden durch weite Märsche ermattet, und durch finstere Aussichten geschreckt. Friedrichs Anzug nach Schlesien wurde daher als die letzte ohnmächtige Anstrengung eines Verzweifelnden betrachtet, der unwiderbringlich verloren wäre.

Wirklich stund jetzt das Glück Oesterreichs auf einer Höhe, auf der es noch niemals in einem Feldzuge gegen die Preußen gestanden war. Nie waren die Oesterreicher zu so großen Erwartungen berechtigt gewesen. Sie hatten eine Schlacht gewonnen, hatten zwey Festungen erobert und alle Gegenden von Landshut aus über Schweidnitz bis Breslau in ihrer Gewalt, die ihnen die vortheilhaftesten Stellungen anboten. Der eintretende Winter, die Strenge der beginnenden Kälte, der kleine Ueberrest des preußischen Heers, alles schien nicht nur das Ende des dießjährigen Feldzuges zu verkündigen, sondern auch der Kaiserinn Maria Theresia das Uebergewicht über Friedrich für die Zukunft zu sichern. Die österreichische Generalität beschäftigte sich mit Einrichtung

der

der schlesischen Winterquartiere, und hatte bereits einen Courier mit dem Plan derselben nach Wien gesandt. Am kaiserlichen Hofe betrachtete man Schlesien als ein von neuem errungenes Eigenthum; man fieng bereits an, die Regierung nach österreichischen Grundsätzen einzurichten, man nahm Beamte in Eid und Pflicht, und sandte die gefangenen Preußen, welche gebohrne Schlesier waren, frei in ihre Heimat. Die königlich gesinnten Einwohner verloren den Muth, die geheimen Freunde des Erzhauses erhoben ihr Haupt, und gaben ihre Gesinnungen öffentlich zu erkennen. Keiner that dieß mit mehr Freiheit und Unüberlegtheit, als der Fürst Schafgotsch. Der König hatte ihn zum Bischof von Breslau ernannt, mit dem schwarzen Adlerorden geschmückt, oft zur Tafel gezogen, und mit Wohlthaten mancherlei Art überhäuft. Dieß alles vergaß der Undankbare und Unbesonnene so sehr, daß er den Adlerorden mit Füßen trat, und den König mit den gemeinsten Schimpfreden herabzuwürdigen trachtete. Dieser empörende Auftritt erbitterte selbst die kaiserlichen Generale, und laut bezeugten sie dem fanatischen Priester ihre Verachtung. Wien und Rom mißbilligten seine verworfene Aufführung, und mit allgemeinem Abscheu bedeckt verlebte er in der Folge traurige Tage als Verbannter in Böhmen. Sein Betragen entstand aus der Voraussetzung, daß Friedrichs Untergang so viel als gewiß sey. Dazu war freilich viel Wahrscheinlichkeit vorhanden, und in der kaiserlichen Armee war man allgemein der Meinung, nichts würde leichter seyn, als mit den Preußen fertig zu werden, wenn es sich der König beigehen ließe, etwas gegen die österreichische Kolossenmacht vorzunehmen. Wie die Franzosen geglaubt hatten, sie erweisen dem Marquis von Brandenburg eine Ehre,

wenn

wenn sie sich in eine Art von Krieg mit ihm einlassen, so sprachen die Oesterreicher spöttisch von der — Potsdamer Wachtparade.

2.

Friedrichs Rede an seine Generale. Wirkung derselben.

Daß kleine Seelen oft unter der Last des Unglücks erliegen, darf nicht befremden. Edle, kraftvolle Gemüther erheben sich über die Schläge des Schicksals; Widerwärtigkeiten sind für sie ein stärkendes Mittel, das den Nerven der Seele Ton und Schnellkraft giebt. Weder die Nachrichten von dem Verlust von Schweidnitz und Breslau, noch die furchtbare Ueberlegenheit der Feinde schlugen Friedrichs Heldenmuth nieder; vielmehr brannte er vor Begierde, die Niederlage des Prinzen von Bevern zu rächen, und den Oesterreichern sobald als möglich ein entscheidendes Treffen zu liefern. Er war von seinem Roßbacher Siege keineswegs so aufgeblasen, daß er das Mißliche seiner Lage nicht tief gefühlt haben sollte. Aber hier hatte er keine Wahl. Wollte er Schlesien nicht auf immer verloren geben, so mußte er noch in diesem Feldzuge die Oesterreicher daraus vertreiben. Darum war er entschlossen, sie anzugreifen auf Leben und Tod, und stünden sie in den höchsten Gebürgen verschanzt. Aber welch ein Vorsatz war das! und was konnte er von den so oft geschlagenen Bevernschen Truppen erwarten? Doch eine große Seele weiß ihren Enthusiasmus auch in die abgespanntesten Gemüther zu ergießen.

Friedrich berief alle Generale und Kommandeurs zu sich in sein Quartier, und eröffnete ihnen seine Plane mit einer Ueberredungskraft, womit einst römi-

römische Heerführer die verlöschenden Funken des Muths, der Vaterlandsliebe, der Todesverachtung bei ihren Kriegsgefährten zur alles ergreifenden Flamme angefacht hatten.

„Meine Herren, sprach der König, ich habe Sie hieher kommen lassen, um Ihnen erstlich für die treuen Dienste zu danken, die Sie zeither mir und dem Vaterlande geleistet haben. Ich erkenne sie mit dem gerührtesten Gefühl. Es ist beinahe keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große und ehrebringende Handlung ausgezeichnet hätte. Mich auf Ihren Muth und Ihre Erfahrung verlassend, habe ich den Plan zu einer Schlacht entworfen, die ich liefern werde, und liefern muß. Ich werde gegen alle Regeln der Kunst einen beinahe dreimal stärkern, auf Anhöhen verschanzt stehenden Feind angreifen. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres Postens; alles das, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich auch handeln. Ist einer oder der andere unter Ihnen, der nicht so denkt, der fodre hier auf der Stelle seinen Abschied. Ich werde ihm denselben ohne den geringsten Vorwurf geben.“

Hier folgte eine Pause von Seiten des Redners, und eine heilige Stille von Seiten der Zuhörer, die nur durch einige mit Mühe zurückgehaltene, der Ehrfurcht und der heiligsten Vaterlandsliebe geweinte Thränen unterbrochen wurde. Darauf erhob der königliche Sprecher seine Stimme wieder, und fuhr mit freundlich lächelndem Gesichte fort:

„Ich

„Ich habe vermuthet, daß mich keiner von Ihnen verlassen würde; ich rechne also nun ganz auf Ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollt' ich bleiben, und Sie nicht für das, was Sie thun werden, belohnen können, so wird es das Vaterland thun. Gehen sie nun in's Lager, und sagen Sie das, was ich Ihnen hier gesagt habe, Ihren Regimentern, und versichern Sie ihnen dabei, ich würde ein jedes genau bemerken. Das Kavallerie-Regiment, was nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich à Corps perdu in den Feind hineinstürzt, laß ich gleich nach der Schlacht absitzen, und mache es zu einem Garnison-Regimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder. Ich werde heute selbst noch in's Lager kommen, und mit den Leuten sprechen."

Hat je eine Rede Wunder gethan, so war es diese. Auf allen Gesichtern war die Entschlossenheit der Helden mit glänzenden Zügen zu lesen. Alle Augenzeugen versichern, daß der Ton dieses Königs, wenn er aus dem Herzen kam, selbst denen unwiderstehlich gewesen sey, die mit ihm unzufrieden zu seyn gegründete Ursache gehabt hätten.

Gegen Abend ritt der König ins Lager, und stieß zuerst auf die Garde du Corps. Sie boten ihm, wie sie das im Felde gewont waren, einen freundlichen guten Abend, welchen der König freudig erwiederte. Einige der alten Krieger drängten sich heran, und riefen ihm in ihrem treuherzigen Tone zu: „Was bringst du uns noch so spät?" — „Eine gute Nachricht, Kinder, ihr sollt bald die Oesterreicher

cher brav zusammenhauen." Mit einem derben Soldatenschwur versicherten sie einmüthig: das wollten sie gewiß thun. „Ja, aber seht einmal, fieng der König von neuem an, wo sie dort stehen, wie sie verschanzt sind." — „Und wenn sie den Teufel vor und um sich hätten, wir schmeißen sie doch hinaus, führ' Du uns nur hin, war die naive Antwort." — „Nun, ich werde sehen, was ihr könnt; legt euch nieder und schlaft wohl." — „Gute Nacht Fritz!" rief ihm alles nach, und so ritt der König an der ganzen Fronte hinunter, und unterhielt sich mit jedem Regimente. Dem Regimente Mannteufel sagte er: „Nun Kinder, wie wird's Morgen aussehen, wenn wir uns schlagen? Der Feind ist beinah noch einmal so stark als wir." „Das laß Du nur seyn, gab ihm das, man konnte wohl sagen, aus unüberwindlichen Helden bestehende Regiment zur Antwort: es sind doch keine Pommern dabei! Du weißt ja wohl, was die können." — „Ja freilich weiß ich das, sonst könnt' ich auch die Schlacht jetzt nicht liefern wollen. Nun lebt wohl! Bald haben wir also den Feind geschlagen, oder wir sind alle todt." — „Ja, wiederholte das ganze Regiment, todt oder die Feinde geschlagen."

Durch solche Mittel wußte Friedrich den Soldaten einen wahren Heldensinn einzuflößen. Die Generale und Kommandeurs zog er an seine Tafel, und gebrauchte selbst den Wein als Hülfsmittel, die niedergeschlagenen Gemüther durch neue Hoffnungen zu heben. Unter die gemeinen Soldaten ließ er reichlichere Nahrung austheilen, und versäumte nichts, um ihnen wieder Zutrauen auf ihre Kräfte einzuflößen. Die Sieger bei Roßbach überzeugten jetzt ihre Kameraden von der Möglichkeit, auch Sieger der Oesterreicher werden zu können, die ohnedem schon

so

so oft von ihnen bezwungen worden wären. Die Gesichter heiterten sich immer mehr auf, eine entschlossene, frohe Stimmung verbreitete sich durch die ganze Armee, alle brannten vor Begierde, den bei Breslau erlittenen Schimpf abzuwischen und auf den Feind zu werfen. Verschwunden waren jetzt alle Vorstellungen von Gefahr, und ein gewisses inneres Gefühl, das den Sieg versprach, trat an ihre Stelle. Selbst der Zustand, in welchem sich damals die preußische Armee befand, konnte dem Könige dafür bürgen, daß er den Feind schlagen würde, wo er ihn anträfe. Zwar war ihre Anzahl klein; aber sie bestand, bis auf einige wenige, aus lauter Landeskindern, denn die Ausländer waren größtentheils desertirt, und was davon noch übrig war, hatte den Charakter der Nation angenommen. Eine vorzügliche Liebe zu ihrem Könige und zu ihrem Vaterlande belebte die Gemüther aller, die für Friedrich fochten. Wenn in dieser Hinsicht jrgend ein neueres Volk den Spartanern und Römern ähnlich gewesen ist, so waren es gewiß die damaligen Preußen. Bei dieser Denkungsart schien es, daß unter der Anführung ihres Königs der Sieg allemal vor ihnen hergehen müsse.

3.

Uebermuth der Oesterreicher. Stolze Verachtung ihrer Feinde.

Während daß sich Friedrich und seine Krieger in dieser Stimmung befanden, schmeichelte sich der Prinz Karl von Lothringen, der Oberbefehlshaber der österreichischen Armee, mit der Hoffnung, durch die Vernichtung des preußischen Heeres Schlesien wieder mit Oesterreich zu vereinigen. Er versam-

melte

melte seinen Kriegsrath, um über die zu nehmenden Maaßregeln zu berathschlagen. Die einsichtsvollesten und erfahrensten unter den anwesenden Generalen waren der Meinung, daß, zur Behauptung der vielen erlangten Vortheile, ein behutsames Verfahren jetzt zweckmäßiger und nöthiger sey als jemals, und daß man die Bewegungen des Königs im dermaligen, höchst vortheilhaften und festen Lager abwarten müsse. Durch einen glücklichen Angriff sey nicht viel zu gewinnen, durch einen unglücklichen aber könnte alles verloren werden. Ueberhaupt sey gar keine Ursache zur Lieferung einer Schlacht vorhanden, sondern man brauchte nur die bereits errungenen Vortheile mit Klugheit zu behaupten.

So verständig und angemessen dieser Rath war, so fand er doch wenig Beifall. Der Stolz, die Schmeicheley und die Unerfahrenheit der andern Generale ließen ganz andere Gesinnungen laut werden. Es sey, rief man hochmüthig aus, unter der Würde der Kaiserarmee, träge stehen zu bleiben; ein Unfall könne unter den gegenwärtigen Umständen gar nicht als möglich gedacht werden; nur noch der eine Schlag auf Friedrich, und der ganze Krieg wäre geendigt; welche Ehre für den Prinzen Karl, den Bruder des Kaisers, durch eine solche That seinen Ruhm bis auf den steilsten Gipfel zu erhöhen. So sprach besonders der General der Kavallerie, Graf Lucchesi, ein Günstling des Prinzen, und seine Meinung behielt die Oberhand, da sie die meisten Stimmen für sich hatte. Es wurde also beschlossen, das vortheilhafte Lager bei Breslau zu verlassen, und dem König entgegen zu rücken. Lucchesi war darüber entzückt, und sagte: es habe ihm, wegen des starken Widerspruchs, mehr Mühe und Arbeit gekostet, diesen Entschluß zu bewirken, als es kosten würde,

würde, den König von Preußen zu schlagen, wenn er es ja noch wagen sollte, mit einer Hand voll Leute sein Wohl und Wehe aufs Spiel zu setzen.

Die Oesterreicher konnten nichts Angenehmeres für Friedrich und nichts Schädlicheres für sich selbst thun, als daß sie ihre Verschanzungen räumten. Sie passirten am vierten December das Schweidnitzer Wasser, und richteten ihren Marsch eben so sorglos und stolz sicher ein, als die Berathschlagung gewesen war. Man schickte die Feldbäckerey nicht wie gewöhnlich hinter die Armee, sondern legte sie vorwärts nach der Stadt Neumarkt, gerade als ob man die Absicht hätte, sie den Preußen muthwillig zu überliefern. Friedrich traute bei seiner Ankunft vor Neumarkt seinen Augen kaum, als er diese Vernachläßigung der gemeinsten Kriegsregel gewahr wurde. Da seine Infanterie noch nicht angekommen war, so ließ er, um keine Zeit zu verlieren, die Dragoner und Husaren absitzen, und die Stadt bestürmen. Einige Schwadronen sprengten das Stadtthor; ein Regiment, welches ihnen zu Pferde folgte, drang in vollem Galopp hinein, und ein anderes kam durch die Vorstädte bis an das Thor. Dieß gelang so gut, daß zweihundert Croaten getödtet, sechshundert derselben gefangen wurden, und den Siegern die ganze Feldbeckerey in die Hände fiel. Dadurch verloren die Oesterreicher den Vortheil, sich der Anhöhe bei Neumarkt zu bemächtigen, und sich dem Könige gegen über zu lagern.

Das Hauptquartier der Preußen kam noch an diesem Tage nach Neumarkt. Die schwere Artillerie gieng durch die Stadt. Ein Theil der Armee kantonirte in der Gegend, der andere stand im Lager. Am Abend bekam der König die zuverläßige Nachricht, daß der Prinz Karl mit der österreichischen Armee nicht ferne wäre.

Am

Am folgenden Morgen, den fünften December früh um vier Uhr, brachen die Preußen noch in der Dunkelheit auf, um dem Feinde näher zu kommen. Im Vorrücken wurde der Armee bekannt gemacht, daß die Oesterreicher auf einer nahen Ebene stünden, und daß es vermuthlich noch an diesem Tage zu einer Schlacht kommen würde. Diese Nachricht verursachte eine allgemeine Freude, und man konnte es den Braven und entschlossenen Truppen in den Augen lesen, daß sie mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, da sie mit dem Feinde handgemein werden könnten. Die Preußen hatten dabei den Vortheil, daß die Oesterreicher, des feuchten und trüben Wetters wegen, ihren Marsch nicht gewahr wurden; daher wurde auch das Korps des sächsischen Generals Nostiz, das auf den Anhöhen disseits Borna seine Stellung hatte, uud aus fünf Regimentern zu Pferde bestand, von den preußischen Husaren und Dragonern so überrumpelt, daß eilf Officiere und 540 Gemeine gefangen genommen, die übrigen aber bis an die feindliche Armee gejagt wurden. Indessen setzten die preußischen Kolonnen ihren Marsch in der schönsten Ordnung fort. Die Züge beobachteten ihre erforderliche Entfernung, und die ganze Bewegung geschah so regelmäßig, als wenn die Truppen bei einer Musterung aufmarschirten.

Nachdem der Marsch einige Stunden gedauert hatte, erblickten die Preußen ihre Feinde in der Gegend des Dorfes Leuthen, und nun entwarf Friedrich sogleich den Plan zu einer Schlacht, die sein Schicksal entscheiden sollte. Kenner versichern, daß dieser Plan ein Meisterstück taktischer Kunst gewesen sey, die Schlacht selbst aber gehört zu den größten des achtzehenten Jahrhunderts: sie hat in der Kriegsgeschichte der Preußen Epoche gemacht, und mehr

als

als jrgend eine andere den Namen Friedrichs verherrlichet.

4.

Sieg der Preußen bei Leuthen.

Die Preußen hätten den Kampfplatz nicht vortheilhafter wünschen können, als ihn die Oesterreicher wählten. Diese formirten nemlich, unter dem Befehle des Herzogs Karl von Lothringen und des Feldmarschalls Daun, auf einer großen Ebene, eine ungeheure Schlachtlinie, die mehr als eine deutsche Meile einnahm. Im Mittelpunkte hatten sie das Dorf Leuthen, wovon die Schlacht den Namen führt. Aber eben weil die österreichische Linie über alles Verhältniß ausgedehnt war, konnte der König erwarten, daß dieser Koloß leicht umstürzen würde, wenn es ihm gelang, ihn auf seinen Flanken zu untergraben. Indessen bot das Unternehmen nicht gemeine Schwierigkeiten dar, und nur einem Friedrich und seiner Heldenschaar war es möglich, sie zu besiegen. Alles war bei beiden Heeren verschieden. Die Preußen waren kaum dreissig tausend, die Oesterreicher hingegen fast neunzig tausend Mann stark. Die letztern voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr kolossalisches Bündniß, und auf den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; die erstern aber voll Zuversicht auf ihre taktischen Künste, und auf ihren großen Anführer. Bei der einen Armee, durch die Magazine in Breßlau und die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterstützt, herrschte Ueberfluß; bei der andern war Mangel an vielen Bedürfnissen. Die eine hatte lange Ruhe genossen, die andere hingegen war von angestrengten Märschen in der rauhen Witterung abgemattet. Kein Wunder daher,

daß

daß die Oesterreicher erstaunten, als sie die kleine preußische Armee vor sich erblickten; sie spöttelten darüber, und eben um dieser Geringschätzung wegen hatten sie zum erstenmale eine freie Ebene zum Schlachtfelde genommen, da sie sonst stets auf hohen Felsen und Bergen lagerten.

Friedrich kannte die Gegend genau, in der er jetzt den Kampf auf Leben und Tod beginnen wollte, dann er hatte daselbst oft in Friedenszeiten seine Truppen geübt. Er ordnete seinen Angriffsplan so weise, daß derselbe, sobald er gehörig befolgt und pünktlich ausgeführt wurde, den siegreichsten Ausgang gewähren mußte. Und beides war jetzt der Fall. Die meisterhaften Entwürfe wurden entschlossen und doch vorsichtig vollzogen. Keine übereilte Hitze rieß einen General zur Unzeit hin, sondern mit Ueberlegung richtete jeder seinen Muth auf den vorgezeichneten Punkt, und so reiheten sich in bewundernswürdiger Eintracht Thaten an Thaten. Der König hatte die schräge Stellung gewählt, die, nach dem Urtheile der größten Feldherren, der erste Schlüssel zum Siege seyn soll. Die Hauptabsicht dabei ist, dem anzugreifenden feindlichen Flügel mit größerer Ueberlegenheit zu begegnen, ihn zu überflügeln und in die Flanke und den Rücken zu nehmen. Da nun aber der Feind seinen Angriffspunkt auch verstärken kann, so ist nichts wesentlicher, als seine Vorkehrungen so zu treffen, daß er in Ansehung des Wahren so lange in Ungewißheit erhalten werde, bis derselbe festgesetzt ist.

Die Hauptabsicht des Königs war auf den linken Flügel der Feinde gerichtet; er machte aber eine Menge Bewegungen gegen den rechten Flügel, um sie irre zu führen. Ein Theil von seiner Linie machte ein besonderes Manöver; sie theilte sich nemlich

in

in viele kleinere Haufen, die dicht auf einander folgten. Ein so gestellter Soldatenkörper nimmt verhältnismäßig nur einen sehr geringen Raum ein, und er erscheint in der Ferne, wegen der durch einander gemischten Uniformen und Fahnen als ein höchst unordentlich auf einander gehäufter Menschenklumpen. Allein auf Friedrichs Befehl entwickelte sich dieser lebendige Knäuel in der größten Ordnung und Geschwindigkeit. So grief Friedrich den linken Flügel der Oesterreicher an, und zwar zu eben der Zeit, da die mit den preußischen Evolutionen unbekannten österreichischen Generale die Bewegungen der Preußen für einen Rückzug ansahen, und Daun zum Prinzen Karl sagte: „sie marschiren fort; wir wollen sie abziehen lassen.“ Mehrere preußische Regimenter dachten sich den Sieg so ganz gewiß, daß sie ihr kleines Feldgeräthe, ihre Brodsäcke, ja selbst die mit ihren Habseligkeiten angefüllten Torniſter, hinter die Fronte in Haufen zusammen legten, um sich, wie sie sagten, auf einige Stunden von einer unnützen Last zu befreien.

Die Täuschung der Oesterreicher verschwand nun bald, und sie sahen jetzt mit Schrecken die kunstvolle Annäherung der Preußen, die ihre beiden Flügel bedrohte. Lucchesi, der auf dem rechten Flügel die Reuterey kommandirte, verlor, seiner Pralereyen im Kriegsrath ungeachtet, den Muth, und verlangte, weil er den Hauptangriff erwartete, einmal über das andere höchst dringend Unterstützung. Eine gleiche Bitte, und mit mehrerem Grunde, that der General Nadasti, der auf dem linken Flügel stund, und mit seinem richtigen Scharfblicke Friedrichs wahre Absichten durchschaute. Mit jedem Augenblicke stieg die Gefahr, so wie die Gewißheit, daß die Preußen ihn mit aller Stärke anfallen würden. Er schickte

Officier auf Officier, um Hilfe zu fodern. Der Prinz Karl und der Feldmarschall Daun wurden durch diese widersprechenden Berichte zweier vielgeltender Generale ganz irre und verlegen; sie wußten nicht was sie glauben, noch viel weniger, was sie thun sollten. Endlich behielt Lucchesi's Begehren die Oberhand, da er sich im Fall einer Niederlage von aller Verantwortlichkeit lossagte. Daun selbst führte ihm die Reservetrüppen zu, und ein großer Theil der Kavallerie des linken Flügels mußte über eine halbe Meile im vollen Trabe nach dem rechten marschiren. An Nadasti dachte man nicht eher, als bis es zu spat war, ungeachtet er mehr als zehen Officiere an den Prinzen Karl abschickte, um ihm die augenscheinliche Gefahr anzuzeigen.

Der tapfere General Ziethen ebnete nun die Bahn zum Siege der Preußen. Er schlug das Nadastische Korps, welches den linken kaiserlichen Flügel, das Hauptziel des preußischen Angriffs deckte. Einige unter ihm stehende Infanterie-Regimenter, geführt vom General Wedel, warfen das Nadastische Fußvolk, vornemlich die Würtemberger und Baiern, nahmen ihnen die Batterie, und brachten sie völlig zum Weichen. Darauf wurden letztere von der Ziethenschen Reuterey, welche durch die feindliche brach, verfolgt, umringt und abgeschnitten. Die Niederlage dieses Nadastischen Korps war so groß, daß allein die Ziethenschen Husaren zwei tausend Gefangene machten, und daß ein Kornet mit zehen Husaren den Ueberrest eines ganzen Regiments in Empfang nahm, und zum Könige führte, wofür er den Verdienstorden und das Rittmeister-Patent erhielt.

Nachdem Nadasti aus dem Felde geschlagen war, so konnte der linke Flügel von den Preußen mit Nachdruck angegriffen werden. Dieß geschah auch

auch von der Flanke her mit solcher Geschicklichkeit und Wuth, daß die ganze feindliche Linie von oben an bis unten gleichsam aufgerollt wurde. Vergebens rückten frische Regimenter an, die Preußen ließen sie nicht zum Aufmarschiren kommen; ein Regiment fiel auf das andere, und vermehrte die Verwirrung. Die kaiserliche Kürassiere stellten sich zwar in Schlachtordnung; eine preußische Fußbatterie brachte sie aber bald aus einander, und die einhauende preußische Kavallerie schlug sie gänzlich aus dem Felde. Das Gedränge unter den kaiserlichen Truppen war so groß, daß viele Tausend derselben gar nicht zum Schusse kommen konnten.

Die Generale der österreichischen Armee suchten indessen denjenigen Theil ihrer Truppen, der noch nicht zum Schlagen gekommen war, bei dem Dorfe Leuthen zum Treffen zu bringen, und ließen auf die Höhen hinter diesem außerdem sehr stark besetzten Dorfe so viele Artillerie auffahren, als sie nur zusammen bringen konnten. Sie schienen eben so entschlossen, den Posten zu behaupten, als die Preußen, sie herauszuschlagen. Zwei preußische Grenadierbataillone und noch ein anderes trafen gerade auf das Dorf. Hier entstand das fürchterlichste, mörderischeste Infanteriegefecht, das man sich nur denken kann. Die Oesterreicher bewiesen die höchste Anstrengung. Von den Preußen rückte ein Bataillon nach dem andern heran. Endlich drang doch die Garde mit unwiderstehlicher Tapferkeit ein, und zwang die Oesterreicher, das Dorf zu verlassen, nachdem sie sich über eine halbe Stunde darinn gehalten hatten. Dennoch wollten sie das Schlachtfeld nicht räumen. Sie wehrten sich hinter dem Dorfe noch einige Zeit. Aber es war doch alles schon in der größten Verwirrung, und die Mannschaft stand an einigen Stel-

 len

len wohl hundert Mann hoch. Daher konnte die preußische Artillerie ihr Feuer mit der besten Wirkung anbringen, und die Kavallerie der Preußen, die auf allen Seiten einhieb, machte immer Gefangene zu Tausenden. Ein Dragoner-Regiment von Baireuth nahm auf einmal zwey ganze Infanterie-Regimenter mit allen Officieren, mit Fahnen und Kanonen gefangen.

Dem rechten Flügel der Oesterreicher gieng es nicht besser. Allenthalben kamen ihnen die Preußen in die Flanke. Dennoch versuchten die österreichischen Generale, besonders Lucchesi, noch einmal Stand zu halten, und dem Sieger das Schlachtfeld streitig zu machen. Aber bei dem beständigen Vorrücken der preußischen Armee wurden sie überflügelt. Da auch zuletzt ihre Infanterie ohne Kavallerie war, hieb die preußische in sie ein und machte eine Menge Gefangene. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als die Flucht zu ergreifen. Nur der einbrechenden Nacht und den guten Anstalten des Generals Nadasti, der den Rückzug des linken Flügels deckte, und den Feind abhielt, sich der Brücken über das Schweidnitzer Wasser zu bemächtigen, hatten es die Oesterreicher zu danken, daß nicht ihr ganzes Heer in dieser Schlacht aufgerieben wurde.

5.

Außerordentliche Resultate der Schlacht bei Leuthen.

In einem glänzendern Lichte hatte sich die Tapferkeit der preußischen Krieger und das Genie ihres Anführers noch nie gezeigt, als in dieser Schlacht. In fünf Stunden war das Waffenglück der Oesterreicher von fünf Monaten zertrümmert, und

eine

eine mit Riesenkraft drohende Armee völlig zersprengt. Die Zahl aller, die auf dem Schlachtfelde in preußische Gewalt geriethen, betrug die außerordentliche Summe von ein und zwanzig tausend fünfhundert Gemeinen und dreihundert und sieben Officiers. Dabei wurden neun und fünfzig Fahnen und hundert und vier und dreissig Kanonen erbeutet. Getödtet oder verwundet waren sechstausend fünfhundert Mann, und über sechs tausend Deserteurs giengen nach der Schlacht freiwillig zu den Siegern über. Unter den Todten befand sich auch der Graf Lucchesi, und unter den Gefangenen waren Generals, Obersten und andere angesehene Befehlshaber. Der feindliche Verlust bestand also in vier und dreißig tausend Köpfen, in einer Menge, welche die siegende preußische Armee bei weitem überstieg. Zugleich fiel ihr das sämmtliche Gepäck der österreichischen Armee in die Hände, wodurch sehr viele Officiere in Armuth, und das kaiserliche Aerar in einen Verlust von Millionen versetzt wurde. Alle diese Vortheile hatten die Preußen mit dem verhältnißmäßig geringen Verlust von zwei tausend sechshundert und sechzig Todten und Verwundeten erkauft. Die Schlacht hatte um ein Uhr Nachmittags angefangen; schon um drei Uhr floh der Prinz Karl durch Lissa, und um sechs Uhr war der vollständigste Sieg von den Preußen erfochten. Das ermüdete Heer blieb auf dem Schlachtfelde stehen. Hier sanken viele der braven Kriegsmänner, vom Hunger, Frost und Mattigkeit, überwältiget, auf den feuchten Boden hin. Rings umher stöhnten Verwundete; bei jedem Schritte stieß man auf Todte. Die Dunkelheit der Nacht machte die große Scene noch schauerlicher. Auf einmal fieng ein Soldat an, laut und langsam zu singen: „Nun danket alle Gott!“ Von sympathetischen Gefühlen dahingeris-

sen, fiel die Feldmusik mit den Instrumenten ein, und in einer Minute sang das ganze Heer das kräftige Lied mit. Die ganze Geschichte hat keine zweite kriegerische Scene von dieser Erhabenheit aufzuweisen. Feierlicher und erhebender konnte auch nicht leicht eine Hymne in den Kirchen abgesungen worden seyn, als dieses religiöse Danklied, welches auf dem Schlachtfelde, in der Dunkelheit der Nacht aus freiem Herzenserguß von mehr als zwanzig tausend Kriegern ertönte.

Friedrich benutzte seinen Sieg als ein kluger und erfahrner General. Er wünschte das nahe Städtchen Lissa, und die dabei befindliche Brücke über das Schweidnitzer Wasser noch diesen Abend besetzen zu können, damit nicht die Feinde die Brücke abbrächen, jenseits eine neue Stellung nähmen, und für den folgenden Tag eine neue Schlacht nöthig machten. Denn ungeachtet des fürchterlichen Verlustes, den sie erfahren hatten, waren sie, im Fall ihre zersprengten Flüchtlinge zusammen stießen, den Siegern an Zahl weit überlegen. Der König wollte indessen seinen ermatteten Truppen keine neue Anstrengungen zumuthen. Er ritt also, von einigen Artilleristen, dem General Ziethen und wenigen Husaren begleitet, selber beim Schein einer Laterne nach Lissa. Einige Hundert Schritte vor diesem Orte fielen mehrere Schüsse; hierdurch wurde der König bewogen, durch einen Adjutanten zwey Grenadierbataillone holen zu lassen, und er machte so lange Halt, bis sie kamen. Nun rückte er, es war Abends acht Uhr, in die offene Stadt, wo aus Thüren und Fenstern von den Oesterreichern ein starkes Feuer gemacht wurde. Die Häuser waren noch mit ihnen angefüllt, und als die Grenadiere einrückten, wurde mit Gewalt auf sie gefeuert. Die Grenadiere besannen

sich aber nicht lange, sondern drangen in die Häuser ein, und machten alles nieder, was sich zur Wehr setzte.

Ohne den Ausgang des Gefechtes abzuwarten, ritt Friedrich mit seinen Begleitern weiter. Er bog links ein über die Zugbrücke, die nach dem Schlosse führt, und sagte zu seinen Begleitern: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid.“ Das Schloß war mit feindlichen Generalen und Officieren angefüllt. Eben da Friedrich vor dem Schlosse ankam, stürzten verschiedene österreichische Officiere, von dem Schießen aufgeschreckt, mit Lichtern in der Hand, die Treppe herab, um zu ihren Pferden zu eilen. Da der König nur wenige Personen bei sich hatte, so war er in der augenscheinlichsten Gefahr, unmittelbar nach dem glorreichsten Siege, gefangen oder erschossen zu werden. Allein mit der ruhigsten Miene von der Welt gieng er durch sie hindurch und sagte: „Bon soir, Messieurs! Sie hatten mich hier wohl nicht vermuthet? Kann man denn auch mit unterkommen?“ Ein ehrfurchtsvolles Ah! war alles, was sie erwiedern konnten. Sie leuchteten dem Könige die Treppen hinauf, und wiesen ihm das beste Zimmer an. Friedrich unterhielt sie mit vieler Artigkeit, sie zerstreueten sich aber bald in die übrigen Zimmer des weitläuftigen Schlosses, und suchten bald möglichst aus Lissa hinwegzukommen, da immer mehrere preußische Adjutanten anlangten, und dem Könige meldeten, daß die ganze Armee auf dem Marsche nach Lissa begriffen wäre, welches zwar aus Mißverstand der königlichen Befehle geschah, dem König aber höchst angenehm war.

Als die Generale und Stabsofficiere nach und nach angekommen waren, trat Friedrich mit einer vergnügten Miene in das Zimmer, wo die Parole aus-

ausgegeben werden sollte. Sie näherten sich ihm, um ihm zu dem erfochtenen Siege Glück zu wünschen. „Nach einer so gethanen Arbeit ist gut ruhen!" war seine erste Antwort. Hierauf dankte er ihnen in den gnädigsten Ausdrücken für die neuen Beweise ihres Muths und ihres Eifers, die den Ruhm sowohl ihres Namens als der Nation auf die spateste Nachwelt bringen würden, befahl auch, der ganzen Armee bekannt zu machen, wie sehr er mit ihrem vorzüglich tapfern Betragen zufrieden sey.

Am Tage nach der Schlacht gieng die preußische Armee über das Schweidnitzer Wasser, um den Sieg weiter zu verfolgen, und neue Lorbeeren zu sammeln. Der Prinz Karl, der seiner großen Armee ungeachtet die Schlacht verloren hatte, begieng die unverzeihlichsten Fehler, und verursachte seiner Schwägerinn, der Kaiserinn Maria Theresia, den empfindlichsten Schaden. Er floh, ohne seine muthlosen Truppen wieder zu Athem kommen zu lassen, in einem Zuge nach Breslau, und statt hier in den Verschanzungen eine feste Stellung zu nehmen, zog er sich schon des andern Tages am Mittage in flüchtiger Eile weiter nach Borau und Schweidnitz. Der König schickte ihm die Generale Ziethen und Fouquet mit Fußvolk und Reuterey nach;*) und trotz seiner

*) Einige noch vorhandene eigenhändige Postscripte des Königs an Ziethen zeigen, wie eifrig er dieses Werk betrieb, z. B. vom 9. December: „Ein Tag Fatigue in diesen Umständen, mein lieber Ziethen, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nur immer dem Feinde in die Hosen gesessen." Vom 10. Dec. nach einer langen vom Secretair geschriebenen Instruction: „Hierauf kommt wahrhaftig die Wohlfarth des ganzen Landes an." Vom 12. Dec. „Mein lieber Ziethen, nur immer dicht an den Feind, und will

stärkern Menge ließ sich Prinz Karl von diesen durch Päße und Gebirge nach Böhmen hineinjagen, wo er ohne Gepäck, ohne Kanonen, ohne Fahnen mit nicht mehr als siebenzehn tausend Mann in dem traurigsten Zustande am zwei und zwanzigsten December ankam. Dieß war der ganze Ueberrest einer Armee, die noch vor wenigen Wochen, wohlgerüstet und durch Siege ermuntert, mit ihrer Ueberzahl das kleine Häuflein der Preußen zu verschlingen, und Friedrichen in den Staub zu drücken fähig schien. Ziethen und Fouquet brachten noch eine Menge Gefangene, Ausreißer, Geschütz und Wagen allerlei Art mit. Die österreichische Armee mußte daher gleichsam von neuem errichtet, von neuem zum Krieg gebildet, und wegen des ungeheuren Verlusts an Gepäcke und Kriegsgeräthe von neuem ausgerüstet werden. Daß die unermeßlichen Kosten, die dieß alles verursachte, dem Wiener Hofe sehr beschwerlich fielen, läßt sich denken.

Aller Strenge der Jahrszeit ungeachtet, unternahm der König sogleich die Belagerung von Breslau. So wenig dieser Ort unter die starken Festungen zu zählen war, so hatte er doch durch die zahlreiche

---

will er sich bei Bogendorf setzen, so muß man Wernern, mit zwey Bataillonen ins Gebirge schicken, denn die Armee muß nach Trautenau, und ist kein Rath mehr für ihn in Schlesien zu bleiben, und bei dem Rückmarsch durchs Gebirge muß er Kanonen und Bagage verlieren, auch viele Desertion haben. Er kann ihn dann gleich verfolgen und wo möglich den Posten occupiren, dann ist Schweidnitz und Lignitz abgeschnitten. Adieu." Vom 17. Dec. zur Antwort auf einen Rapport von Ziethen: „Das ist ganz gut. In Freiburg steht Bukow, den muß man wegjagen. In Hirschberg steht ein Ungar, der muß auch fort; und etwas Kavallerie muß um Schweidnitz bleiben, um die Garnison in Respect zu halten."

reiche Besatzung, durch den reichen Vorrath an Proviant und Kriegsbedürfnissen eine Haltbarkeit bekommen, die um so viel größer war, da die Belagerer auf die Erhaltung der Stadt bedacht seyn mußten, die Belagerten aber ihre Zerstörung gleichgültiger ansehen konnten. Die Oesterreicher waren anfangs willens, sich aufs äußerste zu vertheidigen, denn es wurden so gar Galgen für diejenigen errichtet, die von Uebergabe sprechen würden; allein dieser überspannte Muth verlor sich nach wenigen Tagen. Bald bemächtigten sich die Preußen einiger Vorstädte, und vertrieben die Panduren aus denselben; allenthalben wurden Batterien errichtet, und die Festungswerke stark beschossen. Die Oesterreicher vertheidigten sich anfänglich mit vieler Tapferkeit, und machten ein gewaltiges Feuer, welches einen Theil der Ohlauer Vorstadt in Brand steckte. Als aber durch eine preußische Bombe ein Pulvermagazin in die Luft flog, und einen großen Theil der Courtine in den Graben warf, die Belagerer auch mit den Laufgräben immer näher kamen, ihr Feuer unaufhörlich wüthete, alle Ausfälle der Oesterreicher abgeschlagen wurden, und die Preußen mit einem Sturme droheten, da entfiel jenen der Muth, und der Kommandant verlangte zu kapituliren. Am neunzehenten December hörten daher alle Feindseligkeiten auf, und die Kapitulation kam zu Stande. Die ganze Besatzung von 13 Generalen, 700 Officieren und 17000 Mann mußte das Gewehr strecken. Die Preußen erbeuteten hier ein ansenliches Magazin, und außer der zur Festung gehörigen Artillerie noch 81 in die Stadt gebrachte österreichische Kanonen und Mörser, eine Menge Proviantwagen, und eine Kriegskasse von 144,000 Gulden.

Die letzte Unternehmung der Preußen in diesem Feld-

Feldzuge war die Wiedereroberung von Liegnitz, das die Oesterreicher befestiget hatten. Eine förmliche Belagerung machte die damalige strenge Kälte fast unmöglich, zumal da die preußischen Truppen Ruhe und Erholung sehr nöthig hatten. Die Stadt wurde daher nur blockirt. Da die Unmöglichkeit, sich in die Länge zu behaupten, in die Augen leuchtete, so kapitulirte der Kommandant. Die Besatzung von 3500 Mann erhielt einen freien Abzug, aber ihr großes Proviantmagazin, eine Anzahl von Kanonen und eine Menge von Munition mußten sie den Preußen überlassen, die sogleich die aufgeführten Werke demolirten, und dadurch die Stadt in den vorigen Stand setzten.

Die Oesterreicher hatten nunmehr von allen ihren mühsam gemachten Eroberungen in Schlesien keinen Fußbreit weiter inne, als die Festung Schweidnitz. Auch diese würde ihnen Friedrich sogleich entrissen haben, wenn nicht der tiefe Schnee, der heftige Frost und die gänzliche Ermattung der Truppen eine Unterbrechung der Kriegsoperationen nothwendig gemacht hätten. Schweidnitz wurde vor jetzt durch Reuterey eingeschlossen, die Eroberung davon aber bis zum nächsten Frühjahre verschoben.

Das Unglück, welches Oesterreich betroffen hatte, war so groß, daß man sich alle Mühe gab, es der Kaiserinn Maria Theresia zu verbergen. Es wurden falsche Schlachtplane gezeichnet der Kaiserin vorgelegt, und unter dem Volk verbreitet. Um die Ehre des Prinzen Karl zu retten, holte ihn der Kaiser Franz der Erste, sein Bruder, da er sich der Hauptstadt näherte, selbst ein, und noch an demselben Tage wurde der Befehl publicirt, daß Niemand bei harter Ahndung sich unterstehen sollte, in Ansehung der unglücklichen Schlacht von dem Prinzen

unanständig zu reden, indem er blos die Befehle des Hofes vollzogen habe. Dennoch konnte man damit nicht verhindern, daß nicht Schandgemählde, Kupferstiche und Satyren auf den unglücklichen Heerführer an der Stephanskirche, an den Stadtthoren und selbst an der kaiserlichen Burg angeschlagen wurden. Die Stimme des Volks drang jedoch nicht bis zur Kaiserinn durch; sie ließ sich vielmehr durch falsche Berichte bewegen, ihrem Schwager die Oberbefehlshaberstelle über ihre Kriegsmacht von neuem anzuvertrauen. Allein der Prinz, dem die Verachtung und der Haß des Volks nicht unbekannt geblieben war, legte das Kommando nieder, und begab sich nach Brüssel, wo er als Gouverneur und Generalkapitain der österreichischen Niederlande den 4. Julius 1780, in einem Alter von 67 Jahren, starb.

Fünfte Abtheilung.

Reise-Abentheuer.

I. Schiffbruch und Abentheuer einiger englischer Ostindienfahrer.

Eine Robinsonade.

Der große Vortheil, welcher auf ostindische Waaren gewonnen wurde, ermunterte im Jahr 1569 gewisse englische Kaufleute bei der Königinn Elisabeth um Ertheilung eines Freibriefes nachzusuchen. Sobald sie denselben erhalten hatten, rüsteten sie vier Schiffe nach Ostindien aus, worüber sie einen gewissen Englisch zum Factor setzten, der sich den dritten April mit seiner Familie zu Schiffe begab. Er hatte einen Sohn von zwölf, eine Tochter von vierzehen Jahren, zwey Dienstmädchen, eine Negersklavinn und George Pine, seinen Buchhalter, bei sich am Bord eines der besagten Schiffe, genannt der Ostindienhändler, von 450 Tonnen, welches mit allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten zur Errichtung einer Factorey beladen war. Am vierzehenten May sahen sie die kanarischen, und gelangten bald nachher an das Kap der grünen Inseln. Nachdem sie hier frischen Mundvorrath eingenommen hatten, steuerten sie weiter, und kamen den ersten August

zu

zu der Insel St. Helena. Hier nahmen sie abermals frisches Wasser ein, und segelten dann auf das Kap der guten Hofnung zu, wo sie wohlbehalten ankamen, ohne daß ihnen ein stürmisches oder widriges Fahrwetter aufgestossen wäre.

Plötzlich änderte sich die Scene, und die frohen Hoffnungen verschwanden. Als unsere Seefahrer die große Insel St. Laurenz fast schon im Angesichte hatten, wurden sie von einem heftigen Windstoße überfallen, der sie von den übrigen Schiffen trennte. Der Sturm hielt viele Tage so gewaltig an, daß sie zuletzt nicht mehr wußten, wo sie waren, und alle Hoffnung zur Rettung aufgaben.

Am ersten October, bei Tagesanbruch, als die See noch immer wallte und stürmte, entdeckten sie Land, welches ihnen hoch und felsigt vorkam. Je näher sie demselben kamen, desto mehr nahm ihre Furcht zu, denn sie erwarteten, das Schiff würde aus einander gehen. Deswegen begaben sich der Kapitain, der Factor Englisch und einige andere in das lange Boot, in Hoffnung sich so zu retten. Sogleich sprangen alle Matrosen über Bord, und arbeiteten, ihr Leben durch Schwimmen zu fristen; wahrscheinlich haben aber alle ihren Tod in den Wellen gefunden. Der Buchhalter Pine, die Tochter des Factor Englisch, die beiden Dienstmädchen und die Negersklavinn blieben ganz allein an Bord, und diese fünf Personen wurden wunderbar gerettet. Denn nachdem das Schiff drei oder viermal gegen den Felsen geschlagen hatte, bekam es Risse und ward leck. Die Geängsteten erlangten mit großer Schwierigkeit den Boegspriet *) welcher zerbrochen war, und von

den

*) Ein schief liegender Baum oder Mast, der über dem Vordertheil des Schiffs, unter dem Vordercasteel hervorragt.

den Wellen in eine kleine Bucht getrieben wurde, in die ein Bach fiel, der von den Felsen umgeben und vor Winden gesichert war. Dahin wurden die Schiffbrüchigen verschlagen, und sie fanden Gelegenheit, zu landen, als sie beinaheerschöpft waren.

Pine trug faules Holz zusammen, und machte vermittelst einer Zunderbüchse, die er bei sich hatte, Feuer an, wobei sie sich trockneten. Darauf verließ er die Frauenzimmer, und suchte herum, ob er keinen von der Schiffsgesellschaft, der davon gekommen wäre, auffinden könnte; es fand sich aber niemand. Zuletzt, als es gegen Abend gieng, kam er mit allem, was er am Wrack *) hatte zusammen raffen können, wieder zu seinen Gefährtinnen, die über seine Abwesenheit sehr bekümmert waren, weil er allein in ihrem verlornen Zustande zu ihrer Stütze dienen konnte. Sie fürchteten, daß etwa Wilde dort einheimisch seyn möchten, die sie anträfen, sahen aber weder Fußstapfen noch Wege. Da auch die Waldungen rund herum voller Gebüsche und Dickigte waren, so ward ihnen bange, von wilden Thieren beschädigt zu werden, wiewohl sie keine Zeichen davon fanden. Hauptsächlich aber fürchteten sie, aus Mangel an Nahrung Hungers zu sterben. Allein diese Besorgniß war überflüssig. Der Schiffswrack versah sie mit vielen Nothwendigkeiten. Sie brachten einige Bruchstücke von Brettern und Planken, Segeln und Tauen zusammen; schlugen, durch Hülfe von Stangen, Gezelte auf; zündeten Reishölzer zum Feuer an, bekleideten sich mit einigen Matrosenjacken, setzten die Negerinn zur Schildwache und schliefen die ganze Nacht durch, da sie seit einigen Nächten ohne Schlaf geblieben waren.

Den

*) Wrack, Wreck, (Räck) heißt im Englischen so viel, als der Ueberrest eines zertrümmerten Schiffs.

Den Tag darauf, als sie ausgeschlafen hatten, der Wind still und das Wetter warm war, stiegen sie von dem Felsen auf den Sand hernieder, und fanden einen großen Theil der Schiffsladung, theils am Ufer, theils in der Nähe schwimmend. Pine ließ sich von den andern helfen, und sie zogen das meiste ans Land, was ihnen zu schwer ward, zerstückelten sie, banden die Kisten und Kasten auf, nahmen die Güter heraus, und retteten alles, so, daß es ihnen weder an Kleidern, noch andern, zum Haushalt nöthigen Sachen fehlte. Weil aber das Salzwasser alle Lebensmittel, ausser einer Kiste mit Zwieback, verdorben hatte, so mußten sie sich eine Zeitlang mit diesem als Brod behelfen, dazu aßen sie von einem Vogel, der so groß wie ein Schwan, aber sehr schwer und fett war, und deswegen nicht fliegen konnte. Was von lebendem Geflügel auf dem Schiffe war, und sie hatten ans Land bringen können, brütete ordentlich, und diente ihnen zur großen Hülfe. Auch fanden sie Eier von einem Vogel, wie unsere Enten, die eine sehr nahrhafte Speise waren, und es gieng ihnen nichts mehr zum Unterhalt ab. Weil sich ihre Furcht dadurch gemindert hatte, so konnten sie schon an größere Bequemlichkeiten denken. Pine baute an einer guten Stelle eine Hütte für sich und seine vier Weiber und wurde in einer Woche mit einer Stube, groß genug für alle, fertig, schlug auch Hängebetten für sie auf.

Vier Monate hatten die Verschlagenen so gelebt, ohne etwas zu sehen oder zu hören, das sie beunruhigen könnte. Sie zweifelten nun nicht mehr, daß ihr Land ein abgeschiedenes Eiland wäre, fern von allen bewohnten Ländern und Menschen, ja daß nicht einmal ein wildes Thier da wäre, was ihnen Schaden zufügen könnte. Hingegen war das Land

sehr

sehr angenehm, immer mit Grün bekleidet, voll schmackhafter Früchte und mannigfaltiger Vögel, immer warm und nie kälter als in England im September, so daß es, bei der Kultur, die ihm ein gebildetes Volk geben konnte, zum Paradiese werden würde. In den Wäldern wuchs eine Art Nüsse, wie große Aepfel, deren Kern wohlschmeckend und trocken war, daher sie ihn statt Brods brauchten. Dazu hatten sie die obenerwähnten Vögel und ihre Eier, nebst einem Thiere, von der Größe einer Ziege, die zweimal jährlich, und jedesmal zwey Junge brachte, und wovon die Ebenen und Wälder voll waren. Diese Thiere waren harmlos und kirre, also leicht zu fangen und zu tödten. Fische gab es auch in großer Menge, und in der That fehlte den Ankömmlingen nun nichts mehr zum Unterhalte.

Ein Jahr mochte ihr Aufenthalt auf der Insel gedauert haben, als sich alle vier Weiber schwanger befanden. Sie kamen indeß zu verschiedenen Zeiten nieder, und konnten einander bei der Geburt beistehen. So gieng es jährlich eine zeitlang fort, und die Kinder waren alle stark und gesund. Bei dem Anwuchs ihrer Familie fieng ihr Zustand an, ihnen erst recht zu gefallen. Die Wärme des Klima's lud sie ein, zuweilen spatzieren zu gehen, und sie ruhten auf Rasensitzen, von Bäumen umschattet, aus. Pine machte auch Lauben für sich und seine Weiber, um während der Tageshitze darinn zu schlafen, und hierinn brachten sie ihre Zeit zusammen zu, weil die Weiber nicht gern außer seiner Gesellschaft waren.

Nachdem sie sechzehen Jahre so auf der Insel gelebt hatten, war die Familie schon um sieben und vierzig Kinder vermehrt. Pine's erste Frau brachte ihm dreizehen, die zweite sieben, seines Herrn Tochter, die seine Lieblinginn gewesen zu seyn scheint,

fünfzehen, und die Negerinn zwölf Kinder. Dieß war das ganze erste Geschlecht von Sterblichen auf dieser Insel. Sobald sein erster Sohn zum Ehestand reif war, gesellte er ihm eine Gehülfinn zu, und verheurathete die übrigen, sobald sie groß genug und tüchtig waren. Und damit sie sich einander nicht beschwerten, setzte er seiner Söhne Wohnungen in einiger Entfernung von der seinigen, um, weil er alt wurde, das lustige Geschwärme junger Leute nicht immer um sich zu haben. Als er sein sechzigstes Jahr zurückgelegt, und vierzig auf der Insel gelebt hatte, ließ er seine ganze Familie sich versammeln, deren an Kindern, Enkeln und Urenkeln er fünfhundert und fünf und sechzig Menschen hatte. Er verheurathete die Jünglinge eines Stammes mit den Mädchen eines andern, erlaubte aber keinem, seine Schwester zu nehmen, wie anfänglich aus Noth hatte geschehen müssen. Er hatte einige seiner Kinder lesen gelehrt, und prägte ihnen bei dieser Gelegenheit ein, monatlich sich zu versammeln, und die Bibel mit einander zu lesen. Von seinen Frauen überlebte ihn nur die liebste, die Tochter des ertrunkenen Englisch. Sie wurden an einem dazu von ihm ausersehenen Platze begraben, so, daß für ihn die Mittelstelle frei blieb. Im achtzigsten Jahre seines Lebens, oder im sechzigsten seines Aufenthalts auf der Insel, rief er seine Leute zum zweitenmal zusammen, deren Zahl sich jetzt schon auf ein tausend siebenhundert und neun und achtzig belief. Er unterrichtete sie von den europäischen Sitten, legte ihnen auf, sowohl die christliche Religion als die englische Sprache immer beizubehalten und sie nie zu verändern, wenn etwa Fremde hinkämen und sie fänden; und nachdem er Gott für ihre Vermehrung und die Verbreitung der wahren Religion unter ihnen

nen gedankt hatte, entließ er sie. Er nannte die Insel Pine: Eiland, und das von ihm abstammende Volk die englischen Pine's; ihre Stämme unterschied er nach den Namen seiner Frauen, die Englischen, die Sparksen, die Trevors und die Phills, denn die Negerinn hieß Philippa.

Als Pine von hohem Alter gebeugt war und sein Gesicht beinahe verlor, gab er seine Wohnung und hinterlassene Geräthe an seinen ältesten Sohn und machte ihn zum König und Befehlshaber der übrigen. Er händigte ihm zugleich die hier beschriebene Geschichte, die er selbst aufgesetzt hatte, ein, befahl ihm, sie zu verwahren, und wenn zufällig Fremde hinkommen sollten, sie ihnen zu zeigen und sie eine Abschrift davon nehmen zu lassen, damit der Name seines Volks nicht von der Erde vergienge. Wirklich verschlug ein Sturm den holländischen Kapitain Cornelius van Slötten im Jahr 1667 auf diese Insel, wo er Pine's Nachkommen fand, die ein gutes English sprachen, und auf zehen bis zwölf tausend Menschen gerechnet wurden. Die Ezählung, woraus dieser Bericht gezogen ist, erhielt der Kapitain von Pine's Enkel, und er ist zu London gedruckt im Jahr 1668.

II. Hungersnoth zur See.

Eine schauerliche Seefahrergeschichte.

Die Hungersnoth ist eine der fürchterlichsten Plagen, sie treffe den Menschen, wo es nur immer seyn mag; am schröcklichsten aber ist sie, wenn sie auf einem Schiffe zur See wüthet. Der Mensch gleicht dann einem reissenden Thiere, fremd sind ihm

 die

die Gefühle der Menschlichkeit und des Mitleidens, taub ist er gegen alle Vorstellungen, kaltblütig sinnt jeder auf seines Gefährten Tod, um mit dessen Fleisch seinen rasenden Hunger zu stillen.

Eine solche Schauerscene ereignete sich im Jahr 1765 auf dem kleinen amerikanischen Schiffe Peggy, welches der Kapitain Harryson kommandirte. Dieses Schiff war von Neu-York nach einer der azorischen Inseln gesegelt, und hatte daselbst eine Ladung Wein und Branntwein an Bord genommen. Am 24. October 1765 verließ es die azorische Insel Eyal wieder, um nach Neu-York zurückzukehren. Fünf Tage lang blieb der Wind günstig, dann aber wendete er sich plötzlich, und bis zum ersten December folgte ein Sturm dem andern. Das Schiff verlor seinen Lauf, und wurde weit nach Norden verschlagen. Alle Anstrengungen der Mannschaft, und die Einsicht des alten erfahrnen Kapitains, konnten nicht verhüten, daß das Schiff sehr beschädigt wurde; das Wasser drang auf verschiedenen Seiten ein, die Masten waren zerbrochen, die Segel zerrissen, und alles bis auf ein einziges unbrauchbar geworden. Nachdem das ungestümme Wetter fünf Wochen lang gedauert hatte, wurde die Luft allmählich ruhiger, allein das Schiff war nun doch ein Spiel des Windes und der Wellen, da es, seiner Masten und Segel beraubt, sich nicht mehr regieren ließ, und zum Uebermaaß des Unglücks zeigte es sich beim Nachsehen, daß der Vorrath an Lebensmitteln beinahe erschöpft war. Die Mannschaft befand sich im bejammernswürdigstem Zustande, und konnte nur vom Zufall einige Rettung erwarten.

Eines Morgens erblickten die Unglücklichen zu ihrer großen Freude zwei Schiffe, eines aus Jamaika, welches nach London gieng, und ein anderes

von Neu-York, das nach Dublin segelte. Der Kapitain Harrison und seine Mannschaft thaten ihr möglichstes, um sich zu nähern, aber die stürmende See verhinderte es, und bald verloren sie die Schiffe aus den Augen. Die ausgehungerte und verzweifelnde Mannschaft fiel nun über den Wein und Brantewein der Ladung her, und dem Kapitain überließ man den letzten Ueberrest des süssen Wassers, welches etwa noch aus vier Kannen bestand.

Einige Tage giengen noch ziemlich ruhig hin, indem die Mannschaft ihren nagenden Hunger durch unaufhörliche Berauschung zu betäuben suchte. Endlich ward wieder ein Schiff erblickt, welches mit vollen Segeln auf sie zulief; man gab Nothsignale, sie wurden beantwortet, und das Schiff kam ganz nahe. Die Fremden schienen sehr gerührt, als sie die Erzählung des Unglücks der Mannschaft vernahmen, und versprachen eine Quantität Zwieback und Wasser zu senden; es geschah aber nicht sogleich, indem der Kapitain sagen ließ, er sey gerade mit einer nautischen Beobachtung beschäftiget, die er nothwendig zuvor beendigen müsse. Kaum aber war die bestimmte Zeit vergangen, als er alle Segel aufspannte, und davon eilte.

Es ist unmöglich, das Entsetzen, die Wuth und Verzweiflung der ausgehungerten Elenden zu beschreiben. Wie rasend fielen sie über die einzigen noch übrig gebliebenen Thiere, eine Katze und zwey Tauben, her; sie ergreifen, in Stücken zerreissen, und mit Haaren, Federn und Eingeweiden verschlingen, war das Werk eines Augenblicks. Aus Achtung ward dem Kapitain der Kopf der Katze überlassen, und er versicherte hernach, daß ihm nie ein Mahl so köstlich geschmeckt habe. Allein bald stellte sich der Hunger wieder ein, und alles wurde begierig

ver-

verschlungen, was nur irgend den Magen füllte; nicht nur Oel und Lichter, sondern auch Lederwerk und Taue mußten den Elenden zur Nahrung dienen. So dauerte es vom December bis zum dreizehenten Januar. Am Morgen dieses Tages, wo sie noch alle am Leben waren, traten die Matrosen in die Cajüte des Kapitains, der gerade an einem heftigen Anfall von Podagra darnieder lag. Der Steuermann führte im Namen der Matrosen das Wort, schilderte das Elend der Mannschaft mit den schröcklichsten Farben, und erklärte, daß es durchaus nothwendig sey, einen von ihnen zu tödten, damit die Uebrigen davon leben könnten; er fügte hinzu, ihr Entschluß sey unerschütterlich, und sie wollten es dem Loose überlassen, wer von ihnen zuerst sterben sollte.

Der menschenfreundliche Kapitain schauerte bei diesem Antrage, und suchte durch die beweglichsten Vorstellungen einen Entschluß zu vereiteln, der sein ganzes Gefühl empörte. Aber er predigte tauben Ohren, und die Matrosen sagten: seine Einwilligung sey ihnen sehr gleichgültig, sie seyen eigentlich nicht gekommen, um seine Erlaubniß nachzusuchen, sondern blos um ihn zu benachrichtigen, daß auch er dem Loos mit unterworfen seyn sollte; denn, setzten sie hinzu, das Elend hebt allen Unterschied der Menschen auf. Mit diesen Worten verließen sie ihn, giengen auf das Verdeck, und fiengen an zu losen. Das Loos fiel auf den Neger des Kapitains, wahrscheinlich aber gieng es dabei nicht ganz ehrlich her, und sie mochten wohl schon vorher den armen Menschen zum ersten Opfer bestimmt haben. Er wurde ergriffen und geschlachtet. Einer der Matrosen riß ihm die Leber aus, und verschlang sie, ohne sich die Zeit zu nehmen, sie zuzubereiten. Er wurde aber auf der Stelle krank, fiel in Konvulsionen und starb

den

den folgenden Tag in der schröcklichsten Raserey. Einige machten den Vorschlag, sie wollten den Leichnam einsalzen, damit er ihnen zur Nahrung diente, wenn der Neger aufgezehrt wäre; allein die Uebrigen setzten sich dagegen, nicht sowohl aus Menschlichkeit, sondern weil sie von seiner Krankheit angesteckt zu werden fürchteten. Der Leichnam ward daher den Wellen übergeben.

Dreizehn Tage, bis zum sechs und zwanzigsten Januar, reichte das Fleisch des Negers, das in kleinen Portionen vertheilt wurde, hin, um die Mannschaft nothdürftig zu sättigen. Der Kapitain allein, obgleich ebenfalls von den Quaalen des Hungers ergriffen, weigerte sich, an dem unmenschlichem Mahl Theil zu nehmen; er begnügte sich statt aller Nahrung mit dem wenigen vorräthigen Wasser, das er mit etwas Branntwein vermischte, und hielt dadurch sein schwaches Leben hin.

Als das Fleisch des Negers völlig aufgezehrt war, hielt sich die ausgehungerte Mannschaft drei Tage lang ruhig. Am neun und zwanzigsten Januar aber gewann der wüthende Hunger von neuem die Oberhand, und es wurde beschlossen, ein neues Schlachtopfer zu wählen. Der Kapitain wurde abermals davon benachrichtiget, und da er bereits erfahren hatte, daß seine Weigerung ohne Frucht blieb, so gab er zum Schein seine Einwilligung. Weil er aber befürchtete, die Matrosen möchten abermals partheyisch zu Werke gehen, so raffte er alle seine Kräfte zusammen, um dem Loosen selbst beizuwohnen. Er schrieb den Namen eines jeden auf ein Stückchen Papier, legte sie zusammen, that sie in einen Hut, und rüttelte sie um. Während dieser Vorbereitung stunden die Matrosen in tiefem Stillschweigen, und mit Furcht und Entsetzen in den

Blicken

Blicken umher. Jedes Auge sah starr auf den Hut, den Mund halb geöffnet, ängstliche Erwartung das Gesicht gespannt. Mit zitternden Händen zog einer das verhängnißvolle Loos, er überreicht es dem Kapitain, dieser wickelt es auf, und liest den Namen David Flad. Im ganzen Kreise umher sprachen alle: David Flad.

Der Unglückliche schien sich seinem Schicksale mit ziemlicher Standhaftigkeit zu unterwerfen. „Freunde, sagte er zu seinen Kameraden, ich bitte euch nur um die einzige Gunst, quält mich nicht lange, sondern tödtet mich so schnell wie den Neger.“ Er bat noch um eine Stunde Aufschub, um sich auf sein Ende vorzubereiten; seine Gefährten konnten ihm nur mit Thränen antworten; das Mittleid erstickte auf einen Augenblick die Wuth des Hungers. Der Kapitain benutzte diese Stimmung der Mannschaft; seine rührenden Vorstellungen fanden Eingang, und es ward beschlossen, die Ermordung bis auf die eilfte Stunde des nächsten Tages zu verschieben, weil es doch möglich wäre, daß ihnen auf eine andere Art geholfen würde. Dem armen Flad gab aber freilich dieser kurze Aufschub wenig Trost, vielmehr machte die Gewißheit, den folgenden Tag sterben zu müssen, einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß er in ein hitziges Fieber verfiel. Die fürchterlichsten Phantasien verschlimmerten seinen Zustand so sehr, daß einige vorschlugen, ihn gleich zu tödten, um seinen Leiden ein geschwinderes Ende zu machen; die Mehrheit blieb indeß bei dem gefaßten Entschlusse.

Der verhängnißvolle Tag brach an; es war zehen Uhr, man fieng an, Vorbereitungen zu machen, es wurde ein Feuer angezündet, um die Glieder des Unglücklichen zu braten, und derjenige, der den Todesstreich vollbringen sollte, lud bereits eine Pistole,

um

um ihn vor den Kopf zu schiessen. In diesem Augenblicke, da keiner ein Wort vor Wehmuth zu reden wußte, sah man von Ferne ein Schiff, das ein günstiger Wind in Kurzem nahe brachte. Wer schildert die Empfindungen der Unglücklichen, als der Kapitain dieses Schiffs, der aus Virginien nach London segelte, ihnen nicht nur Hülfe zusicherte, sondern auch sogleich Anstalt machte, sie ihnen zu leisten? Er konnte sich der Thränen nicht enthalten, als ihm das erduldete Ungemach erzählt wurde. Schleunig ließ er Lebensmittel kommen, er versah das Schiff mit neuen Segeln und Masten, und erbot sich, es nach England zu begleiten, in dessen Nähe sie waren. Sein Anerbieten wurde freudig angenommen. Unterwegs starben zwei Matrosen, alle übrigen erholten sich wieder, selbst Flad nicht ausgenommen, der so nahe an den Pforten der Ewigkeit gewesen war, und sie kamen glücklich in England an.

III. Flucht einiger englischen Soldaten von St. Helena.

Im Jahr 1799.

Auf der Insel St. Helena machten im Junius 1799 sechs englische Soldaten, unzufrieden mit ihrer Lage, ein Komplott, und beschloßen heimlich zu entfliehen. Es war der Artillerist Brown, der Konstabler Mackinnon und die gemeinen Soldaten Macquin, Brighouse, Parr und Conway. Sie wandten sich an den Kapitain eines auf der Rhede liegenden amerikanischen Schiffes, der ihnen seinen Beistand zusicherte, und sie insgeheim mitzunehmen versprach. Gegen Abend des zehenten Junius begaben

sie

sie sich ans Ufer, wo ein Boot ihrer wartete, das sie auf das amerikanische Schiff brachte. Hier wechselten sie ihre Kleider, und trafen mit dem Kapitain die nöthigen Verabredungen. Weil es leicht Verdacht erwecken konnte, wenn sie mit dem Amerikaner abseegelten, so wurde beschlossen, daß sie heimlich ein im Hafen liegendes Wallfischboot abschneiden, auf demselben abfahren, und in einiger Entfernung den Amerikaner erwarten wollten. Ein Bund Taue, fünf Ruder und ein großer Stein, der zum Anker dienen sollte, war alles, was sie hatten.

Die Flüchtlinge befanden sich noch am Bord des amerikanischen Schiffes, als man auf der Insel ihre Entfernung bereits bemerkt hatte. Sie hörten daselbst Lärm schlagen, sahen Lichter aus dem Seethore kommen, und mußten daher eilen, wenn sie nicht ihren Verfolgern in die Hände fallen wollten. Ohne einen Augenblick zu verlieren, bestiegen sie daher das Wallfischboot, und ruderten aus dem Hafen. Der amerikanische Kapitain gab ihnen einen Sack mit ohngefähr fünf und zwanzig Pfunden Brod, ein Fäßchen Wasser, etwa dreizehen Gallons enthaltend, einen Kompaß und einen Quadranten mit, allein der letztere wurde bei der Eile entweder vergessen, oder fiel über Bord. So ausgerüstet stießen sie vom Schiffe ab, und ruderten ins Meer, in Erwartung des Amerikaners, der bald nachzukommen, und sie aufzunehmen versprach. Das Boot war halb voll Wasser und sie hatten nichts zum Ausschöpfen.

Zwey Tage lang erwarteten sie in einer beträchtlichen Entfernung vom Hafen das amerikanische Schiff — aber es kam nicht. Man berathschlagte, was nun zu thun wäre, und einmüthig fiel der Entschluß dahin aus, daß man auf keinen Fall zurückkehren,

kehren, sondern auf eigene Gefahr sich zu befreien suchen wollte. Parr war ein guter Seemann, und er versprach seinen Kameraden; sie nach der Insel Ascension zu bringen. Dieser Vorschlag wurde um so bereitwilliger angenommen, da niemand einen bessern zu machen wußte. Das Wetter war schön, der Wind günstig, und weil man keine Segel hatte, so wurden die Schnupftücher dazu gebraucht. Nach ihrer Rechnung legten sie in einer Stunde zehen Seemeilen zurück. Da sie der amerikanische Kapitain mit Dinte, Feder, Papier und einer Seekarte versehen hatte, so führten sie in den ersten Tagen ein ordentliches Journal, und lebten der beruhigenden Hoffnung, daß ein glücklicher Erfolg ihr kühnes Wagestück krönen würde; aber bald sollten sie mit Schrecken das Gegentheil erfahren.

Am achtzehenten Junius äußerte Parr, man müßte wohl bei Ascension schon vorüber seyn, weil sie nach ihrer Rechnung bereits gegen achthundert Seemeilen von St. Helena entfernt waren. So groß der Schrecken war, den diese Aeußerung verursachte, so mußte doch sogleich eine andere Entschließung gefaßt werden, da der unbedeutende Vorrath von Lebensmitteln die äußerste Beschleunigung nothwendig machte. Es wurde daher sogleich beschlossen, nach Rio de Janeiro in Brasilien zu segeln, weil man dieses Land am ehesten zu erreichen hoffte. Sie änderten daher ihren Cours, wendeten sich mehr gegen Westen, und setzten, um geschwinder fortzukommen, aus ihren Hembden noch ein größeres Segel zusammen. Um einem drohenden Hungertode möglichst auszuweichen, bekam jeder täglich nicht mehr als eine Unze Brod und zwey Mundvoll Wasser. So segelten sie bis zum sechs und zwanzigsten Junius fort, wo alle Lebensmittel aufgezehret waren,

waren, und keine Zeichen eines nahen Landes sichtbar wurden.

Die Aussichten konnten schröcklicher nicht seyn, und in stummer Verzweiflung sahen die Unglücklichen einem jammervollen Hungertode entgegen. Einer von ihnen nahm ein Stück Bambusrohr in den Mund und kauete daran; die andern folgten dem Beispiele. Der Artillerist Brown hatte in der folgenden Nacht die Wache und das Steueramt. Er erinnerte sich gelesen zu haben, daß Leute in einer solchen Lage ihre Schuhe gegessen hätten; er schnitt daher ein Stück von einem seiner Schuhe ab, fand es aber so sehr mit Seewasser durchdrungen, daß es ungenießbar war. Er nahm darauf etwas von dem innern Leder, welches er theils selbst aß, theils seinen Unglücksgefährten gab, ob es gleich den Hunger nicht stillen wollte. Schon verzweifelten alle an ihrer Rettung als Parr am ersten Julius mit einer Harpune, die sich im Boote befand, einen Delphin fieng. Die Ausgehungerten fielen mit Thränen in den Augen auf ihre Knie nieder, und dankten Gott für das kostbare Geschenk. Der Fisch ward zerrissen, und in Stücken zum Trocknen aufgehängt. Jeder verzehrte seinen Antheil mit Gräten und Flossen, und alle fühlten sich ziemlich erquickt.

Vier Tage lang hatten die Unglücklichen mit dieser elenden Nahrung ihr Leben gefristet, aber nun erneuerten sich wieder die Plagen des Hungers, und noch sah man dem Ende dieser quaalvollen Lage nicht entgegen. Daher machten vier aus der Gesellschaft den Vorschlag, das Boot zu durchlöchern, und es zu Grunde gehen zu lassen, um dadurch ihrem Elend ein schnelles Ende zu machen. Doch die beiden andern widersetzten sich diesem Vorschlage, indem sie meinten, der Gott, der sie in's Daseyn gerufen und

bisher

bisher erhalten hätte, könnte sie auch jetzt noch retten. Da indessen auch am folgenden Tage keine Aussicht auf Rettung erschien, so sagte Macquin, es wäre doch auf jeden Fall besser, wenn einer von ihnen stürbe, und die andern sich von seinem Fleische nährten; er trug daher darauf an, daß sie durch das Loos bestimmen wollten, wer von ihnen dem andern zur Speise dienen sollte. Obgleich dieser Antrag alle mit Entsetzen erfüllte, so wurde er dennoch angenommen, und beschlossen, ihn ohne Säumniß auszuführen.

Parr war schon seit zwey Tagen am Fleckfieber krank, man ließ ihn deswegen nicht mitlooſen, aber er schrieb die Looſe und that sie in einen Hut. Jeder zog sein Loos mit zugemachten Augen, und steckte es in die Tasche. Parr fragte dann, wessen Loos es sey, zu sterben? Keiner wußte, ob es ihn getroffen hatte, aber jeder bat Gott, daß Er zum Tode bestimmt seyn möchte. Man entschied einstimmig, daß Nummer fünf sterben sollte. Die Looſe wurden entfaltet; das Geschicke bestimmte den Mackinnon, gerade denjenigen, welcher die übrigen zuerst zur Flucht angereitzt hatte. Es war beschlossen worren, daß derjenige, den das Loos treffen würde, sich zu Tode verbluten sollte. Zu dem Ende wurden Nägel aus dem Boote gezogen und scharf gemacht. Mackinnon zerstach sich selbst mit einem derselben an drei Orten die Adern, nemlich am Fuße, in der Hand und am Handgelenke. Er bat Gott, ihm seine Sünden zu vergeben, und starb ohngefehr in einer Viertelstunde. Noch ehe der Leichnam ganz kalt war, schnitt Brighouse mit einem der Nägel ein großes Stück Fleisch von den Lenden des Entseelten, und hieng es zum Trocknen auf. Der Körper blieb im Boote. Etwa nach drei Stunden aßen alle davon, obwohl

nur

nur sehr wenig. Dieß Stück reichte bis zum sieben-ten Julius. Man tauchte den Leichnam alle zwey Stunden ins Meer, damit er sich hielte. Parr fand ein Stück Schiefer im Boote, schärfte es, und schnitt damit ein anderes Stück aus der Lende, welches bis zum achten Julius reichte.

Jetzt näherten sich die Unglücklichen dem Ziele ihrer jammervollen Fahrt. Brown, der in der Nacht vom achten auf den neunten Julius die Wache hat-te, sah, daß das Meerwasser seine Farbe verände-rte, und schlos daher, daß man sich nicht weit vom Lande befinde. Er erweckte seine Gefährten, allein es war zu dunkel, als daß sie etwas hätten entde-cken können. Indessen stärkte doch die Hoffnung ihre schwachen Lebensgeister, und als der ersehnte Morgen anbrach, sahen sie das Land gerade vor sich liegen. Jetzt war mit einemmale ihre Verzweiflung in die froheste Hoffnung verwandelt, und schon früh um acht Uhr näherten sie sich dem Ufer. Eine furchtbare Brandung machte das Landen fast un-möglich; man wollte mit vereinigter Anstrengung durchdringen, aber aus Erschöpfung war man es nicht im Stande. Das Boot schlug um, und so nahe am Ziele ihrer Leiden, wurden Macquin und Brighouse von den Wellen verschlungen; Parr, Brown und Conway hingegen wurden ans Ufer geworfen.

Als die Geretteten sich von ihrer Betäubung er-holt hatten, erblickten sie am Strande eine kleine Hütte. Ein Indianer und seine Mutter, die dar-inn waren, sprachen Portugiesisch, und da Brown diese Sprache verstund, so konnte er um so leichter von ihnen erfahren, daß etwa drei Meilen von da ein Dorf wäre, welches Belmont hieße, und daß sie in Brasilien wären. Der Indianer lief inzwischen

ohne

ohne Aufhalten nach dem Dorfe, und verbreitete daselbst die Nachricht, daß Franzosen gelandet wären. Kaum waren zwey Stunden verflossen, so kam der Vorsteher jenes Dorfs, nebst dem Geistlichen und einigen bewafneten Indianern, um die Ankömmlinge gefangen zu nehmen. Man band ihnen Hände und Füße, befestigte sie an einem Bambusstock und führte sie fort; Brown war aber so schwach, daß er einige Zeit in der Hütte gelassen werden mußte, ehe man ihn weiter bringen konnte. Es währte indessen nicht lange, so klärte sich der Irthum auf, und man erfuhr, daß die fremden Gäste keine Franzosen, sondern Engländer wären. Dieß hatte für sie die erwünschtesten Folgen. Der Vorsteher des Dorfes ließ ihnen ihre Bande abnehmen, und traf die Veranstaltung, daß sie in Hangematten in seine Wohnung getragen wurden. Sobald sie daselbst angekommen waren, ließ er sie auf seinem eigenen Bette liegen, und bewirthete sie mit Reis und Milch. Da sie aber lange nichts gegessen hatten, so verhinderte sie eine Mundklemme bis auf den drei und zwanzigsten Julius, etwas zu sich zu nehmen. Indessen erholten sie sich doch allmählich wieder, und wurden darauf nach St. Salvador gebracht, wo sie um so freundlicher aufgenommen wurden, da sie sich für arme Schiffbrüchige ausgaben, die sich auf einem Boote gerettet hätten. Die Einwohner veranstalteten eine Subscription, welche so reichlich ausfiel, daß jeder zwei hundert Pfund Sterling bekam.

Nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen schifften sich die nun völlig Genesenen auf einem portugiesischen Schiffe nach Rio de Janeiro ein, von wo Parr und Conway nach Lissaben segelten. Brown blieb krank in einem Hospitale zurück, begab sich nach Wiederherstellung seiner Gesundheit in den Dienst

eines

eines englischen Kriegsschiffs, und kam auf allerley Umwegen wieder nach St. Helena, wo er diese Geschichte seiner Leiden zu Protokoll gab, um die Soldaten der Besatzung vor einem ähnlichen Wagestück zu warnen.

IV. Rettung eines Knaben,

der ein Spiel der Wellen war.

Ein Kauffahrer, welcher im October des Jahres 1800 aus Liverpool nach Dublin steuerte, erblickte etwa vier Stunden von der Küste von Nordwallis ein einsam treibendes Boot. Man hielt darauf zu, und fand darauf mit Erstaunen blos einen zwölfjährigen Knaben, der vor Hunger, Kälte, Furcht und Entsetzen fast außer sich war. Als man ihn an Bord nahm, stürmte Erstaunen und Freude auf den armen Jungen ein; er sah sich plötzlich aus den Fluthen gerettet, und konnte kaum seinen Sinnen trauen, daß er nun wieder unter Menschen sey; zu gleicher Zeit fand er aber mit Bedauren, daß er unter Leuten sey, deren Sprache er nicht einmal verstehe, und fieng an zu überlegen, ob er wohl jemals seine Verwandten wieder sehen würde? Dieß machte ihn stumm und verschlossen, ja man konnte ihn nicht einmal vermögen, Nahrungsmittel anzunehmen.

Glücklicher Weise fand sich auf dem Schiffe ein Matrose, welcher Walisisch verstand. Dieß war die Muttersprache des Knaben. Er ließ sich nun trösten, und erfrischte sich; nach und nach, als er gesprächiger geworden war, gab er folgende Auskunft über sich.

Sein

Sein Vater, ein Bauer in Caernarvonshirr, zeugte diesen Knaben, ehe die Heurath mit der Mutter förmlich vollzogen war. Wäre dieses Pfand ihrer unerlaubten Liebe öffentlich bekannt worden, so würde es sie beschimpft haben; sie entschlossen sich daher, den kleinen Ludwig von sich zu entfernen. Man übergab ihn einer Amme unweit Dunvellyn zur Erziehung. Hier blieb er bis kurz vor diesem Hergange. Die Amme verlangte um diese Zeit mehr als bisher für die Kost des Knaben; aber der Vater wollte oder konnte nicht mehr geben. Darüber entstand ein Zwist, und die Amme schickte den Jungen zu seinem Vater. Aber hier nahm man ihn nicht so gut auf, als er vermuthet hatte; eine eilfjährige Abwesenheit hatte des Vaters Herz erkältet, und er sah ihn fast wie ein fremdes Kind an. Der Knabe konnte dieses Benehmen nicht ertragen, und verließ die väterliche Hütte. Er wußte weder Weg noch Steg, sondern gieng, wo ihn seine Füße hin trugen, und er mochte wohl an zwanzig englische Meilen umhergeirrt seyn, als es düsterte. Er hatte dann die Fähre bei Bangor erreicht, wo er von Haus zu Haus gieng, um seinen Hunger zu stillen, und ein Nachtlager zu erhalten. Aber niemand wollte ihm etwas geben, noch viel weniger eine Heerberge zugestehen. Völlig ermüdet und lebensmüde setzte er sich endlich in ein Boot, das hoch an den Strand hinauf gezogen ward, um ausgebessert zu werden, der Schlaf umfieng ihn hier, und er wachte nicht eher auf, als bis die Wogen schon einige Stunden lang das Boot hin und her geworfen hatten. Er sah dann erst, daß die anßerordentliche hohe Fluth das Boot vom Strande weggeschwemmt hatte. Jetzt vergaß er Hunger und Ermüdung; die gräßliche Lage in welcher er sich auf dem grenzenlo-

sen Meere befand, beschäftigten ihn einzig. Er fürchtete von jeder herannahenden Welle verschlungen zu werden.

So wurde er an dreissig Stunden herumgetrieben, bis der ermatteten Natur alles gleichgültig war. Er verzweifelte schon an seiner Rettung, als das Schiff ihn von weitem erblickte. Der Kapitain erbarmte sich des armen Fündlings, und nahm ihn an Kindesstatt an.

V. Abentheuer einiger deportirten Franzosen unter Bonaparte's Konsulat.

Als Bonaparte, nach der Rückkehr aus Egypten, im November 1799, das Direktorium in Paris gestürzt, die Konsularregierung gegründet, und sich selbst die Würde und Macht des ersten Konsuls beigelegt hatte, schwebte er öfters in Gefahr, durch geheime Verschwörungen aus dem Wege geräumt zu werden. Trotz des äußern Glanzes, den die Konsularregierung über Frankreich verbreitete, fehlte es nemlich nicht an einer zahlreichen Parthey, die sich in ihren Wünschen und Hoffnungen bitter getäuscht sah, und denen Bonaparte's plötzliche Größe zum Aergerniß gereichte. Die heftigen Republikaner sahen nun deutlich genug, daß es mit der Republick bald zu Ende gehen werde; daher beschloßen sie, den Urheber der verhaßten Reformen ihrer Rachsucht aufzuopfern.

Ein verwegener Jakobiner, der General Rossignol, ward von einigen Theilnehmern des Komplots gebeten, sich an die Spitze der Verschwörung zu stellen.

len. Doch ehe dieselbe in Ausführung gebracht werden konnte, verrieth einer der Verschwornen den Anschlag dem Polizeiminister Fouche'. Sogleich wurden die meisten Verschwornen verhaftet, obgleich sich nur geringfügige Beweise ihres Vorhabens vorfanden. Bonaparte empfieng die Dankadressen der Behörden, und äußerte behaglich, „wie er immer alles thun werde, was ihm obliege, so lange er das Vertrauen der Nation besitze. Sollte er dieses verlieren, dann würde ihm auch ein Leben gleichgültig werden, das für die Franzosen kein Interesse mehr habe."

Die Verhafteten saßen noch in den Gefängnissen und erwarteten ihre Bestrafung, als schon eine neue furchtbarere Verschwörung angesponnen wurde. Dießmal waren es einige eifrige Royalisten, die sich zum Untergange des ersten Konsuls verbanden, weil auch sie in dem Konsulat eine völlige Vereitlung ihrer Wünsche erblickten. Der Plan war, Bonaparten in die Luft zu sprengen, und wirklich lief er große Gefahr, durch eine schröckliche Explosion das Leben zu verlieren. Als er am 24sten December 1800 durch die Straße St. Nicaise nach dem Schauspielhause fuhr, beengten zween kleine Wagen den Weg; indem er hier seinen Tod finden sollte, rettete ihn die Trunkenheit seines Kutschers, der im schnellen Laufe durch die enge halb gesperrte Straße rennte. Kaum war er nemlich fünfzig Schritte weit von dem Wagen entfernt, so flog einer derselben mit einem furchtbaren Schlage durch die Luft. Viele Gebäude wurden beschädiget, und mehrere Menschen getödtet und verwundet: von der Begleitung Bonaparte's hingegen ward nur das Pferd eines Gardisten leicht verletzt.

Dieser Vorfall mit der Höllenmaschine, wie sie bald allgemein genannt wurde, erregte desto größeres

Aufsehen, da zu gleicher Zeit aus den Departementern ängstliche Nachrichten einliefen, und mancherlei besorgliche Gerüchte das Volk beunruhigten. Es wurden nun wieder eine Menge Personen verhaftet, allein den Anstifter des neuen Anschlags aufzufinden, gelang der sonst so trefflich spionirenden Pariser Policey nicht. Indessen wurden mehrere, die man für die vornehmsten Theilhaber beider Verschwörungen hielt, zum Tode verurtheilt, die andern aber zur Deportation bestimmt, durch ein Gericht, das weder die Angeklagten noch ihre Vertheidiger für gültig erkannten. Die Policey fuhr inzwischen fort, in Paris viele Menschen greifen zu lassen, die sich zwar in der Schreckenszeit furchtbar gemacht, aber an den beiden Verschwörungen nicht den mindesten Antheil genommen hatten, sondern meistens ruhig lebten. Fouche' sagte in seinem Bericht an Bonaparte: „Diese Menschen hätten zwar nicht den Stahl gegen das Oberhaupt des Staats gezückt, wären aber wohl fähig dazu;" — und unter einem so eigenmächtigen Vorgeben wurden auch diese zur Deportation verurtheilt.

Sobald das Urtheil ausgesprochen war, wurden alle die Unglücklichen, welche deportirt werden sollten, nach Nantes geschleppt. Ihre gesammte Zahl belief sich auf hundert und dreissig; doch wurde in Hinsicht Vieler der grausame Beschluß gemildert, denn es wurden auf dem ersten Schiffe nicht mehr als neun und dreissig, und auf dem zweiten ein und dreissig eingeschifft.

Die Regierung hatte den Schiffskapitainen, welchen die Verurtheilten zur Deportation übergeben waren, versiegelte Depeschen übergeben, die sie erst am Vorgebirge Finisterre eröffnen durften: den Verbannten aber sollte der Ort ihrer Aussetzung ein Geheim-

Heimniß bleiben. Bange Furcht und Angst vermehrte ihre traurige Lage die ganze Reise hindurch, obschon sie übrigens ziemlich milde behandelt wurden. Sie hatten gehofft, man werde sie zu Cayenne ans Land setzen; allein, als die Schiffe diese Kolonie zur Seite liessen, so stieg ihr Bedrängniß immer höher, und sie machten sich nun auf alles Schröckliche gefaßt.

Die Fahrt gieng nach den Sechelleninseln in Afrika, auf denen sich seit 1780, zur Kultur der Muskaten- und Gewürznelkenbäume, ein französisches Etablissement befindet. Die beiden Schiffe landeten im Julius im Hafen von Mahe, der größten dieser Inseln. Da sie nicht zusammen abgesegelt waren, so erblickten sich die neun und sechzig Verbannten hier zum erstenmal bei einander; einer war auf der Bourboninsel gestorben. In der Ungewißheit ihres künftigen Schicksals begaben sie sich zu dem Kommandanten der Insel. Dieser theilte ihnen den Inhalt der vom Marineminister erhaltenen Verhaltungsbefehle mit, nach welchen er ihnen Ländereyen und Ackergeräthschaften geben, und sie milde und schonend behandeln sollte. Aber schon hatte sich ein allgemeiner Schrecken unter den Bewohnern der Insel verbreitet. Sie, die bisher in Ruhe und Frieden gelebt hatten, fürchteten sich nicht ohne Grund vor der Gesellschaft der Verbannten, und boten alle Mittel auf, um derselben wieder los zu werden. Auch die Verbannten wollten sich nicht auf einer Insel ansiedeln, wo sie schon als Bösewichter gefürchtet und gehaßt waren, und von wo aus sie wenig Hoffnung hatten, jemals ihr Vaterland wieder zu sehen. Die Bewohner von Mahe wendeten sich mit ihren dringenden Vorstellungen an die Regierung von Isle de France, wovon die Sechelleninseln abhangen, und baten um Befreiung von den besorglichen Gästen,

von denen sich die Kolonie nichts Gutes versprechen könnte.

Der Gouverneur von Isle de France fand die Bitten nicht ungegründet, und sandte endlich ein Schiff nach Mahe mit dem Befehle, so viele Verbannte einzuschiffen, als es aufnehmen könnte. Es wurden deren drei und dreissig unten im Schiff eingesperrt, und auf die Insel Anjuan gebracht, wo der Schiffskapitain sie auf einer brennenden Sandwüste aussetzte.

Die Insel Anjuan ist eine von den Comoroinseln, welche zwischen Madagaskar und der Küste Querimba, im nördlichen Eingange des Kanals von Mozambique liegen. Die Bewohner derselben sind theils Eingebohrne, theils Araber. Erstere sind schwarz, wohlgebaut und stark; die andern aber von dunkler Olivenfarbe. Alle schwärzen sich den Rand der Augen, die Augenbraunen und die Zähne. Gemeine Leute tragen eine Mütze von Zeug und einen Gürtel um die Lenden; Vornehme haben eine Art Hemde mit weiten Ermeln, über langen Hosen, und ein Kamisol. Die Angesehensten tragen Turbane, lassen die Nägel an den Fingern und an den Zehen zu einer ungewönlichen Länge wachsen, und färben sie schwarz. An ihren Gürteln hängen große Messer oder Dolche. Die Weiber wenden mehr Sorge auf ihre Kleidung, tragen kurze Mieder und Schürzen, einen weiten Mantel, einen Schleier über das Gesichte, Armbänder von Silber und Zinn, Ringe an den Fingern, Zehen und Lenden, unächte Juwelen in den Ohrläppchen u. dergl. Sie scheinen sämmtlich sanfte, freundliche Leute zu seyn, sind gastfrei und bewirthen die Fremde sehr freigebig, sind aber auch zu Betrug und Diebstahl geneigt, möchten gern alles haben, was sie sehen, bieten aber zum Tausche

nur

nur ihre Baumfrüchte an. Ihre Nahrungsmittel bestehen aus Früchten und Milch, die sie ohne alle Arbeit haben können; daher sind sie träge und wegen des milden Himmelsstriches wollüstig. Die Religion ist die muhamedanische, Vielweiberey daher üblich. Die Häuser der Gemeinen sind aus Kokosholz gebaut und mit Kokosblättern gedeckt. Die Wohnungen der Vornehmen haben geflochtene Lehmwände, die innwendig mit kleinen Spiegeln, Gitterwerk, Flaschen, Tellern u. dgl. tapeziert sind. Die Bevölkerung mag dreissig tausend Seelen betragen, welche in ungefehr zweyhundert Dörfern wohnen. Die Portugiesen pflanzten im sechzehenten Jahrhundert zuerst ihre Flagge hier auf, und legten eine Niederlassung an, wovon noch Spuren vorhanden sind. Da sie es aber unmöglich fanden, einen sichern Hafen hier anzulegen, so verließen sie die Insel, und begaben sich nach Mozambique. In der Folge erschien eine Horde herumschweifender Araber, denen es leicht wurde, ein harmloses Völkchen, ohne Waffen und ohne Ehrgeitz, zu besiegen, und ihnen ihre Religion und Sitten beizubringen. Das Oberhaupt der Insel ist ein Sultan, der mehrere Schachs unter sich hat, welche die eigentlichen Obrigkeiten der Städte sind.

Der französische Schiffskapitain begab sich sogleich nach seiner Ankunft auf dieser Insel zu dem Sultan, und meldete ihm, daß ihm Frankreich diese Leute zu seiner Vertheidigung sende. Der Sultan bezeugte aber wenig Freude über dieses Geschenk; er empfieng die Ankömmlinge gleichgültig und mißtrauisch, und ließ sie nicht in die Stadt kommen, sondern wies ihnen einen Platz auf dem heissen Felde an. Hier mußten die Unglücklichen sich eine Hütte erbauen, wozu einer unter ihnen, ein Baumeister,

Namens

Namens Lefranc, den Plan entwarf. Aber plötzlich fieng eine Seuche an unter ihnen zu wüthen, und raffte nach Erduldung der gräßlichsten Schmerzen ein und zwanzig von ihnen dahin. Achte von ihnen flohen mit dem Bruder des Sultans, in einem Nachen, und es blieben also nur noch vier Verbannte auf der Insel. Diese wenigen wurden nun besser behandelt, und durften in die Stadt kommen, nachdem Lefranc, einer der vier noch Lebenden, sich mühsam zum Sultan hingeschleppt, und ihm im leidenden Tone ihr unsägliches Elend geschildert hatte. Auch versprach ihnen der Sultan, sie nach Mozambique absegeln zu lassen. Noch thätiger als der Sultan selbst, nahm sich ein edler Bewohner der Insel, Namens Bombejack, der Verbannten an, und leistete ihnen so viel Hülfe, als in seinen Kräften stund.

Nach langem traurigem Harren auf der Insel Anjuan wurden endlich Anstalten getroffen, die Unglücklichen nach der Küste von Mozambique zu bringen, die unter einem portugiesischen Gouverneur steht. Nicht lange war man aber zur See, so wurde das Schiff durch widriges Wetter genöthiget, in eine Bucht der Comoroinseln einzulaufen. Obschon hier die Schiffsmannschaft bis auf vier und zwanzig Schwarze verstärkt ward, so konnte sie bei fortgesetzter Schiffahrt doch nur mit vieler Mühe gegen das aufschwellende Meer anrücken. Ein Sturm überfiel das offene Schiff, und es schlug um; zwey der Verbannten, wovon einer sich während der Schreckenszeit zu Paris als ein wüthender Jakobiner furchtbar ausgezeichnet hatte, wurden von den Wellen verschlungen. Auch Lefranc wurde ins Meer geschleudert; aber ein treuer Neger, welcher ihnen mitgegeben worden war, rettete ihn aus den Fluthen. Das Maaß seiner Leiden war jedoch noch nicht voll.

Die Geretteten setzten sich auf den umgekehrten Kiel des Schiffes, und ließen sich so dem Lande näher treiben, denn es blieb ihnen kein anderes Mittel der Rettung übrig. Endlich erblickten sie in der Ferne drey Fischerkähne mit Schwarzen, und riefen sie um Hülfe an. Die Kähne vernahmen ihr Flehen, und näherten sich; allein kaum hatten die Schwarzen die beiden Europäer erblickt, so überfiel sie ein abergläubischer Schrecken, und sie wollten nun die Mannschaft des verunglückten Schiffs nicht eher retten, als bis sie die beiden Weissen ins Meer geworfen hätte. In der äußersten Noth, worinn sich die Mannschaft befand, trug dieselbe kein Bedenken, diese Bedingung zu erfüllen, aber Fernand, der treue Neger, rettete die beiden Unglücklichen auch aus dieser Gefahr, indem er sich aus allen Kräften dem Vorhaben seiner Gefährten widersetzte.

Lefranc suchte sich inzwischen die Gunst der schwarzen Fischer dadurch zu erwerben, daß er ihnen mit seiner einzigen Weste ein Geschenk machte. Er wurde nun mit seinem Unglücksgefährten Saunois halb nackt ans Ufer der Insel gebracht. Hier umringte die beiden Weissen bald ein Schwarm von Negern, die mit einander darüber berathschlagten, was sie mit den Beiden machen sollten. Sie wurden aufs Land geführt, und dort beim Anbruch der Nacht in eine elende Hütte gesperrt und bewacht. Beide waren so ermattet, daß sie fast ohnmächtig zur Erde sanken. Mitten in der Nacht nahte sich der treue Fernand ihrer Hütte, weckte sie eilig auf, und beschwur sie, mit ihm davon zu eilen, weil er entdeckt hätte, daß die Schwarzen entschlossen wären, sie zu ermorden. Unter diesen Umständen war kein Augenblick zu verlieren; die beiden Unglücklichen schlichen sich also mit ihrem Diener sachte aus der Hütte, und irrten baarfuß auf der Insel umher.

Als es Tag geworden war, und der Hunger die Umherirrenden quälte, verschafften sie sich bei einigen friedlichen Landbewohnern Lebensmittel gegen einige Nähnadeln, die Leblanc glücklicherweise in einem Etui noch bei sich trug. Am zweiten Tage hörten sie das Geräusch der sie aufsuchenden Feinde, und mußten sich in eine Felsenhöle verkriechen. Sie blieben zwar unbemerkt, aber ihre Ermattung war so groß, daß sie befürchten mußten, dem Ungemache zu unterliegen. Lefranc wollte auf einem Felsen das Ende seiner Leiden abwarten, allein der treue Fernand gab sich viele Mühe, ihm wieder Muth und Hoffnung einzuflößen. Sie setzten ihre mühselige Wanderung fort, und gelangten endlich durch eine heiße Wüste zur Hütte eines menschenfreundlichen Negers, welcher ihre Wunden verband, und ihnen Nahrung reichte. Sie waren nicht fern von der Stadt, wo der Sultan der Comoroinsel seinen Sitz hat. Dahin begaben sie sich nun, und ließen dem Sultan durch ihren Neger ihr Elend vorstellen. Dieser war zwar dadurch gerührt, erlaubte ihnen aber nur, sich bis zum nächsten Tage in der Stadt aufzuhalten. Sie mußten also am folgenden Tage weiter, und suchten den Bruder des Sultans von Anjuan auf, welcher auf derselben Insel wohnte, und an welchen sie empfohlen waren. Backar, so hieß er, nahm sie zwar auf und verpflegte sie, allein nach Verlauf von zwey Monaten ward ihm dieses zur Last, und die beyden Unglücklichen bedungen eine Ueberfahrt nach der Küste Zanzibar oder Zanguebar. Es wurde ihnen bewilliget, und sie kamen ohne besondere Unfälle dahin. Da hier zwey französische Schiffe vor Anker lagen, eins von Isle de France, und das andere von der Insel Mahe, so wandten sie sich an die Schiffskapitaine, und flehten sie um Hülfe

an.

an. Aber sie fanden wenig Gehör; keiner wollte sich der Verlassenen annehmen. Etwas mehr Wohlwollen bewies ihnen der französische Dollmetscher auf Zanguebar, der sie so lange verpflegte, bis ein arabischer Schiffskapitain, welchen Lefranc durch ein gemeines Hausmittel von einer Unpäßlichkeit befreiet hatte, sich aus Dankbarkeit anheischig machte, die beiden Europäer nach Mozambique überzusetzen.

Auf der Fahrt dahin, bei der Insel Dibo, trafen die beiden Unglücklichen abermals französische Schiffe an. Einer der Kapitaine versprach ihnen, sie mit nach Amerika hinüber zu nehmen, das arabische Schiff segelte nun weiter, allein als es fort war, weigerte sich der Franzose, sein Versprechen zu erfüllen.

Die beiden Verbannten befanden sich nun wieder in der bedauernswerthesten Lage, woraus sie jedoch ein von der Bourbonsinsel kommender Schiffskapitain zog, indem er sie mit sich nach Mozambique nahm. Hier ward ihnen wohl, als sie vier ihrer Unglücksgefährten antrafen, welche später als sie die Maheinsel verlassen, und sich hier niedergelassen hatten. Von diesen wurden sie brüderlich aufgenommen und bewirthet, so gut es die Umstände erlaubten. Als sie eines Tages ausgegangen waren, warf sich ihnen ein Neger zu Füßen, und mit einem freudigen Schrecken erkannten sie in ihm den treuen Fernand, den sie auf der Comoroinsel hatten zurücklassen müssen. Er beschwor sie, ihn wieder in ihren Dienst zu nehmen, und versprach, sie nimmer zu verlassen. Allein die beiden Unglücklichen stellten ihm ihr eigenes Elend vor Augen, welches es ihnen zur Unmöglichkeit mache, seinen Wunsch zu erfüllen, und seinen Dienst zu belohnen. Sie empfahlen ihn dem Schiffskapitain, welcher sie herüber gebracht

hatte,

hatte, und dieser machte sich anheischig, ihn nach den Sechelleninseln zurück zu bringen. Ja, dieser edeldenkende Kapitain that noch mehr: er bedung für die beiden Verbannten eine Ueberfahrt nach der westindischen Insel St. Thomas; allein der amerikanische Schiffskapitain machte es zur Bedingung, daß sie als gemeine Matrosen auf dem Verdecke arbeiten sollten. Ihr Wohlthäter versorgte sie mit Lebensmitteln, und nahm Abschied von ihnen.

Das Schiff segelte nun nach Ostindien ab, jedoch war die Lage der beiden Verbannten dadurch keineswegs verbessert. Sie wurden mit Schlägen zur härtesten Arbeit gezwungen, und erlitten die unbarmherzigste Behandlung. Als sie auf St. Thomas angelandet waren, wollte eben ein Antwerper Schiff die Segel lichten. Sie erhielten die Erlaubniß, sich einzuschiffen, unter der Bedingung, daß einer von ihnen den eben gestorbenen Koch ersetzen, und der andere als Matrose arbeiten sollte. Der Baumeister Lefranc war also nunmehr ein Koch. Während der Ueberfahrt brachen die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England wieder aus, und das Antwerper Schiff ward auf offenem Meere von einem englischen Kaper angegriffen und übermannt. Die gefangenen Matrosen wurden nach der Ankunft in Portsmouth mit andern Kriegsgefangenen in ein Ponton gesteckt, wo sie bis zur nächsten Auswechslung verblieben. Sie wurden von da nach dem französischen Hafen Morlaix gebracht, und dort an's Land gesetzt. Lefranc begab sich mit seinem Unglücksgefährten nach Brest, und suchte sich dort durch Arbeit und Hülfe wohlthätiger Menschen durchzuhelfen; allein bald darauf ward er gefänglich eingezogen, und mußte 45 Tage im Kerker schmachten, worauf er wieder entlassen wurde, mit dem Befehle, sich unver-

verzüglich nach Lunel im mittäglichen Frankreich zu begeben, und sich dort hinfüro aufzuhalten. Sein Unglücksgefährte, welcher sich nach Paris begeben hatte, ward nicht besser behandelt, sondern ebenfalls nach Lunel verwiesen. Hier lebten sie bis zum Sturze Bonaparte's, der ihnen ihre Freiheit gab. Von den übrigen Deportirten lebten etwa achtzehen auf den Sechellen und andern Inseln, einige aber kamen wieder nach Frankreich zurück.

Sechste Abtheilung.

Außerordentliche Naturereignisse.

I. Große Feuersbrunst in Rom.

Im Jahr Christi 65.

Keine Regierung war je so fruchtbar an unglücklichen Ereignissen, als die des römischen Kaisers Nero. eines Tyrannen, dessen Name sich beinahe auf alle schlimme Fürsten fortgeerbt hat, die nach seiner Zeit gelebt haben. Die Natur und ein zerstörender Despotismus schienen alle ihre Plagen zu vereinigen, um die stolze Stadt Rom für das Unheil zu strafen, welches sie durch die Eroberungen der Welt unter den Menschen angerichtet hatte.

Allgemeinen Schrecken verursachte der Verlust von dreihundert mit Getreide beladenen Schiffen, von denen zweihundert im Hafen selbst scheiterten, und die übrigen durch eine Feuersbrunst verzehrt wurden. Die Folge davon war, daß in Rom beinahe eine Hungersnoth ausbrach. Kaum hatte man sich von diesem Schrecken erholt, so fieng die Pest an zu wüthen. Alle Häuser waren mit Leichen angefüllt; kein Alter, kein Rang und kein Geschlecht blieb verschont. Wer seinem Vater oder seiner Gattinn die Augen zudrückte, der ward davon angesteckt,

und

und dann verschlimmerte sich das Uebel so schnell, daß diese Opfer der kindlichen und ehelichen Liebe oft auf einem und eben demselben Scheiterhaufen verbrannt wurden. Diese schröckliche Plage wüthete einen ganzen Herbst durch, und rieß dreissig tausend Menschen hin. Nero befand sich damals auf seinen Landhäusern unter dem schönen Himmel von Kampanien, und gerade diese Gegend wurde von den meisten Unglücksfällen heimgesucht. Die Ebene wurde durch einen fürchterlichen Orkan verwüstet, welcher das Getreide zerstörte, die Bäume entwurzelte und die Häuser zu Boden warf. In der Nachbarschaft des Vesuvs war ein Erdbeben, welches den größten Theil der Stadt Pompeji zerstörte. Während das Innere dieser Gegend sich solchergestalt umkehrte, ward eine Heerde von sechs hundert Schaafen, die auf dem Rücken des Vesuvs weidete, erstickt; Bildsäulen von Erz und Marmor zerborsten, und die bösen Dünste, die aus der Erde aufstiegen, thaten eine solche Wirkung auf das Gehirn einiger Kampanier, daß sie den Verstand verloren.

Zu allen diesen Unglücksfällen kamen noch die Verwüstungen, welche die Einfälle fremder Nationen im Reiche verursachten. Zwei römische Kolonien wurden in Großbrittannien geplündert, und bei der Gelegenheit eine Menge Bürger und Bundesgenossen vom Feinde niedergehauen. Noch schimpflicher war der Verlust in den Morgenländern; Syrien schwebte in großer Gefahr, von den Barbaren zerstückelt zu werden, und mehrere römische Legionen mußten in Armenien unter dem Joche durchgehen.

Niemand war bei dem weitverbreiteten, vielfachen Ungemach gleichgültiger, als der Kaiser Nero. Statt wirksame Anstalten zu treffen, um der Noth zu wehren und den Schaden zu heilen, vermehrte er

das

das Unglück durch seine Ausschweifungen, durch ungeheure Verschwendung, Grausamkeit und Mord. Oft hörte man ihn sagen, es sey ihm lieber, gehasset, als geliebt zu werden. Seitdem einige Verschwörungen gegen ihn entdeckt worden waren, ließ er ohne Unterschied, der geringfügigsten Ursachen wegen hinrichten, wer ihm in die Gedanken kam. Er wüthete nicht blos gegen Menschen, sondern auch gegen Gebäude, und er war es, der sogar Rom selbst anzündete.

Einst hatte jemand an der kaiserl. Tafel gesagt: „Bin ich todt, so gehe meinetwegen die ganze Welt im Feuer auf!“ — „Nein, rief Nero, lieber bei meinem Leben noch!“ und kurz darauf brach in Rom eine Feuersbrunst aus, die kaum in einer durch Sturm eroberten Stadt so groß hätte seyn können. Die Unregelmäßigkeit der Stadt, und ihre engen und krummen Gassen waren nicht nach dem Geschmacke des Kaisers, und daß er selbst die Mordbrennerey veranstaltet habe, sah man nicht nur daraus, weil er niemanden zu löschen erlauben wollte, sondern auch weil seine Kammerbedienten mit Werg und brennenden Fackeln umherliefen, um die Zerstörung zu vergrößern. Der Tyrann hatte die Absicht, den Umfang seines Palastes zu erweitern, und da er sich dabei durch öffentliche Getreidehäuser, die aus Quadersteinen gebaut waren, beschränkt sah, so hatte er die Frechheit, um sie vollends niederzuwerfen, bei dem Brande noch Kriegsmaschinen zu Hülfe zu nehmen. Um nichts von dem abscheulichen Schauspiele zu verlieren, das seine Raserey angeordnet hatte, bestieg er einen entlegenen Thurm, ergötzte sich „an der Flammen Pracht“, wie er sich poetisch ausdrückte, und deklamirte eine dichterische Stelle, die den Untergang Troja's schilderte. Nicht satt sehen könne er sich,

wie

wie er versicherte, an der wogenden Flamme, wie sie die sieben Hügel umströmte, auf denen Rom erbaut war.

Das Feuer wüthete, mit immer gleicher Gewalt, sechs Tage und sieben Nächte (vom 18ten bis 24 Julius), und erlosch endlich nur aus Mangel an Nahrung, weil man ihm, an dem einen Ende der Stadt, einen großen leeren Raum entgegen setzte, indem man eine ungeheure Menge Gebäude niederrieß. Nach Verlauf dieser Zeit fieng man wieder an aufzuathmen, allein das Feuer brach von neuem aus, und verwüstete achtundvierzig Stunden lang die ganze alte Stadt, in welcher sich die Häuser der alten Feldherren der Republik, mit der Beute der Feinde angefüllt, verschiedene prächtige Tempel und eine Menge anderer, aus dem Alterthume übrig gebliebenen, Denkmäler befanden. Der neue Brand nahm in den Gärten des Tigellinus, des Hauptmannes der kaiserl. Leibwache, der aus einem der verworfensten Menschen Roms des Kaisers Liebling geworden war, seinen Anfang, und dieser Umstand ließ vollends keinen Zweifel übrig, wem man das allgemeine Unglück zuzuschreiben habe. Ungeachtet aber alles, was nur die Luft des Vaterlandes athmete, sich in den Fall der natürlichen Selbstvertheidigung gesetzt sah, so regte sich doch keine Seele, und der mordbrennerische Monarch fuhr ungestört fort, von seinem Thurme herab, des armen Volkes zu spotten, das seine Tollheit in Verzweiflung stürzte.

Die Verwüstung, welche diese doppelte Feuersbrunst in Rom anrichtete, übersteigt alle Beschreibung. Die Hauptstadt der Welt glich auf eine zeitlang einer großen Einöde. Von den vierzehen Quartieren, woraus sie bestand, waren drei so gänzlich

zerstört, als ob ein Eroberer die Pflugschar darüber gezogen hätte, und sieben zeigten nichts als zusammen gehäufte Trümmer und den Einstürz drohende, vom Feuer berußte, Gebäude. Viele der herrlichsten Denkmäler des Alterthums waren nun von der Erde vertilgt. Nero machte den Schaden, den seine höllische Mordbrennerey angerichtet hatte, auf eine seltsame Art wieder gut. Um von den Kostbarkeiten der umgekommenen Bürger nichts zu verlieren, versprach er, die Leichname und den Schutt auf seine eigene Kosten wegräumen zu lassen, und unter diesem Vorwande war es niemanden erlaubt, die Trümmer seiner Habseligkeiten aus dem Schutte hervorzusuchen. Hiernächst trieb er aus dem ganzen Reiche Kontributionen zur Wiederherstellung seiner Hauptstadt ein, und ruinirte auf diese Weise mit der Stadt zugleich die Provinzen.

Da der allgemeine Unwille allmählich immer lauter wurde, und dem Tyrannen für seinen wankenden Thron bange zu werden anfieng, so suchte er, um sich zu rechtfertigen, die Schuld des Unglücks auf Unschuldige zu wälzen. Das Christenthum fieng damals an, sich in vielen Gegenden der Erde auszubreiten, und in Rom lebten im Verborgenen viele Christen. Man hielt ihre Religion für groben Aberglauben, und haßte die Bekennen derselben, weil man sie als Feinde des menschlichen Geschlechts betrachtete. Nero trug kein Bedenken, in einem seiner Edicte die Christen zu beschuldigen, daß sie Rom in Brand gesteckt hätten, um sich nachher der Herrschaft zu bemächtigen. Dieser Beschuldigung zufolge wurden die Unglücklichen ergriffen, und unter den schröcklichsten Martern hingerichtet. Die Grausamkeit des Unmenschen erfand für sie eine eigene Todesart. Man nähete die Unschuldigen in

härene Säcke ein, die man mit Werg ausstopfte, begoß sie von außen mit Pech, grub diese lebendigen Mumien gleich Pfählen in die Erde, zündete sie oben an, und ließ sie, wie Fackeln, in langen Reihen zu nächtlichen Rennspielen leuchten. Einige wurden in die Häute wilder Thiere eingenäht, und von Hunden zu Tode gehetzt, oder von wilden Thieren zerrissen; andere wurden mit Lanzen ermordet oder gekreutziget. Wenn der Tag zu ihren Martern nicht hinreichete, so dienten die Flammen, in denen sie umkamen, zur Erleuchtung der Nacht. Dieselben Todesarten wurden auch in den Provinzen des römischen Reiches vorgeschrieben. Der Apostel Paulus ward enthauptet, und Petrus der Ueberlieferung zu folge, mit dem Haupte unterwärts gekreutziget, eine Stellung, die er selbst aus Ehrfurcht gegen seinen Meister gewählt haben solle. Auch den Evangelisten Markus, beide Jakob und die Apostel Bartholomäus und Philippus ließ der Barbar hinrichten. Er wies seinen eigenen Garten zu diesen abscheulichen Auftritten an, und setzte noch dazu die öffentlichen Lustbarkeiten des Rennplatzes, führte manchmal die Wagen in Person, und stund bisweilen in der Kleidung eines Kutschers als Zuschauer unter dem Pöbel.

Auf den Trümmern der zerstörten Stadt baute Nero einen Palast, der von den reichen Materialien, die an ihn verschwendet waren, von dem Golde und den Edelsteinen, die in allen Zimmern blitzten, den Namen des goldenen Hauses erhielt. Der vornehmste Saal war cirkelrund und die Decke so künstlich eingerichtet, daß sie nach Art des Himmelsgewölbes sich regelmäsig umdrehte. Der Umfang des Palastes war eben so erstaunlich als seine Schönheit. Seen, Parke und Weingärten waren im Ringe des-

 selben

selben begriffen, und der Eingang war so geräumig, daß er eine kolossalische Bildsäule des Kaisers, hundert und zwanzig Fuß hoch, fassen konnte. Aller der verschwenderischen Pracht ungeachtet, an welcher dieser Palast alles übertraf, was vor und nach ihm ähnliches gebaut wurde, begnügte sich Nero nach Vollendung desselben kaltsinnig zu sagen: nun wohne er doch einmal wie ein Mensch. Der unermeßliche Aufwand für den kaiserlichen Palast und die Verschönerung der Stadt machte fortdaurende Gelderpressungen nöthig, die gleichsam das Mark aus den Beinen sogen. Aber der Druck und das Elend der Unterthanen schien Nero's Freude zu seyn, und keine seiner täglichen Mahlzeiten befriedigte ihn, wofern sie nicht den Raub einer Provinz verpraßte.

Einen solchen Herrn ertrug das römische Weltreich beinahe vierzehen Jahre. Dann tödtete er sich selbst, um nicht in die Hände derer zu fallen, die sich gegen ihn empört hatten, nicht mehr als dreissig Jahre alt.

II. Verheerungen durch Heuschrecken.

Im Jahr 1338.

Aus dem lateinischen Berichte eines gleichzeitigen Annalisten übersetzt. *)

Es kamen im Jahre 1338 von Osten ganze Heere von Heuschrecken; sie zogen in den Monaten Juli und August durch Ungarn, Polen, Böhmen, Mähren, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Schwaben, Baiern, die Lombardie, Friaul, und neben

*) Anonym. Leob. apud Pez T. I, p. 951, etc, et alii.

ben dem Gebirg hin bis zum Rhein, und wo sie durchzogen, frassen sie mit ihren scharfen Zähnen alles, was grünte, bis auf die Wurzel weg. Das erschrockene Volk stellte Bettgänge an, und schrie zum Himmel um Hülfe.

Es war wunderbar zu sehen! Die verderblichen Thiere flogen, gleich einem Kriegsheer, in abgesonderten Haufen durch die Luft, und wenn sie sich niederliessen, war's, als wollten sie ihr Lager erst abmessen. Einen Tag zuvor, ehe die ganze Menge ankam, zogen allemal einige Anführer voraus, als wollten sie erst die Gegenden besichtigen, und die tauglichsten auswählen. Um neun Uhr Abends, da die Führer ankamen, ließen sich sich nieder, und dann behaupteten sie ihren Platz, bis den folgenden Morgen die Sonne durch ihre Strahlen die durch den Thau oder Regen naßgewordenen schweren Leiber getrocknet hatte; dann zogen sie truppenweis ab, wie, wenn sie eine militairische Ordnung hätten. Sie frassen alle Frucht weg, aber besonders das Heu, Grummet und dergleichen. Nach Kärnthen kamen sie etwas später, indem sie in andern Ländern einen hinlänglichen Fraß fanden, aber den Haber, den sie noch eben auf dem Feld antrafen, zehrten sie auf.

Diese Heuschrecken hatten vier Flügel, und trugen gleichsam Waffen, welche, wenn sie die Weiber auf ihre Kleider näheten, wie Edelsteine hell und herrlich funkelten. Sie legten ihre Eyer in den Furchen und niedern Gesträuchen ab, und verliessen das Land nicht eher, als bis die scharfen Winde anfiengen. In einigen Orten, wo die junge Brut noch sehr dick zugeschlossen, oder sehr klein war, schlug man sie todt, oder schüttete sie in Gruben zusammen, und vertilgte sie durch das Feuer. In einigen Gegenden, in welchen es ihnen an Nahrung fehlte,

schienen:

schienen sie den Weg, auf welchem sie herangekommen, zurückziehen, oder nach andern Ortschaften sich wenden zu wollen. Die Bauern aus Baiern trieben allerlei Geflügel zusammen, und sie überliessen denjenigen, welche sie unterstützten, die Eier der Henne. Man lachte zwar darüber, dennoch brachte dieß den Bauersleuten keinen geringen Nutzen.

Die Heuschrecken kamen drei Jahre nach einander aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und verwüsteten zur nemlichen Jahrszeit, mehr und weniger, alle Feldfrüchte. Im vierten Jahr wurden sie von den Raubvögeln, Storchen, Krähen u. dgl. verzehrt, und kamen nicht wieder *)

III. Erdbeben in Italien.

Im Jahr 1638.

Der Jesuit Athanasius Kircher, welcher 1602 zu Geysa unweit Fulda gebohren wurde, lehrte die Philosophie, Mathematik und morgenländischen Sprachen zu Würzbukg, Avignon und Rom, und erwarb sich durch seine Schriften einen weitverbreiteten Ruhm. Er war für sein Zeitalter ein guter Naturkündiger und

---

*) Im Jahr 1749 erschien in Baiern wieder ein solcher Zug von Heuschrecken, welche „an vielen Orten, ihrer erstaunlichen Menge halber, ein Terrain von einer Stunde in der Länge und einer halben in der Breite eingenommen, armdicke Aeste an den Bäumen abgedruckt, fast alle Stauden, Birnen und Felbeubäume zur Erde geneigt, und alle Baum- und Feldfrüchte verzehrt haben." Die Geschichte dieser Heuschrecken, und die Mittel, mit denen man sie auszurotten bemüht gewesen, wurde zum Andenken und zum Unterricht für künftige Zeiten abgedruckt in den Meyrischen Sammlungen, Bd. 2. S. 1266. ff.

und Mathematiker, obgleich seine eigenen Erfindungen nicht sonderlich erheblich sind. Seine Forschbegierde reitzte ihn zu mancher gefährlichen Unternehmung, die ihn leicht das Leben hätte kosten können, unter andern im Jahr 1638, da ein furchtbares Erdbeben den untern Theil von Italien und Sicilien verwüstete. Er selbst giebt uns davon folgende Nachricht *).

Kircher fuhr am 24 März 1638 mit zwey Franciskanermönchen und zwey Weltleuten in einem Fahrzeuge von Messina ab, erreichte noch an demselben Tage das Vorgebürge Pelorus, und war im Begriff nach St. Euphemia überzusetzen, wo er sich Geschäffte halber einige Tage aufzuhalten gedachte. Aber von einer unsichtbaren Hand gleichsam zurückgehalten, konnte er bald aus Erfahrung einsehen lernen, wie übel es mit dem Menschen stehen würde, wenn seine Anschläge allezeit gelängen.

Am sieben und zwanzigsten März, es war der Sonntag vor Palmarum, wollte er mit Tagesanbruche die Ueberfahrt wagen. Weil aber das Meer an diesem Tage ungewöhnlich brausete und besonders bei Scylla so ungeheure Wirbel schlug, daß sich auch die Schiffer darüber entsetzten, so ließ er nach Tindaro steuren, um von da an die Küste von Calabrien zu kommen. Als er die Meereshöhe zwischen den Liparischen Inseln Mylä und dem vatikanischen Vorgebirge erreicht hatte, bemerkte er, daß der Aetna und Stromboli ungeheuer große, ja Bergen gleichende Rauchkugeln ausstießen, wodurch nicht nur die Liparischen Inseln, sondern auch Sicilien den Augen entzogen wurden. Ein unterirdisches Brüllen.

*) Athanas. Kircher. Mundus subterraneus. Tom. 1. Praef. C. II. III.

len und ein mit Schwefelgeruch verbundenes Krachen schien Calabrien und Sicilien den Untergang anzukündigen. Kircher, der als ein guter Naturkenner wohl wußte, was diese Vorboten weissagten, bat die Schiffer inständigst, sich von der Liparischen Küste zu entfernen, und sich nach dem Capo Vaticano zu wenden, denn Stromboli, dem man so nahe war, konnte man vor Rauch nicht sehen, nur sein Krachen und den Schwefelgeruch, den er von sich gab, konnte man bemerken Das Meer kochte, und trieb Blasen, die Luft war still, der Himmel heiter.

Indem sich das Fahrzeug dem Capo Vaticano näherte, und die schröcklichen Symptomen des Meeres fortdauerten, sagte Kircher, von einer ungewönlichen Angst getrieben, seinen Gefährten, daß bald ein großes Erdbeben entstehen werde, und daß er befürchte, die ganze hier befindliche Felsenkette möchte zusammenstürzen. Eine Vorherverkündigung, die der Erfolg genau bestätigte, denn ungefehr nach zwey Stunden sank ein großer Theil dieses Vorgebirges.

Kircher kam wohlbehalten nach Tropeo. Kaum aber hatte er das dasige Jesuiterkollegium betreten, als auf ein unterirdisches fürchterliches, dem Rasseln schnellfahrender Wagen gleichendes Getöse ein so heftiges und schröckliches Erdbeben der Erde erfolgte, daß das Kollegium nebst dem Städtchen und dem darunter liegenden Berge wie in einer Wiege hin und her schwankte, und der Erdboden so hüpfte, daß sich niemand auf den Beinen zu halten vermochte. Der Knall einfallender Dächer, das Krachen zusammenstürzender Mauren versetzten unsern Gelehrten in unbeschreibliche Angst, doch faßte er sich und floh ohne Hut und Mantel nach seinem Fahrzeuge. Hier traf er mehrere seiner Ordensbrüder und Reisegefährten an, die, wie er, die Sprache gänzlich verloren zu haben schienen.

Am

Am folgenden Tage, als am Sonntage Palmarum, setzte man die Reise fort und kam nach Rochetta; weil man aber beim Landen immer noch heftige Erdstöße verspürte, so durfte man sich von dem Fahrzeuge nicht entfernen. Man wagte es zwar, um einige Ruhe zu genießen, in ein in der Nähe liegendes Gasthaus zu gehen; bald aber ward man durch die drohende Gefahr genöthigt, es wieder zu verlassen, und eine halbe Stunde daranf lag es mit vielen herumliegenden Oertern im Schutte. Man flüchtete nun nach Lopizo, zwischen Tropeo und St. Euphemia, und wurde auch hier auf der einen Seite durch das tobende Meer, und auf der andern durch die einstürzenden Kastelle und Ortschaften in nicht geringes Schrecken gesetzt. Stromboli, ganz mit Feuer bedeckt, schien Flammenberge auszuwerfen. Ein dumpfes Donnern unter der Erde kam immer näher, und erschütterte, da es an den Platz kam, wo sich Kircher befand, den Erdboden so gewaltig, daß jedermann umfiel und sich an das Gesträuch am Meere halten mußte, um durch das Herumwerfen an seinen Gliedmaaßen keinen Schaden zu nehmen.

In derselben Stunde gieng St. Euphemia unter, das an den äußersten Enden des Meerbußens lag, und den Maltheserrittern gehörte. Von Lopizo aus, wo Kircher mit seinen Gefährten halb todt auf der Erde lag, hatte er, als der Paroxismus der Natur ein wenig nachließ, bemerkt, daß das erwähnte Städtchen mit einem dicken Nebel umgeben war, welches um drei Uhr Nachmittags, bei heiterem Himmel, etwas Außerordentliches zu seyn schien. Er suchte, nachdem der Nebel verschwunden war, St. Euphemia und fand es nicht mehr. Der Platz, wo es gestanden hatte, war eine stinkende Lache geworden. Man sah sich nach jemand um, der von einem

so

so schrecklichen Ereigniß wenigstens nähere Umstände angeben könnte, und fand niemand. Einen einzigen Knaben erblickte man, der wie versteinert am Ufer saß. Man fragte ihn: was St. Euphemia begegnet sey? er antwortete aber kein Wort. Der entsetzliche Schrecken schien ihm Vernunft und Sprache geraubt zu haben. Er verschmähte sogar die ihm angebotenen Speisen, und gab blos das Zeichen mit den Fingern, um den Untergang der unglücklichen Stadt anzudeuten. Aller Trost war hier vergebens; mit verstörten Blicken und einem Verrückten ähnlich, lief der Unglückliche in einen nahen Wald, und ward nicht mehr gesehen.

Kircher fuhr an der Küste hin und bemerkte in einer Strecke von zweihundert tausend Schritten fast nichts als Ueberbleibsel von Städten und Schlössern, und auf freiem Felde herumirrende, vor Furcht verschmachtete Menschen. Unter großen Gefahren langte er endlich zu Neapel an, und hatte Muth genug, noch den Vesuv zu besteigen, um zu erforschen, ob dieser Berg mit dem Aetna und Stromboli bei diesem Kriege der Natur Verbindungen unterhalten habe. Er bestieg ihn um Mitternacht, und fand ihn, als er dessen Crater erreicht hatte, ganz mit Feuer erleuchtet, sah seine mit Feuerkugeln vermischten Rauchwolken, hörte sein Brüllen, roch seinen Schwefeldampf, maß seinen Umfang und seine Tiefe, und forschte nach seiner innern Beschaffenheit.

IV. Seltsamer Brand in Stockholm.

Im Jahr 1799.

In einer Vorstadt von Stockholm gerieth im Winter des Jahres 1799 um die Mittagszeit ein Zucker-

Zuckerhaus in Brand. Da das Unglück alsbald durch die Abfeurung des groben Geschützes angekündiget wurde, so eilten die Feuerspritzen hinzu, den Besitzern beizustehen. Der Winter war so scharf, daß es keinen einzigen Ort in der Nähe gab, wo das Wasser nicht eine Elle tief eingefroren gewesen wäre. Man mußte das Eis mit Äxten und Hämmern aufhauen, und das Wasser wie aus einem Brunnen heraufziehen. Sobald man die Tonnen gefüllt hatte, mußten sie in aller Eil fortgefahren werden, damit das Wasser nicht wieder einfröre, welches dennoch mit einem Drittheil desselben der Fall war, ehe man es an den Ort bringen konnte, wo es gebraucht werden sollte. Um das Gefrieren, so viel es sich thun ließ, zu verhindern, rührte man es beständig mit einem Stocke um, aber auch dieß half nur sehr wenig. Durch die vereinigte Wirkung vieler Spritzen, die eine Menge Wasser emporwarfen, wurde das Feuer endlich gedämpft; nichts als das Dach brannte ab; das Haus selbst wurde nur wenig beschädiget.

Der Vorrath von Zucker befand sich in den obern Stockwerken des Gebäudes, ingleichem viele Tonnen Syrup, welcher an den Seiten der Wände hinablief, da die Tonnen von dem einfallenden Dache zerbrochen wurden. Das Wasser, welches die Spritzen auf das Dach schleuderten, floß natürlich an den Wänden und Treppen hinab, und suchte einen Weg durch die Fenster; es wurde aber in seinem Laufe durch die Gewalt des Frostes gehemmt. Als das Feuer schon gelöscht war, arbeiteten die Spritzen noch einige Zeit fort, und das Wasser, welches sie hinauftrieben, war fast sobald gefroren, als es die schon mit Eis bedeckten Mauern berührte. So bildete sich ein Haus von dem alleraußerordentlichsten Ansehen,

das

das man sich nur einbilden kann. Es wurde für eine solche Merkwürdigkeit gehalten, daß jeder herzukam, um es als etwas Wunderbares anzustaunen. Das ganze Gebäude war von oben bis unten mit einer dicken Eisrinde überzogen. Thüren und Fenster waren verstopft, und um hinein zu gelangen, mußte man sich mit Hämmern und Aexten eine Oeffnung machen; man sah sich genöthiget, eine andere Treppe in das Eis zu hauen, um in die obersten Stockwerke zu kommen. Alle Gemächer sammt dem Ueberreste des Dachs waren mit langen Eiszapfen von mannigfaltiger Form und von gelblichter Farbe verziert, da sie aus Syrup und gefrornem Wasser bestanden. Wenn die Sonne auf dieses Gebäude schien, so gliech es gewissermaßen den diamantenen Schlössern, welche die Einbildungskraft der Dichter schafft. Es blieb über zwei Monate in diesem Zustande, und jeder, der einige Neugierde fühlte, besuchte es. Vornemlich machten sich die Kinder ein herrliches Vergnügen damit, und trugen nicht wenig zur Zerstörung des Zauberschlosses dadurch bei, daß sie den Zuckertheilchen, welche dem Eise an vielen Orten einverleibt waren, nachspürten.

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

I. Beschreibung der großen Jagd, welche der mogolische Kaiser Dschingis-Chan im Jahr 1221 anstellte.

Die Jagd ist fast eben so alt als die Welt, und war von jeher eine Ergötzlichkeit der größten Fürsten. Die römischen Kaiser fanden an dieser Uebung ein besonderes Vergnügen, und räumten ihr eine Stelle unter den öffentlichen Lustbarkeiten ein. So groß aber der Prunk war, den sie bei ihren Jagdpartieen zeigten, so wurden sie doch von den mogolischen Kaisern darinn übertroffen. Dieß gilt unter andern von der Jagd, die der große mogolische Eroberer Dschingis-Chan im Jahr 1221 veranstaltete.

Als sich dieser Kaiser mitten im Winter zu Termed befand, und diese Jahrszeit ihn den Krieg fortzusetzen hinderte, beschloß er eine große Jagd zu geben, um seine Soldaten in beständiger Thätigkeit zu erhalten. Da der Prinz Tuschikan, Oberjägermeister des Reichs abwesend war, so befahl er dem Nevian oder Unter-Generallieutenant, die Jagd anzuordnen, und sie so weit, als irgend möglich wäre, auszudehnen. Der Nevian, welcher die Pflichten seines ihm aufgetragenen Amtes erfüllte, trug Sorge,

alle

alle Jägermeister davon benachrichtigen zu lassen. Er bezeichnete ihnen den großen Umfang, den sie einschließen sollten, und wies ihnen ihre Posten an, um die vorgeschriebenen Grenzen zu berichtigen. Er befahl hierauf den Officieren der Armee, den Jägermeistern an der Spitze ihrer Soldaten eiligst zu folgen, ihre Quartiere zu beziehen, kurz, in allem so zu verfahren, wie die ihnen bekannte Verordnung, welche der Kaiser bei Feststellung des Jagdgesetzes ergehen lassen, es erheischte.

Sobald die Officiere ihre Truppen an die ihnen angezeigten Plätze geführt hatten, stellten sie sie in Reihen, die sie zuweilen verdoppelten, und so umschlossen sie den weiten Umfang, den die Jägermeister vorgezeichnet hatten, und der von den Mogolen Nerke genannt wird. Sie unterließen nicht, ihren Leuten anzudeuten, (ob es schon Keinem unbekannt war), wie jeder mit seinem Leben dafür haften müsse, daß keines der Thiere aus dem Nerke entkäme. Die umschlossene Gegend hatte beinahe vier Monatreisen im Umkreise, und schloß ein weites Land in sich, in welchem sich große Wälder, eine unendliche Menge anderer Gebüsche, und alle Thiere, welche sie bewohnten, befanden. Das Centrum dieses ungeheuren Cirkels, wo nothwendig alle Thiere endlich zusammen treffen mußten, befand sich in einer dazu gewählten Fläche.

Die Officianten der Jägerey schickten alsbald Kouriere an den Generallieutenant der Jagd ab, um ihm von den gemachten Anstalten Bericht zu erstatten, und neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Der Generallieutenant erhielt dieselben von Dschingis-Chan selbst, und dann theilte er sie den Kourieren mit, die, nachdem sie sich das Hauptquartier des Kaisers wohl gemerkt hatten, um es bei einem ähnlichen

lichen Auftrage sogleich wieder finden zu können, sich unverzüglich auf den Weg machten, um die erhaltenen Befehle den Jagdofficianten zu bringen. Man muß deswegen eben nicht glauben, daß das Quartier des Kaisers auf einer Stelle blieb; der Fürst rückte mit den Truppen immer vorwärts, allein da dieß immer auf derselben Linie geschah, so konnte man ihn leicht finden.

Kaum hatten die Kouriere die Befehle den Jagdofficianten überbracht, so theilten diese sie auch den Officieren der Armee mit. Alsbald ertönten die Paucken, die Trompeten und Hörner, und von allen Seiten hörte man den Marsch. Alles geschah durchgängig zugleich und auf einerlei Art, und die Soldaten rückten sehr geschlossen gegen das Centrum an, und trieben die Thiere jederzeit vor sich her. Sie hatten ihre Officiere hinter sich, welche sie beobachteten, und alle waren, wie im Treffen, bewaffnet. Ungeachtet sie aber alle ihre Helme, ihre Schilder, Schwerdter, Bogen und Köcher voller Pfeile und Aexte hatten, so war es ihnen doch verboten, irgend ein Thier zu tödten, so gewaltsam es sich auch betragen möchte. Man hatte die härtesten Strafen für diejenigen bestimmt, die sich ihrer Waffen gegen die Thiere bedienen würden, und es war blos erlaubt, sie durch Schreien zurückzutreiben, wenn sie durch die Besatzung durchzudringen versuchen möchten. Man marschirte demnach täglich, indem man die Thiere immer gegen den Mittelpunkt trieb, und des Nachts schlug man Lager auf. Der militairische Dienst ward keineswegs darüber vernachläßigt; man holte sehr regelmäßig Verhaltungsbefehle ein, und es waren Wachen und Schildwachen ausgestellt. Diese veränderte man oft; man strafte diejenigen, die ihre Schuldigkeit nicht aufs genaueste erfüllten; man machte

zuweilen

zuweilen einen blinden Lärm; mit einem Worte, alles, was im Kriege geschieht, ward auch hier nicht verabsäumt.

Der Marsch ward mehrere Wochen hindurch ohne Hinderniß fortgesetzt; endlich aber ward er durch einen breiten Fluß, über welchen man nicht schwimmen konnte, unterbrochen. Man mußte Halt machen, und den Andern davon Nachricht geben, damit die Gleichheit beim Anrücken nicht verloren würde. Diejenigen, die diesen Fluß passiren sollten, trieben die Thiere vor sich hinein, und diese schwammen hinüber. Die Truppen folgten den Thieren auf großen runden und leichten Häuten, die man mit Riemen zusammen geschnürt hatte. Auf einer dieser Häute befanden sich allezeit einige Soldaten, welche sie an den Schweif eines Pferdes banden, das sie schwimmend fortzog, und einem Schwimmer, der es leitete, folgte.

Als man auf diese Art über den Fluß gesetzt hatte, ward der Marsch nicht mehr unterbrochen, und er blieb immer gleich. Da der Cirkel täglich enger wurde; so fühlten sich die Thiere gedrängt, und gleich als würden sie es gewahr, daß man sie aufs äußerste bringen wollte, flüchteten einige auf die Gebirge, andere verbargen sich in die tiefsten Thäler, und noch andere fanden in den unwegsamsten Wäldern so lange eine Zuflucht, bis die Herannäherung der Jäger sie zwang, an einem andern Orte Sicherheit zu suchen. Alle Hölen und Löcher waren ebenfalls angefüllt, aber umsonst, denn man öffnete sie mit allerlei Grabenwerkzeugen, und selbst die Kaninchen zwang man, ihre Schlupflöcher zu verlassen. Als der gewohnte Raum ihnen zu fehlen anfieng, vermengten sich die verschiedenen Gattungen von Thieren nach und nach unter einander. Einige

wurden

wurden wüthend, und gaben genug zu thun, denn man brachte sie mit unglaublicher Mühe erst durch das Geschrei der Soldaten, und durch das Geräusch der verschiedenen Instrumente zum Weichen.

Weil verschiedene Thiere auf die Gebürge geflüchtet waren, so beorderte man Jäger und Soldaten, um sie herab zu jagen, welches aber nicht ohne große Schwierigkeiten geschah, weil man die Thiere nicht verwunden durfte, und diese sich doch sehr oft widersetzten. Andere Truppen durchstreiften die Abgründe, und vertrieben die Thiere mit nicht weniger Mühe daraus; kurz, es gab keine Höle, keinen Wald, worinn man ein einziges Thier gelassen hätte.

Während dieser Zeit giengen aus allen Quartieren unaufhörlich Kuriere ab, um dem Kaiser sowohl von dem, was bei der Jagd vorgieng, Meldung zu thun, als auch, um ihm von den Prinzen Nachricht zu geben, die, wie die Jäger, an den Ergötzlichkeiten Theil nahmen, welche die verschiedenen Bewegungen der Thiere und ihre Verlegenheiten ihnen gewährten. Der Kaiser, der bei Veranstaltung dieser Jagd noch etwas anders, als das bloße Vergnügen, zur Absicht hatte, nahm die Truppen oft persönlich in Augenschein, um zu sehen, ob auch alle Befehle genau befolgt wurden, und ob man die Mannszucht nicht vernachlässigte. Da indessen der Raum, der eine so große Menge Thiere in sich schloß, von Tag zu Tage kleiner ward, und die reissenden Thiere nicht mehr ihre eigenen Plätze haben konnten, so fielen sie über die schwächern her, und zerrissen sie; allein ihre Wuth war nicht von langer Dauer, denn man jagte sie von allen Seiten, und als sie sich auf der Ebene befanden, wo man sie alle beisammen sehen wollte, ließ der Generallieutenant alle musikalische Instrumente ertönen. Dieses mit

dem Geschrei der Soldaten vermischte Geräusch, setzte die Thiere so in Furcht, daß sie alle ihre Wildheit verloren. Löwen und Tiger wurden sanfter; und die Bären und wilden Schweine schienen, gleich den muthlosesten Thieren niedergeschlagen, und gleichsam außer Fassung zu seyn.

Als der Kaiser so alle Thiere in dem kleinen Kreise, den er ihnen selbst bestimmt hatte, versammelt sah, befahl er, sich zum Angriff bereit zu machen. Er begab sich zuerst unter Trompetenschall mit bloßem Schwerdte in der einen, und dem Bogen in der andern Hand, in den Nerke, und ward von den Prinzen, seinen Söhnen und von allen Generalen begleitet. Er selbst fieng das Blutbad an, und machte sich an die grimmigste Thiere, wovon einige ihr Leben aufs hartnäckigste vertheidigten. Hierauf verließ er den Kampfplatz, und setzte sich auf einen, auf einer Anhöhe befindlichen Thron, und beobachtete von da die Geschicklichkeit seiner Söhne und der Officiere, welche die Thiere angriefen. Zuletzt begaben sich auch die übrigen Herren in den Nerke, und richteten ein blutiges Gemetzel an. Nachdem dies einige Zeit gedauert hatte, zeigten sich die Enkel des Kaisers, in Begleitung vieler jungen Herren, vor dem Thron, und baten den Kaiser, den noch übrigen Thieren Leben und Freiheit zu schenken. Er bewilligte sie ihnen mit vielen Lobeserhebungen seiner Truppen, die sogleich in ihre Quartiere zurück marschierten, und zu eben der Zeit entflohen die Thiere, die dem Schwerdte und den Pfeilen entgangen waren, und die sich jetzt nicht mehr gedrängt fühlten, in ihre Wälder und in andere Zufluchtsörter.

So endigte sich die Jagd von Termed, nachdem sie vier Monate gedauert hatte. Man hätte sich noch weit länger damit beschäftigen können, wenn

nicht

nicht die Zeit, den Feldzug wieder zu eröffnen, so nahe gewesen wäre, denn der Frühling war herangerückt, und die feindlichen Völker schon in Bewegung.

II. Ursprung des berühmten Hauses Sforza.

Franz Sforza, ein Tagelöhner im Mailändischen, hieb eben an einem heissen Sommertage Holz, als einige mailändische Reuter vorbei passirten, die sich ungemein frölich bezeugten. „Bin ich nicht ein Narr, dachte Sforza, als er die lustigen Leute sahe, daß ich es mir so sauer werden lasse, während daß diese Reuter ein so bequemes und vergnügtes Leben führen. Warum bin ich nicht längst ein Soldat geworden? — Ich will mein Schicksal zu Rathe ziehen, und es befragen, ob ich im Kriege glücklich seyn werde oder nicht. Meine Axt soll mir die Antwort ertheilen. Ich will sie auf den Baum werfen; bleibt sie hängen, so geh' ich in den Krieg; fällt sie aber herunter, so bleib' ich was ich bin."

Sforza hat dieß kaum gedacht, als ein mächtiger Wurf sein Schicksal entschied, und ihn zum Soldaten bestimmte, indem die Axt in den Zweigen des Baumes hängen blieb. So schnell als er konnte, setzte er den Reutern nach, und rief überlaut: „Halt — Halt!"

Die Reuter hörten das Geschrei, hielten still, und fragten den Rufenden: was er wollte? „Nehmt mich an, war seine Antwort, mein Schicksal hat mich zum Soldaten berufen." Die Reuter fanden das sogleich wahrscheinlich, denn Sforza besaß einen sehr wohlgemachten, festen Körper, und eine so ausnehmende Stärke, daß er ohne alle Mühe ein Hufeisen zerbrechen konnte. Man nahm ihn also sehr

willig an, und Sforza hatte sich nur kurze Zeit in den Waffen geübt, als er sie, zur Bewunderung der geübtesten Krieger, wider den Feind zu führen wußte. Wo er focht, mußte alles weichen, und wen er traf, dessen Wunde führte ohnfehlbar den Tod mit sich. Eine solche ausnehmende Tapferkeit konnte dem Feldherrn nicht lange verborgen bleiben; selbst seine Kameraden verbreiteten sie überall. Es währte nicht lange, so war er Unterofficier, und bald hernach Kornet. Immer glänzender zeigte sich seine Tapferkeit, und er stieg von einer Ehrenstufe zur andern, bis er endlich ein Regiment erhielt, und der größte General seiner Zeit wurde. Die Venetianer machten ihn zu ihrem obersten Feldherren, gaben ihm einen sehr ansenlichen jährlichen Gehalt, und überhäuften ihn mit den größten Geschenken. Er starb allgemein verehrt und hochgeachtet.

Der Sohn dieses Helden, ebenfalls Franz Sforza, wußte sich bei dem Herzoge von Mailand, Philipp Maria, aus dem Hause Visconti, so beliebt zu machen, daß er ihm seine natürliche Tochter, Blanca Maria, zur Ehe gab, wodurch er nach dessen Tode, da keine eheliche Kinder vorhanden waren, das Herzogthum Mailand erhielt. Dieß geschah im Jahr 1450.

III. Kleiderpracht und Modesucht der Deutschen im sechzehenten Jahrhundert.

Die Ausschweifung in der Pracht der Kleidung und in dem steten Wechsel der Moden sind keineswegs eine Erfindung der neuesten Zeiten; sie herrschten schon im sechzehenten Jahrhundert, bis auf die

Zeiten

Zeiten des dreissigjährigen Krieges, und richteten schon damals in adelichen und bürgerlichen Familien große Zerrüttungen an. „Der Kleidung und des Geschmucks, klagte Sebastian Frank *) schon zu Kaiser Karls des Fünften Zeiten, ist kein Maß, zu aller Leichtfertigkeit zugerichtet und angestoßen, daß man vor Fürwitz schier nicht mehr weiß, was man anthun soll, oder wie man soll reden, paren, gehen und einhertreten. Alle Tage steht ein neuer Fund auf, alles lauft seinen Weg, wie ein ungezäumter schelliger Gaul; niemand gedenkt über sich; unser Brauch und Wesen klebt nur auf uns an der Erden."

Große Summen wurden auf goldene Ketten Gürteln, Ringe, Perlen, Mützen, Armbänder und kostbares Pelzwerk verwendet. Die Modesucht herrschte nicht blos bei den Frauenzimmern, die Mannigfaltigkeit und Neuheit der männlichen Kleidung gab der Eitelkeit des weiblichen Geschlechts wenig nach. Doctoren und Professoren trugen kleine Rappiere, sammetne Schuhe, große Rabatten, und jeder von ihnen wollte sich den Rittern gleich geachtet wissen.

Der

---

*) Ein Mystiker und schwärmerischer Wiedertäufer, aber zugleich ein Mann von vorzüglichen Geistesfähigkeiten, der 1500 zu Donauwörth gebohren war, und nach einem unstäten Leben um 1545, vermuthlich zu Basel, starb. Unter seinen Schriften haben die historischen den vorzüglichsten Werth. Sie zeichnen sich alle durch schöne Sprache, anziehenden Erzählungston, freimüthige Bemerkungen, und durch einen naiven, herzlichen, freilich auch nicht selten in das Gebiet des Mysticismus überspringenden Pragmatismus aus. Ueber die Geschichte seiner Zeit liefert er wichtige Notitzen, und auch für den Sprachforscher haben seine Schriften vielen Werth. Die angeführte Stelle steht in seiner Chronica, Zeytbuch und Geschychtbibel von anbeginn bis auf das iar 1531. Th. II. S. 273. 6.

Der gemeine Bürger trug sich wie ein Handwerker, dieser wie ein fürstlicher Diener, und kein Bauer war mehr mit innländischem Tuch zufrieden. Kaum waren es dreissig Jahre, daß die Königinn Elisabeth die ersten seidenen Strümpfe in England getragen hatte, und schon trugen sie im Braunschweigischen die Frauen der Amtleute.

Verschiedene deutsche Fürsten suchten durch Gesetze der Kleiderpracht u. Modesucht Grenzen zu setzen. Die Reichspoliceyordnung von 1577 verbot den Edelleuten, Röcke von Sammet, Carmoisin und Atlas zu tragen, und erlaubte ihnen höchstens nur Damast oder dergleichen Seidenzeug, den sie mit sechs Ellen Sammet verbrämen möchten. Die Ketten der Ritter sollten nicht über vierhundert Gulden werth seyn. Adeliche Frauen sollten nicht mehr als vier seidene Kleider haben und tragen dürfen, nemlich eins von Sammet, die übrigen drei von Damast oder dergleichen Seidenzeug, jedoch ohne Perlen, Silber oder Gold, und wenn sie sie verbrämen wollten, möchten sie es thun mit Perlen, Silber oder Silbertuch, aber nur oben herum und nicht über eine Viertelelle breit. Auch sollten sie „Biretten und goldene Hauben tragen dürfen, doch daß die Gebäude und Geschmuck darauf nicht über vierzig Gulden werth wären.“

In der churſächsischen Policey- und Kleiderordnung vom Jahr 1612 wurde den Frauen der Doktoren und Professoren zu tragen erlaubt: goldene Ketten, jedoch nicht über zweihundert Gülden werth; goldene Armbänder und Ringe, silberne und vergoldete Leib- und lange Gürtel, auch Messerscheiden nach ihrem Vermögen, Röcke von Atlas, Damast, Seiden-Grobgrün u. dgl. Aber ganze sammetne Kleider sollten ihnen nicht erlaubt seyn. Auch sollten sie sich aller spanischen, französischen, englischen,

wälschen

wälschen und anderer ausländischen Trachten, insonderheit der großen Eisen und Wülsten unter den Röcken, der Rabatten und lang entblößten Hälse gänzlich enthalten. Goldene oder seidene Hauben mit Perlen beheftet möchten sie tragen, jedoch ohne Goldrosen. Dagegen wurden ihnen gänzlich verboten perlene Ketten, Kleinodien, Gehenke von geschlagenen Goldrosen, Unterlagen unter die Schleyer mit Gold, Perlen, Goldrosen oder dergleichen Geschmeide beheftet, Hauptmützen mit Perlen, Goldrosen oder andern köstlichen Steinen, sammetne Schuhe, Pantoffeln oder Stiefeln mit Perlen, Gold oder Silber gestickt; seidene Strümpfe, silberne und goldene Stecknadeln mit perlenen Knöpfen, kleine silberne oder goldene Rappiere und Dolche, die die Weiber zum Hauptschmuck brauchten, Futter oder Aufschläge von Zobel oder Hermelin u. s. w.

Eine besondere Verschwendung war in der Mitte des sechzehenten Jahrhunderts mit den sogenannten Pluderhosen eingerissen. Die Mode kam von den Niederländern, die wohl nichts vortheilhafteres hätten erfinden können, um ihren Tuch- und Zeugfabriken starken Abgang zu verschaffen. Die Pluderhosen giengen vom Gürtel bis an die Schuhe, waren sehr weit, und hatten in der Länge und Queere viele Aufschnitte: diese waren mit einem Futter von dünnem Zeuge durchzogen, welches in so viele Falten gelegt war, daß zu einer Hose auf einhundert und dreissig Ellen Zeug verbraucht wurde. Anfangs trug man sie von Tuch und brauchte zu fünf Ellen Tuch ungefehr zwanzig Ellen Seidenzeug, um sie in den Aufschnitten zu füttern. Als sie aber in der Größe zunahmen und als tuchene Hosen zu schwer wurden, machte man sie von Rasche, oder auch von Seidenzeug.

Die

Die Landesherren suchten durch geschärfte Policeygesetze der Narrheit Grenzen zu setzen, denn viele Bürger verschwendeten durch Pluderhosen ihr ganzes Erbtheil, und mancher Edelmann verwendete auf dieses Kleidungsstück die Einkünfte eines ganzen Dorfs. Vornemlich suchte der Churfürst Joachim der Zweyte von Brandenburg die Pluderhosen gänzlich aus den Grenzen seiner Staaten zu verbannen, und veranlaßte manchen komischen Auftritt.

Ein Edelmann gieng eines Sonntags mit seinen Pluderhosen in die Domkirche zu Berlin. Der Churfürst sah ihn und befahl, daß man ihm den Gurt auf einigen Stellen aufschnitte; es geschah, die Hosen fielen sogleich herunter, und der geputzte Edelmann mußte im Hembde, unter lautem Gespötte der Zuschauer nach Hause gehen. Ein andermal stolzirten ein paar junge Bürger mit ihren Pluderhosen auf den Straßen herum, und ließen eine Bande Musikanten vor sich her trompeten. Der Churfürst setzte sie zur Strafe in ein vergittertes Narrenhäuschen, ließ die Musikanten den ganzen Tag dabei spielen, und gab sie so dem Gelächter des Volks preis. Aber dennoch erhielt sich diese Mode. Nun versuchten es die Theologen, ihr den letzten Stoß zu geben. Ein Diakonus zu Frankfurt ermahnte seine Zuhörer ernstlich und väterlich, die gräuliche Hosentracht abzuschaffen. Aber die Herzen einiger von der Heerde waren verstockt. Den folgenden Sonntag hiengen ein Paar Pluderhosen in der Kirche, an einem Pfeiler gerade der Kanzel gegenüber, von muthwilligen Leuten dort ausgebreitet. Jetzt wurde die ganze Geistlichkeit in Harnisch gebracht, und von allen Kanzeln ertönten gewaltige Strafpredigten.

Am eifrigsten zeigte sich bei dieser Gelegenheit der Generalsuperintendent und Professor Andreas Muscu-

Musculus zu Frankfurt. Dieser ließ es nicht bei bloßen Reden bewenden; er gab seine Predigt unter dem Titel: Hosenteufel im Jahr 1556 in den Druck. Er weissagte den Deutscheu überhaupt, und den Brandenburgern insbesondere „Gottes Zorn und alles Unglück, in welchem sie ohnedem schon bis über die Ohren lägen. Es wäre kein Wunder, sagt der heilige Redner in seinem Feuereifer ferner, wenn die Sonne nicht mehr schiene, wenn die Erde nicht mehr trüge, wenn Gott gar mit dem jüngsten Tage dareinschlüge, wegen dieser gräulichen unmenschlichen Kleidung. In diesen Tagen und Jahren habe sich der Teufel aus der Hölle begeben, und sey den jungen Gesellen in die Hosen gefahren. Er glaube gewiß, daß dieß der letzte Teufel sey, der noch vor dem jüngsten Tage das Seinige auf Erden thun und ausrichten sollte. Man brauche zu diesen Hosen bis vierzig Ellen Kartek (eine Art Rasch oder Arrasch, der zu Arras verfertiget wurde) zum Füttern; ja viele nehmen hundert und dreyssig Ellen dazu. Er wundere sich, daß solche Menschen nicht schon länger von der Erde verschlungen worden wären. Gott würde es ihnen aber schon bis zum jüngsten Tage aufs Kerbholz schreiben."

Auf dem Titel dieser Predigt ist ein Mann mit Pluderhosen nebst zween gräßlichen Teufeln, die ihn jämmerlich martern, in einem feinen Holzstiche zum Schrecken der Jugend gar säuberlich abgebildet. Das Büchlein wurde begierig gelesen, aber schlecht befolgt. Noch in dem nemlichen Jahre erschien die zweite Auflage unter folgendem erbaulichen Titel: Vom zuluderten, zucht uud ehrerwegenen pludrichten Hosenteufel Vermahnung und Warnung. Ano MDLVI. 4.

Der brave Herzog Christoph von Würtemberg, ein großer Feind der Pracht, und besonders der ausländi-

ländischen Moden, ergrief ein wirksameres Mittel, die Pluderhosen aus seinem Lande zu verbannen, als sie unter seinen Hofleuten Mode werden wollten. Er gab sogleich Befehl, der Henker sollte solche Hosen tragen. Das geschah, und die Hofleute gaben nun der neuen Mode ungesäumt den Abschied. In vielen andern Provinzen erhielten sich die Pluderhosen bis zu Ende des sechzehenten Jahrhunderts, da sie endlich einer andern Bekleidung weichen mußten.

IV. Die Leipziger Disputation im Jahr 1519.

Der Herzog Georg der Bärtige von Sachsen folgte 1500 seinem Vater Albrecht in der Regierung, der Markgrafschaft Meissen. Er war sehr sorgfältig erzogen, und mit dem besten Erfolg zu den Wissenschaften angeführt worden. Seine Regierung war gleichsam das goldene Zeitalter der Wissenschaften in seinen Landen. Vornehmlich kam die Universität Leipzig damals sehr in Aufnahme, wohin er unter anderm den gelehrten Engländer Richard Crocus und den berühmten Peter Mosellanus aus Proteg bei Coblenz berief, die sich um die Kultur der griechischen und lateinischen Sprache außerordentlich verdient machten. Zur Regierungskunst hatte ihn sein Vater selbst so glücklich angeleitet, daß er ihm in seiner Abwesenheit die Regierung überlassen konnte.

Die Reformation begünstigte Herzog Georg nicht, und er war unter den Fürsten des sächsischen Hauses der einzige, der es nicht mit Luthern hielt. Zwar anfangs schien er überhaupt der lutherischen Sache nicht abgeneigt zu seyn, und bei seinen gro-

ßen

ßen Einsichten und Kenntnissen konnte er sich auch leicht überzeugen, wie nöthig und nützlich, wenigstens in politischer Hinsicht, die Revolution seyn müßte, die Luther durch seinen Eifer gegen die Mißbräuche und die Herrschsucht des römischen Hofes, und wider die verdorbenen Sitten der Geistlichkeit ankündigte. Der Herzog ließ sogar Luthern, ehe er noch mit seinen Sätzen wider den Ablaß auftrat, selbst nach Dresden kommen, und daselbst predigen. In der Folge aber änderte er seine Gesinnung, und machte einen Versuch, Luthern in Güte von seinem Unternehmen abzulenken. Dieß war die Absicht der berühmten Leipziger Disputation im Jahr 1519, die der Herzog zwischen Doctor Eck, und Doctor Karlstadt, welcher letztern nachher Luther selbst ablöste, auf der Pleißenburg zu Leipzig veranstaltete.

Der Herzog wohnte der Disputation selbst bei, und zu seinen Füßen saß — sein einäugiger Hofnarr. Diesem hatten die Hofleute des Herzogs weiß gemacht, die Disputation werde seinetwegen gehalten, und es sollte durch dieselbe ausgemacht werden, ob er ein Weib nehmen dürfe oder nicht. Doctor Luther wäre auf seiner Seite und wolle ihm das Heurathen erlauben, Eck aber wäre wider ihn, und wollte es durchaus nicht zugeben. Der Narr warf daher einen bittern Haß auf den Doctor Eck, und wenn dieser in die Disputation kam, sah er ihn mit seinem Auge starr und grimmig an. Eck bemerkte dieß, und sah ihn gleichfalls scharf an, und damit er ihm sein Gebrechen vorrücken möchte, drückte er mit der Hand sein rechtes Auge zu. Dieß nahm der Narr so übel auf, daß er Ecken einen verlogenen Pfaffen, Schelm und Dieb schimpfte, und mit dem größten Ungestümm aus der Stube hinaus lief, worüber ein allgemeines Gelächter entstand.

Die

Die Disputation konnte übrigens den Herzog Georg von seinen Vorurtheilen gegen die Reformation nicht zurückbringen; sondern er fuhr fort, sie in seinen Landen mit der größten Strenge zu verbieten. Er ließ z. B. einen Buchhändler in Leipzig öffentlich enthaupten, weil er einige von Luthers Schriften verkauft hatte.

V. Das Ostergelächter.

Eine der sonderbarsten Gewohnheiten im Mittelalter war, daß die Prediger, um die Christen für die Strapazen der Fasten einigermaßen schadlos zu halten, am ersten Osterfeiertage auf den Kanzeln allerlei seltsame Possen und Schwänke machten. Diese Erholung hieß das Ostergelächter, und schon der Name ergiebt, daß sie öfters ein wenig stark mag ausgefallen seyn. Um die hartnervigten Zwerchfälle ihrer Zuhörer zu erschüttern, brachten die geschmacklosen Mönche die grellsten Farben in das Gemählde, das sie bei dieser Gelegenheit von dem Siege Christi über die Hölle, und von der Verlegenheit, in welcher sich die Teufel dabei befanden, machten. So erzählte z. B. einer: als der Sohn Gottes vor die Vorburg der Hölle kam, und mit seinem Kreutze anklopfte, steckten zwei Teufel ihre langen Nasen als Riegel vor. Aber Christus klopfte so stark an, daß Thür und Angeln aufsprangen, und den beiden Teufeln ihre langen Nasen abgestossen wurden.

Ein Prediger in Weiblingen, der ebenfalls die Osterpredigt hielt, eröffnete seiner Gemeinde, daß er das Lied: Christ ist erstanden ꝛc. singen lassen wolle, jedoch setzte er hinzu, sollte der Mann, welcher

in

in seinem Hause die Herrschaft habe, und nicht unter dem Pantoffel stehe, das Lied anfangen. — Es trat eine lange Stille ein, und der Pfaffe lachte mit dem weiblichen Theile der Zuhörer herzlich über die Verlegenheit der Männer, bis endlich ein Mann sich ein Herz faßte und das Lied anfieng, worauf die übrigen einfielen. Den muthigen Vorsänger begleiteten die übrigen Männer nach dem Gottesdienst nach Hause, weil er ihre Ehre gerettet hatte. Der Mönch aber glaubte, durch seinen eigenen Einfall den Gebrauch des Ostergelächters recht würdig gefeiert und seine Gemeinde nicht wenig erbauet zu haben.

Ein anderer fieng seine Osterpredigt mit den Worten an: „Gute Nacht Stockfisch, willkommen Ochs!“ um den Anfang des Fleischessens zu feiern.

VI. Französische Gevatterschaft.

Auf einer Tagsatzung zu Baden im November 1547 wurden sämmtliche Dreizehen Orte der Eidgenossenschaft, nebst ihren Zugewandten, dem Abt und der Stadt St. Gallen, Bündten, Wallis, Rotweil, Mühlhausen und Biel, von dem Könige Heinrich dem Zweyten in Frankreich gebeten: „Durch verordnete Gesandte ihm ein Töchterlein, so ihm Gott gegeben, aus der Taufe zu heben.“

Natürlich achtete man es sich für die größte Ehre, dem Ansuchen zu entsprechen *). Die dazu erwähl-

*) Heinrichs Vater, der König Franz der Erste, hatte sie im Jahr 1522 ebenfalls zu Taufpathen seines jüngern Sohns, des Herzogs von Angouleme, erbeten.

wählten Gesandten waren: von Zürch: Junker Andreas Schmid, des Raths und Panierherr; von Schweitz: Dietrich an der Halden, Ritter und Landammann; von Unterwalden: Nicolaus am Feld, Ritter und Landammann; von Solothurn: Junker Jeremias von Luternau. Dem Goldschmied Hans Jakob Stampfer von Zürich wurde aufgetragen, einen dreihundert Kronen werthen Pfennig, der Königinn zum Eingebind, und den nemlichen, fünfzig Kronen schwer, den beiden Taufpathinnen, Margaretha, des Königs Schwester, und Johanna, der Tochter des König Heinrichs von Navarra, zum Steifpfennig, zu verfertigen.

Die Gesandten traten, bald nach Neujahr, die Reise nach Paris an. Sobald sie den französischen Boden betraten, wurden sie überall gastfrey gehalten, und von dem Adel verschiedener Städte, so wie nachher zu Paris selbst, auf Befehl des Königes, eingeholt, und an den Hof, der sich damals zu Fontainebleau aufhielt, begleitet. Ihr Empfang von dem Monarchen und von der Königinn konnte nicht schmeichelhafter seyn. Drei Tage nach ihrer Ankunft ward der Taufactus angeordnet, und die junge Prinzessinn, welche den Namen Claudia erhielt, wurde von den Zürcherischen Gesandten in die Kirche getragen, und die Gesandten aus dem Canton Schwitz hatten die Ehre, sie in das Schloß zurück zu bringen. Die Gesandten verweilten nach dem Taufact noch einige Tage. Beim Abschied machte ihnen der König unter andern das Kompliment: Wenn sein Neugebohrnes ein Sohn gewesen wäre, so hätte er sie nicht minder zu Gevatern gebeten. Dann legte er ihnen den Wunsch, das Bündniß mit der Eidgenossenschaft zu erneuern, (denn darum war es ihm eigentlich zu thun) auf das nachdrücklichste ans Herz;

er

er hielt sie nicht allein gastfrei, sondern beschenkte noch jeden Gesandten mit einer achthundert Kronen werthen Kette; die Königinn noch mit einer, welche zweihundert Kronen werth war, und die Diener (jeder Gesandte hatte deren drei bei sich) bekamen eine von dreissig Kronen. Man bot ihnen des Königs eigene Pferde zur Reise an u. s. f. Zu Lion ritt ihnen der königliche Statthalter in eigener Person entgegen. Nach acht Wochen (am zehnten März) langten sie zu Baden an, und erstatteten der daselbst versammelten Tagsatzung Bericht von ihren Verrichtungen. Der König konnte in seinem Recreditiv nicht genug rühmen, „was für ein wunder- und sonderbar Vergnügen er daran geschöpft hätte, und bat die Stände, ihnen in allem, was sie denselben anzeigen würden, gleichen Glauben zu geben, als wenn er selbst gegenwärtig wäre ꝛc.

Ein Schreiben Heinrich Bullingers, Predigers in Zürich, an Oswald Myconius, Professor der Theologie in Basel, vom 14ten März 1548, sagt von dieser Gevatterschaft Folgendes:

„Unser Gesandte aus Frankreich ist wieder zurückgekommen. Ihm selbst hab' ich zwar noch nicht meine Aufwartung gemacht, doch weiß ich so viel, daß er und seine Mitgesandten wie Prinzen empfangen worden sind. Die Prinzessinn ward Abends zwischen fünf und sechs Uhr getauft. Der König selbst und die Königinn schwatzten ganz vertraulich und freundschaftlich mit unsern Herren. Der König beschenkte jeden von ihnen mit einer Kette, achthundert Kronen an Werth; die Königinn mit einer von zweihundert Kronen. So war auch der Monarch gar freigebig gegen sie mit Kleidern und Reisegeld. Zum Abschied ließ er sie noch zu sich kommen, und ermahnte sie ernstlich, zugleich aber auf

die

die freundschaftlichste Weise, zur Eintracht, und brauchte dazu mehr Gründe, die jetzt zu weitläuftig wären zu erzählen. Daneben bot er nicht nur seine Schätze und sein ganzes Königreich den Schweitzern an, sondern schlug mit der Rechten an seine Brust und mitten auf's Herz, und versprach: daß er seine eigene Person und sein Blut nicht sparen wollte, die Eidgenossenschaft aufrecht zu halten, und daß er als ein guter Eidgenoß ersterben wolle ꝛc. — Nur noch das Einzige. Es waren auch die Gesandten des Kaisers zugegen. Als sie die unsrigen, prächtig gekleidet, mit allem Pomp zur Königinn fahren sahen, standen sie unter dem Haufen und fragten: „Was mögen das wohl für Prinzen seyn.“ Der Gardehauptmann Frölich, der dabei stund, antwortete: „Es sind eben die, so um Kayser und Fürsten nüt gäben, und denen, die sich an innen ryben, d'Hut voll schlahend.“ — „Das sind also gewiß Schweitzer, versetzte der Gesandte. Seht doch wahrhaftig, man hätte sie für Prinzen gehalten! Wer hätte das geglaubt! „Leb wohl. Zürich, den 14. Märzmonats. 1548.“

VII. Der Arzt und die goldene Kette.

Vor mehr als zwei hundert Jahren lebte in einer deutschen Stadt ein junger Arzt H** *, nicht ungeschickt in der erlernten Wissenschaft, aber nicht glücklich in seinen Kuren, wenigstens nicht gesucht im Vaterlande. Er nahm daher die Stelle eines Secretairs oder eigentlich Dolmetschers (weil er französisch verstand, welches vor den Zeiten Ludwigs des Vierzehenten in Deutschland eine Seltenheit war) bei der Gesandtschaft eines gewissen deutschen

Fürsten

Fürsten an den König Heinrich den Vierten von Frankreich, sehr gerne an. Der Zufall oder sein gutes Glück wollte, daß er sich in Paris durch einige Kuren einen Ruf erwarb. Man sprach selbst am Hofe von dem fremden Arzte, und gewann so viel Vertrauen zu ihm, daß er Gelegenheit fand, den König selbst, oder eine seiner Liebschaften von einer Krankheit zu heilen, welche die Pariser Aerzte nicht hatten heilen können. Er wurde dafür königlich belohnt, und unter anderm hieng ihm König Heinrich der Vierte, nach Gewonheit der damaligen Zeit, eigenhändig eine goldene Kette um, ob er gleich nur ein Bürgerlicher und geringer Leute Kind war.

Diese Kette wirkte, nach der Zurückkunft des jungen Arztes in sein Vaterland, gleich einem Talisman auf den Glauben und das Vertrauen seiner Landsleute; bald wurde seine Praxis nicht viel geringer, als jene weiland des hochbegabten Marktschreiers Aureolus Theophrastus Paracelsus von Hohenheim. Er erwarb sich dadurch ein ansenliches Vermögen, und hinterließ es seinen Erben mit der ausdrücklichen Verordnung, daß die Gnadenkette, unzertheilt und auf ewige Zeiten, bei der Familie bleiben, von dem jedesmaligen Aeltesten in Verwahrung genommen, und nur dann, wenn einer des Geschlechts und Namens die Doctorwürde annehmen würde, oder eine Braut ihr Hochzeitfest begienge, ihm oder ihr als Schmuck umgehangen werden sollte.

Die Familie würde auch ohne diese Vorschrift das kostbare Stück weder veräußert noch getheilt, sondern zum ehrenvollen Andenken ihres Ahnherren und des Erwerbers schöner Güter, heilig aufbewahrt haben. Warum sollten auch auf die Verdienste ihrer Vorfahren die Bürgerlichen sich nicht eben so

viel einbilden dürfen, als die Adelichen? Das H**sche Geschlecht legte einen unschätzbaren Werth auf diese Reliquie, und die Verordnung des Ahnherren wurde beinahe zweihundert Jahre lang unverbrüchlich beobachtet. Noch in den Jahren zwischen 1780 bis 1790 wurde ein junger H** bei seiner Doctor-Promotion, mit der Kette geschmückt; das war aber ein verzogenes einziges Söhnchen, dem man von Jugend auf allen Willen gelassen hatte. Er verliebte sich so sehr in das goldene Alterthum, daß er sich durchaus weigerte, dasselbe nach der Feierlichkeit dem Aeltesten des Geschlechts zurückzusenden. Er bot eine ansenliche Summe über den Metallwerth, allein da man ihm nicht willfahrte, sondern vielmehr ihn mit gerichtlicher Klage bedrohte, so trug er das Kleinod in die Münze, und ließ es einschmelzen, mit der Aeusserung: weil er es nicht behalten dürfe, so solle es auch keines Andern werden. Mit diesem Bescheide sendete er die geschmolzene Masse dem Aeltesten der Familie zurück.

Nun gab es Lärm! Die Mitglieder des Geschlechts kamen zusammen; alle versicherten, daß ihnen das kostbare Andenken nicht um zehen tausend Thaler feil gewesen wäre. In der ersten Hitze erboten sie sich insgesammt, diesen Werth der besondern Vorliebe ohne Bedenken zu beschwören. Es kam also zur Klage, und der Richter erkannte auf den Zuneigungseid (juramentum in litem affectionis), jedoch ohne Bestimmung einer gewissen Summe.

Dem jungen Doctor wurde Angst. Er fürchtete, eine unbesonnene Handlung werde ihn sein Vermögen kosten, und legte sich auf's Bitten. Bei den Verwandten war die erste Hitze ebenfalls bald verraucht; allen schien es höchst bedenklich, über einen ungewissen Werth zu schwören. Kurz, Kläger und

Beklagter

Beklagter vereinigten sich, die Sache durch einen billigen Schiedsrichter schlichten zu lassen, und dieser fällte ein Urtheil, das, vermuthlich in Rücksicht auf das jugendliche Alter des Beklagten, also lautete: Der junge Doctor ist in alle verursachte Kosten zu verurtheilen, und ihm liegt es ob, von dem geschmolzenen Golde eine Kette gleichen Gewichts und Korns, auch so viel möglich von derselben Form, fertigen zu lassen; ferner soll er eben so viel Geldeswerth zu einem Stipendium für einen Studierenden aus der Familie, und in Ermanglung desselben für arme Wittwen aus derselben, zu ewigen Zeiten sicher anlegen; endlich soll es der Familie frei stehen, auf die Kette zu verzichten, und den Geldwerth derselben zur Erhöhung des Stipendiums anzuwenden.

Die meisten Stimmen fielen auf das letzte, beide Theile waren mit dem Ausspruche zufrieden, und somit hatte der Proceß ein Ende.

VIII. Die Perückensteuer.

Der König Friedrich der Erste von Preußen, ein Fürst von sehr geringen Fähigkeiten, der 1688 als Churfürst zu regieren anfieng, und 1701 den königlichen Titel annahm, befand sich oft in Geldverlegenheiten — eine Folge seiner Liebe zu Pracht und unnützem Aufwand aller Art. Er verwechselte Eitelkeit mit wahrer Größe, und zog den blendenden Schimmer dem dauerhaft nützlichen vor. Um sich die Königswürde zu verschaffen, opferte er in den verschiedenen Kriegen des Kaisers und seiner Bundsgenossen dreissig tausend Mann auf; und doch strebte er in keiner andern Absicht nach ihr, als um seinen Geschmack am Ceremoniell befriedigen, und durch ei-

 nen

nen scheinbaren Vorwand die Verschwendungen seiner Prunksucht rechtfertigen zu können. Auf die Krönungsfeier selbst verwendete er sechs Millionen Thaler, und die Königskrone, die sein Haupt schmückte, war für das arme Volk eine drückende Last. Unter dem Namen der Krönungssteuer wurde sogleich eine neue Abgabe gefordert, und bald folgte eine noch drückendere Kopfsteuer. Jeder mußte seinen Kopf taxiren lassen; der König schätzte seinen eigenen auf viertausend Thaler *), die Königinn ihren auf zweitausend Thaler; die Officiere mußten einen Monatssold für den ihrigen erlegen. Jeder Hirtenjunge, jedes Gänsemädchen mußte dafür Geld geben, daß ihm der liebe Gott einen Kopf erschaffen hatte. Die Rückstände wurden mit Exekutionen eingetrieben: alles schrie über diese Gewaltthätigkeiten. Aber der König hörte vor dem Getöse der beständigen Hoffeste die Klagen der Gedrückten nicht.

Eine andere sonderbare Abgabe war die Perückensteuer. Die Verschwendungen des Hofes leerten alle Kassen aus; man verfiel daher auf allerhand neue Mittel, Geld zu erlangen. Da einmal der Kopf besteuert wurde, so dachte man, könnte auch leicht die Decke desselben betaxet werden. Die Gewonheit, eine künstlich bereitete Mütze, von Thier- und Menschenhaaren, Perucke genannt, statt der natürlichen Haarbekleidung zu tragen, rieß damals gewaltig

*) Die Kopfsteuer, welche öfter eingefordert wurde, war um so drückender, weil die Abgabe nicht nach dem Vermögen, sondern nach dem Range bestimmt wurde. So lange Friedrich noch Churfürst war, taxirte er das einemal seinen Kopf nur tausend Thaler, das zweitemal zweitausend Thaler; aber für den königlich gewordenen Kopf bezahlte er vier tausend Thaler. Seine Gemahlinn gab stets halb so viel, als er.

waltig um sich. Diese Perücken waren von einer ungeheuren Größe, und kosteten große Summen. Es war nichts außerordentliches, wenn zwei bis drei hundert Thaler für eine solche Mißgeburt bezahlt wurden.

Friedrich benutzte diese Mode, um damit gewisse körperliche Gebrechen zu bedecken; er war höchst ungestaltet, klein und verwachsen. Sein Beispiel reitzte natürlich viele zur Nachahmung, und das Perückentragen war eigentlich Hofsitte. Die jüngsten Leute setzten sich einen so unnatürlichen und eckelhaften Haardeckel auf; ja die Größe dieser närrischen Tracht bestimmte die Größe des Standes, wenigstens in der Einbildung der Thoren. Eines der vornehmsten Geschäfte des preußischen Gesandten in Paris bestund darinn, dem Könige tüchtige Perücken zu bestellen. Auch die mehresten Perückenträger ließen ihr Lockengehäuse aus Frankreich kommen. Nur die Geistlichen enthielten sich dieser Mode; und diejenigen, welche sie mitmachten, wurden für hochmüthige Weltkinder von ihren Amtsbrüdern gehalten. Auf diese Perücken nun wurde eine Landessteuer gelegt. Für jede aus der Fremde eingeführte Haarmütze mußte der vierte Theil dessen, was sie gekostet hatte, an Accise bezahlt werden; von einer innländischen aber nahm der König nur den sechzehenten Theil der Kaufsumme. Die Thorschreiber und Visitatoren mußten ein wachsames Auge auf die Hereinbringung fremder Perücken haben. Kisten und Kasten wurden an den Thoren durchgesucht, um zu sehen, ob sich etwa solche Haardeckel heimlich durchschleichen wollten. Alle dergleichen neu verfertigte Waare mußte auf die Stempelkammer gebracht werden; da wurde sie taxirt und besiegelt. Wer eine ungesiegelte Perucke trug, verfiel in Strafe.

Wie viel lächerliche, aber auch wirklich höchst gewaltsame und tyrannische Maaßregeln ergriffen wurden, läßt sich leicht denken, wenn man erwägt, daß öfters Haussuchungen darüber angestellt wurden. Jedoch bei der Abgabe für die neugekauften Perucken blieb es nicht; jeder mußte dazu auch noch alle Jahre eine beständig bleibende Steuer bezahlen. Alle Hofleute, Minister und Generale erlegten jährlich dritthalb Thaler, die übrigen Räthe und Officiere bis zum Major zwei Thaler, die Secretairs, Subalternen-Officiere, Magistrate, Kaufleute und Künstler anderthalb Thaler; die Handwerker und gemeinen Bürger zwanzig Groschen; die Bedienten und alle sonstigen geringen Leute einen halben Thaler. Die Geistlichen, Unterofficiere, gemeine Soldaten und Kinder unter zwölf Jahren bezahlten nichts; diese konnten umsonst ihren Kopf verunstalten.

IX. Memorabilien eines baierischen Scharfrichters.

1) Auszug aus einem Schreibkalender desselben.

Den 6ten May hab' ich beim Gericht N. einen jungen Menschen von vier und zwanzig Jahren, puncto stupri (wegen Hurerey) torquirt, (gefoltert.)

Den 8ten daselbst puncto furti (wegen Diebstahls) gehenkt.

Den 12ten daselbst zwei Mädel von neunzehn Jahren puncto furti justificirt.

Den 13ten, 14, 15, 18 u. 19ten alle Tage, den Sonntag ausgenommen, Zigeunerleute justificirt, acht aufgehangen, sechs geradbrecht, drei verbrannt. Requiescant in pace. (Sie mögen im Frieden ruhen.

Vom

Vom 20 bis 28sten May gab's nichts zu thun im Amtswesen; — hab' einsweilen Roß kurirt, und Arzneyen für die Bauern gemacht, auch Salben.

Den 29sten torquirt. Item den 30sten. Item den 1. 5. 8. 9ten Junii. Den 10ten justificirt. Den 12ten ausgepeitscht.

Den 14ten gebrandmarkt.

Die Blätter ausgerissen. — Auf der Hälfte des letzten Blattes:

Sind heuer von mir glücklich justificirt worden:

Ansäßige Bauern	16
Leerhäußler und Tagwerker	30
Schlechte Leute ohne Wohnort	40
	86
Ausgepeitscht	18
Gebrandmarkt	10
torquirt	40
In Summa justificirt, ausgepeischt, gebrandmarkt und torquirt	154

Omnia ad majorem Dei gloriam. (Alles zur Verherrlichung Gottes.

2) Schreiben desselben.

Lieber Vetter. Berichte ihm in Freuden, daß Gottes Segen bei uns ist. — War dieses Jahr durch recht glücklich; hat mir Gott 66 Malefikanten geschickt, die ich alle glücklich justificirt habe. — Wenn es so fortgeht, wie ich nicht anders hoffe, und Gott täglich darum bitte, so kann ich mich wohl noch ehrlich richten. Seit drei Jahren, daß ich Scharfrichter bin, hab' ich das Glück gehabt, ge-

gen

gen dreihundert zu justificiren. — Wird mir der liebe Gott schon noch mehrere schicken. — Wenn ich neunhundert gerichtet habe, so kann ich doch auch noch Doctor werden. Gott gebs! So kann ich doch unter ehrlichen Leuten mich sehen lassen. Lebt wohl, Vetter!

X. Ein Engländer, in der Gewalt der spanischen Inquisition.

Ein englischer Kaufmann, Namens Isaac Martin, ließ sich im Jahr 1710 mit seiner Familie, die aus seiner Gattinn und drei Kindern bestund, in Malaga nieder. Eine englische Bibel und einige andere geistliche Bücher, die er mitbrachte, wurden gleich bei seiner Ankunft in Beschlag genommen, und seine Bemühungen, sie wieder zu erhalten, waren vergebens. Bald schöpfte die Inquisition Verdacht, der Ankömmling möchte gar ein heimlicher Jude seyn — hieß er doch Isaac — und einer seiner Söhne Abraham! Dieß war die erste Losung für die bigotte Geistlichkeit, den Kaufmann Martin genauer zu beobachten, und auf allen seinen Schritten zu verfolgen. Besonders belästigte ihn ein irländischer Priester, der sich alle Mühe gab, ihn zur Annahme des katholischen Glaubens zu bereden. Der unaufhörlichen Nachstellungen müde, beschloß der Engländer nach einem vierjährigen Aufenthalte, seine Sachen zu verkaufen, und sich wieder in sein Vaterland zu begeben.

Als die Inquisition davon Nachricht erhielt, beschloß sie, den verdächtigen Mann festzuhalten. Martin hörte zwar davon, glaubte es aber nicht; doch bald erfuhr er zu seinem Schrecken die Wahrheit

heit des Gerüchtes. Mitten in der Nacht ward sein Haus erbrochen, die Häscher führten ihn in das Gefängniß der Inquisition, und legten ihm Fußeißen an. Weib und Kinder wurden aus dem Hause gestoßen, und man gab ihnen den Schlüssel zu demselben erst nach fünf Tagen wieder, nachdem alle Habseligkeiten fortgeschafft worden waren.

Der trostlose Martin wurde, aller seiner Protestationen ungeachtet, nach Verfluß von vier Tagen, mit einem andern Gefangenen nach Granada geführt, wo er verhört werden sollte. Durch einen Verhör, der in Malaga mit ihm angestellt worden war, hatte man blos erfahren wollen, ob er, außer den in seinem Hause vorgefundenen Sachen, sonst noch Vermögen hätte. Auf dem Wege nach Granada fand er Gelegenheit, einen englischen Kaufmann zu sprechen, den er bat, seinen Landsleuten in Malaga zu sagen, sie möchten seinetwegen an den englischen Gesandten in Madrit schreiben, weil die Inquisition über ihn, als einen protestantischen Engländer, keine rechtmäßige Gewalt hätte. Bei seiner Ankunft in Granada wurde er wieder in das Inquisitionsgefängniß gebracht, und der Kerkermeister verfertigte ein Verzeichniß von den Habseligkeiten, die er mitgebracht hatte. Das wenige Geld, welches ihm der englische Kaufmann auf dem Wege gegeben hatte, nahm ihm der Kerkermeister ab, und eine Kiste, worinn sich seine Bücher befanden, wurde in dem Gefängnisse vernagelt niedergesetzt. Als dieß geschehen war, zog ihm der Kerkermeister seine Ringe von den Fingern, visitirte ihn aufs genaueste, und befahl ihm, bei einer Strafe von zweihundert Streichen, weder zu reden, noch zu singen, noch sonst irgend ein Geräusch zu machen. Mit dieser Erklärung entfernte er sich, und überließ den Gefangenen seinem Schicksal.

Am

Am folgenden Morgen wurde Martin durch den Kerkermeister herausgeführt, um sich Lebensmittel zu holen, die er selbst zubereiten sollte. Er erhielt zu diesem Zwecke einige Kohlen, ein Kohlenbecken, Schüßeln, Töpfe u. dgl. Man reichte ihm ein halb Pfund Schöpsenfleisch, zwey Pfund Brod, einige Bohnen und Rosinen, nebst einer halben Maaß Wein. Messer und Gabel wurden ihm nicht gestatter. Der Kerkermeister wies ihn an, wie er seine Speisen auf drei Tage eintheilen, sie bereiten, und damit haushalten sollte. Nach Verfluß einer Woche wurde ihm befohlen, sich rein anzuziehen, weil man ihn vor das heilige Gericht führen würde. Er bat um einen Barbier, allein man sagte ihm, es sey den Gefangenen nur dreimal in einem Jahre erlaubt, sich rasiren zu lassen. Als der Gefangene vor seinen Richtern erschien, wurde er mit vieler Umständlichkeit nach seinem Namen, Geburtsort, Eltern, Taufe, und dann nach allen Veränderungen seines Lebens und seiner Schicksale gefragt. Darauf bedauerte der Inquisitor in einer weitläuftigen Rede, daß England in Ketzerey gerathen sey, daß die englischen Geistlichen seltsame Leute wären, die Weiber nähmen ꝛc. und schloß mit der Ermahnung, der Gefangene sollte seine Zeit nun vornemlich dazu anwenden, sich alles dessen zu erinnern, was er zu Malaga geredet und gethan hätte. Nach Verfluß von anderthalb Stunden wurde der Unglückliche wieder in seinen Kerker zurück geführt.

Aus allen Umständen des Verhörs mußte Martin schließen, daß der Inquisitor schon die genauesten Nachrichten von seiner Person, seinem Leben, seinen Schicksalen und Handlungen hatte. Er suchte sich den Kerkermeister so viel möglich zum Freunde zu machen, um von ihm zu erfahren, was man mit

ihm vorhätte: aber umsonst! der Mann wollte oder konnte keinen Aufschluß geben. Blos im Allgemeinen sagte er: es schien ihm, die Sache sey nicht von sonderlicher Bedeutung, und rieth zugleich dem Gefangenen, den Inquisitoren nicht zu widersprechen, sondern sie reden zu lassen, was sie wollten.

Bei einem zweiten Verhöre, das nach acht Tagen erfolgte, war die Hauptsache wieder, den Gefangenen dahin zu bringen, daß er anzeigen sollte, ob er in Malaga Feinde gehabt, und welcher Verbrechen er sich etwa schuldig gemacht hätte. Einige Zeit darauf erhielt er von einem der Inquisitoren einen Besuch in seinem Gefängnisse. Das ganze Geschäfte desselben bestund darinn, daß er den Gefangenen fragte, ob ihm der Kerkermeister gut begegne, ihm seinen Unterhalt gehörig reiche, und daß er ihn ermahnte, sich zur römischen Kirche zu bekehren. Bei einem folgenden Verhöre wurden ihm endlich die Anklagen vorgelesen, welche ihn in die Hände der Inquisition gebracht hatten. Ehe ihm erlaubt wurde, darauf zu antworten, mußte er schwören, daß er die Wahrheit sagen wollte. Die Beschuldigungen betrafen allerlei aufgegriffene Kleinigkeiten, z. B. daß er vor Bildern den Hut nicht abgezogen habe; oder Dinge, die man niemand streitig machen kann, ohne die allgemeinen Menschenrechte zu verletzen, daß er z. B. seine Religion vertheidigt habe, wenn sie von den Katholiken angegriffen worden sey. Alle Antworten des Inquisiten wurden wörtlich niedergeschrieben, und am Ende entließ man ihn wieder mit der gewöhnlichen Ermahnung, er sollte sich bedenken, was er gethan hätte.

Die Verpflegung der Gefangenen, in den Kerkern der Inquisition, ist, besondere Fälle ausgenommen, durchaus dieselbe. Jeder Gefangene bekommt

täglich

täglich drei und einen halben Stüber nach englischem Gelde, wovon man ihm kauft, so weit dieses Geld reicht. Martin erhielt dafür wochentlich vier bis fünf Pfund Brod, zwei und drei Viertel Pfund Fleisch, sechs Maaß Wein, und eine ziemliche Menge Petersilien. Am ersten Tage war das Fleisch gut, aber am zweiten roch es schon, und zuletzt war es ganz stinkend; dennoch mußten es die armen Leute essen, weil sie nichts anders hatten. Wenn man die Quantität auf eine ganze Woche vertheilt, so ist sie für gesunde Menschen sehr kärglich zugemessen. Bücher, Federn, Papier u. dgl. wird den Gefangenen nie gestattet. Von ihren Freunden und Verwandten bekommen sie nichts zu sehen und zu hören. Sie dürfen nicht laut reden, und müßen selbst ihr Gebet im Stillen verrichten. Martin durfte zwar einen Advokaten annehmen, aber es war ihm nicht erlaubt, mit demselben zu reden. Erst nach Verfluß von dreizehen Wochen gefiel es der Inquisition, ihn wieder zu verhören. Die alten Beschuldigungen wurden wiederholt, und eine Anzahl neuer hinzugefügt, die größtentheils erdichtet waren. Alles drehte sich um die Ermahnung, den Glauben zu ändern, als dem sichersten Wege, aus der Sache zu kommen, und die Seele zu retten. Zuweilen bezeugten sich die Richter in den Verhören ungemein freundlich, öfters aber hart und drohend.

Am Pfingstabend mußte sich Martin rasiren lassen und sein Gefängniß reinigen, weil er von der Inquisition einen Besuch erhalten würde. Er beklagte sich bei diesem Besuche, daß sein Advokat gar nicht mit ihm spräche, und vor Gericht weiter nichts sagte, als Ja oder Nein. Die Inquisitoren gaben lachend zur Antwort, das geschehe alles zu seinem Besten, und wiederholten ihre Ermahnung,

seine

seine Ketzereyen abzuschwören, und den wahren Glauben anzunehmen. Als er sich erbot, seine Religion aus der heil. Schrift zu beweisen und zu vertheidigen, gebot man ihm zu schweigen, und rieth ihm, zu vergessen was er wüßte, und zu glauben, was man ihm sagte, so würde er bald bekehret werden, und aller Leiden Ende sehen. — Man brachte ihn nach vierzehn Tagen in ein anders Gefängniß, wo ihm eine zahllose Menge Wanzen fast alle Ruhe raubten. Oefters hörte er aus der Ferne andere Gefangene entsetzlich schreyen — vermuthlich wenn man sie folterte. Es wurde ihm zur Pflicht gemacht, die Nachtgeschirre anderer Gefangenen auszugießen. Als er sich darüber bei den Inquisitoren beschwerte, bekam er einen derben Verweis. Ein kleines Loch in der Wand, welches die Mäuse gemacht hatten, zog ihm viel Verdruß zu, weil man ihn beschuldigte, er habe es gemacht, um zu entfliehen. Man drohte ihm auch mit der Folter. Einst wurde er mit verbundenen Augen aus dem Gefängnisse geführt, und an einen Ort gebracht, wo man sehr genau untersuchte, ob er beschnitten und folglich ein heimlicher Jude wäre. Die Angst des unglücklichen Gefangenen war um so größer, da er aus den Drohungen des Kerkermeisters schloß, daß man ihn auf die Folter spannen würde. Es geschah ihm indessen kein Leid. Einige Zeit darauf führte man ihn wieder zum Verhör, und schmeichelte ihm mit der Hoffnung, daß er seine Freiheit erhalten sollte. Im Audienzzimmer fand er eine große Menge wohlgekleideter Leute, einige mit Heroldsstäben, andere mit Hellebarden u. dgl. Er mußte vor dem Inquisitor niederknieen; man legte ihm einen Strick um den Hals und verkündigte ihm zugleich, daß er bald seine Freiheit erhalten würde. Darauf führte man ihn, unter

einer

einer Begleitung von etwa vierzig Personen über die Straße in eine Kirche. Hier stellte man ihn am großen Altar gegen die Kanzel über, auf der ein Mönch stand, der alle gegen ihn vorgebrachte Beschuldigungen ablas. Was er zu seiner Entschuldigung und Vertheidigung beigebracht hatte, wurde verschwiegen, und nur angezeigt, daß er fast alles leugne. Das heilige Gericht habe zwar alles gethan ihn zum römischen Glauben zu bringen, allein es sey umsonst gewesen. Diesem Allem wurde zuletzt die Sentenz angehängt, daß er um seiner Verbrechen willen aus dem Reiche verbannt werden sollte, bei einer Strafe von zweihundert Ruthenstreichen und fünfzigjähriger Galeerenarbeit, wenn er sich je wieder betreten ließe. Für jetzt sollte er mit zweihundert Ruthenstreichen durch die Gassen der Stadt gepeischt werden.

Nach Ablesung dieser Sentenz wurde der Verurtheilte in sein Gefängniß zurückgebracht, aus dem ihn der Kerkermeister am folgenden Morgen um zehn Uhr abholte. Er überlieferte ihn dem Henker, der ihm sogleich befahl, sich bis aufs Hembde auszuziehen. Als dieß geschehen war, legte er ihm ein Halseisen an, band ihm die Hände, warf ihm einen Strick um den Hals, und führte ihn auf die Straße. Hier hatte sich schon eine Menge Volk versammelt, den englischen Ketzer zu sehen. An der Thüre stand ein Priester, der ihm das vorige Urtheil nochmals vorlas. Sobald dieß geschehen war, setzte man ihn auf einen Esel, und damit begann der Zug durch die Straßen. Voraus gieng ein Ausrufer, der die Sentenz noch einigemal auf der Gasse laut verkündigte. Die Lüfte wiederhallten von dem Rufen des Volks: „Ein englischer Ketzer! seht den englischen Ketzer, der kein Christ ist!“

Eine

Eine Menge von Inquisitionsbedienten folgte dem Zuge mit Helleparten und Heroldsstäben zu Pferd. Der Henker peitschte den armen Martin, und der Pöbel warf ihn mit Koth und anderem Unrath. Auf dem Markte klagte er laut über so viele grobe Mißhandlungen, und der Theilnahme einiger Besserdenkenden hatte er es zu danken, daß ihn der Pöbel in Ruhe ließ. Das empörende Schauspiel dauerte fast eine Stunde, worauf der Unglückliche wieder in seinen Kerker gebracht wurde. Umsonst bat er um einen Wundarzt zur Heilung seines Rückens, der von den ledernen Riemen, womit man ihn gepeischt hatte, sehr geschwollen war. Erst nach Verfluß von vierzehen Tagen kündigte ihm die Inquisition an, daß man ihn, von Malaga aus, mit dem ersten ketzerischen Schiffe in sein Vaterland senden werde. Zugleich mußte er mit einem Eide bekräftigen, daß er alles, was ihm begegnet sey und was er während seiner Gefangenschaft gesehen und gehört hätte, geheim halten, und niemanden entdecken wolle. Ein Priester gab ihm sein Geld wieder, das ihm der englische Kaufmann auf der Reise geschenkt hatte, und man versprach ihm zugleich, daß er zu Malaga seine Güter wieder erhalten sollte.

Martin reiste nun nach Malaga, und mußte daselbst wieder mehrere Wochen im Gefängnisse zubringen, aus dem man ihn endlich auf ein hamburgisches Schiff brachte. Von seinen Gütern erhielt er nichts wieder. Während der acht Monate, die er im Gefängnisse zugebracht hatte, waren die Pfaffen zu Malaga um seine Frau und Kinder sehr geschäftig gewesen, sie zur katholischen Religion zu bereden. Bald versicherten sie, der Gefangene hätte zu Granada seinen Glauben abgeschworen, bald bedrohten sie die unglückliche Gattinn mit der Wegnahme ihrer

Kinder

Kinder, und kurz vor der Befreiung ihres Gatten streuten sie das Gerücht aus, daß er nächstens von der Inquisition verbrannt werden würde. Allein, Mutter und Kinder blieben standhaft bei dem Bekenntnisse ihrer Religion, und waren glücklich genug, den Händen der Inquisition zu entrinnen. Martin selbst kam, ohne weitere Gefahr, aber freilich seines Vermögens beraubt, nach England zurück, wo er die Nachricht von seinem unglücklichen Schicksale selbst bekannt machte. Seine Befreiung hatte er nicht seiner Unschuld, und noch weniger der Menschlichkeit der Inquisition zu danken, sondern der nachdrücklichen Verwendung des englischen Hofes.

XI. Wie das Feuer zu löschen sey.

Eine merkwürdige Verordnung.

Von Gottes Gnaden, Wir Ernst August, Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg u. s. w. fügen hiemit allen unsern nachgesetzten fürstlichen Beamten, adelichen Gerichtshaltern und Räthen in Städten, zu wissen, und ist denenselben vorhin schon bekannt: Wasmaßen wir aus Landesväterlicher Vorsorge alles was zur Konservazion Unserer Lande und getreuen Unterthanen gereichen kann, sorgfältig vorkehren und verordnen. Wie nun durch Brandschaden Viele in große Armuth gerathen können; dahero dergleichen Unglück zeitig zu steuern Wir in Gnaden befehlen: daß in einer jeden Stadt und Torf viele verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen, und mit der Figur und Buchstaben, wie der beigefügte Abriß besagt, des Freitags bei abnehmenden Monden, Mittags zwischen eilf und zwölf Uhr,

mit

mit frischer Dinte und neuer Feder beschrieben, vorräthig sey. Sodann aber, wenn eine Feuersbrunst, wovor der große Gott hiesige Lande in Gnaden bewahren wolle, entstehen sollte, ein solcher nur bemeldtermaßen beschriebener Teller mit denen Worten Im Namen Gottes! ins Feuer geworfen, und woferne das Feuer dennoch weiter um sich greifen wollte, dreimal solches wiederholet werden sollte, dadurch dann die Glut ohnfehlbar gedämpft wird. Dergleichen nun haben die regierenden Burgermeister in den Städten, auf dem Lande aber die Gerichtsschöppen und Schuldheißen, in Verwahrung aufzubehalten, und bei entstandener Noth beschriebener maßen zu gebrauchen; hiernächst aber, weil'n dieses jedem Bürger und Bauern zu wissen nicht nöthig ist, solches bei sich zu behalten. Hieran vollbringen dieselben Unsern Resp. gnädigen Willen. Gegeben in Unserer Residenz Weimar. d. 24 December 1742. Ernst August.

Der beigefügte Abriß zeigt einen großen Kreis, welcher wahrscheinlich den Rand des Tellers vorstellen soll. In der Mitte ist ein senkrechter Strich, von dessen oberer Spitze dachförmig zwey Queerlinien herablaufen; er durchschneidet zwey kleine Zirkel, und geht zwischen den darinn geschriebenen Buchstaben gerade durch. In dem obern Zirkel steht: A. G. in dem andern L. A. Darunter: Consummatum est (es ist vollbracht) und darunter drei Kreutze.

XII. Die Kunst sich fest zu machen.

Die Passauer Kunst oder das sogenannte Festmachen, ist eine Erfindung des Aberglaubens, die

bis auf unsere Tage ihre Vertheidiger und Anhänger gefunden hat. Wer diese Kunst versteht, soll durch keinen Schuß, keinen Hieb, und überhaupt auf keine Art verletzt werden können. Nichts soll einem solchen Menschen schaden, als wenn mit einer goldenen Kugel auf ihn geschossen wird.

Schon im grauen Alterthume, bei den Griechen und Römern, glaubte man an dieses Festmachen. Man konnte sich nicht überzeugen, daß Helden, die oft in Schlachten den Gefahren des Todes entgangen waren, dieses Glück allein ihrer Tapferkeit zu danken hätten. Daher entstund die Meinung, daß sie von gewissen Gottheiten, mit welchen sie auf jrgend eine Art in Verbindung stehen sollten, besonders geliebt würden, und von diesen fest gemacht worden wären. Die Helden selbst fanden diesen Glauben, wenn sie ihm auch nicht zugethan waren, für sich doch aus dem Grunde vortheilhaft, weil ihnen das Volk wegen ihrer eingebildeten Verbindung mit den Göttern desto größere Hochachtung bezeugte, und in dem Kampfe selbst sich um so tapferer bewies, jemehr es überzeugt war, daß ihm unter einem solchen Anführer der Sieg gewiß zu Theil werden müßte. Dieser Glaube wurde selbst dann nicht geschwächt, wenn sie geschlagen wurden, und ein für unverletzlich gehaltener Held Wunden bekam, indem man dieß für Wirkung einer Gottheit erklärte, die dem Feinde Beistand geleistet hätte. Am vortheilhaftesten war diese Meinung dem Helden, wenn auch der Feind davon überzeugt war. Denn nun hatte nicht leicht jemand Lust, ihn anzugreifen und sich mit ihm zu messen; jeder vermied ihn vielmehr im Kampfe, oder gab sich ihm selbst ohne Widerstand gefangen, in der festen Ueberzeugung, daß es doch unmöglich sey, ihn zu überwinden. Nur Helden, welche diesen

sen Glauben nicht hatten, oder sich selbst ebenfalls für fest hielten, wagten sich an ihn. So hielt man im trojanischen Krieg den Achilles, den Sohn einer Göttinn, bis an die Fußsohlen für fest und unüberwindlich.

Bisweilen wurde durch den Glauben an das Festmachen selbst die Tapferkeit der Helden erhöhet. Denn wer glaubte, daß er fest und unverletzbar sey, trotzte allen Gefahren, wenn er auch sonst noch so furchtsam war, und entgieng denselben auch glücklich durch die Tapferkeit, zu der er sich erweckt fühlte. Hier ein Beispiel aus der neuern Kriegsgeschichte.

A *, ein Offizier unter der Infanterie, sollte beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges mit zu Felde gehen. Obgleich A* ein Officier war, der in Friedenszeiten seine Pflichten aufs pünktlichste erfüllte, so hatte er doch eine entschiedene Abneigung vor dem Kriege. Da man im Felde keine Stunde darauf rechnen kann, ob man nicht in der nächsten von einer Kugel getroffen oder von einem Schwerdte verwundet wird, so wünschte er von Herzen mit dem Feldzuge verschont zu bleiben. Allein all sein Nachsinnen, wie er es anzufangen hätte, um seinen Wunsch erfüllt zu sehen, war vergebens. Daher dachte er auf Mittel, wie er sich wenigstens vor den Gefahren sichern möchte, die ihn in den bevorstehenden Gefechten zustossen könnten. Er kannte einen Schwerdtfeger, von dem man ihm gesagt hatte, daß er die Kunst verstehe, sich fest zu machen. An diesen wendete er sich in seiner jetzigen Verlegenheit. Er sagte ihm, daß er zwar Muth genug besitze, um sich vor keinem Feinde zu fürchten; da indessen im Kriege auch der Tapferste bisweilen fiele, und es jedes Menschen Pflicht sey, so viel möglich für seine Erhaltung zu sorgen, so wünschte er die Kunst zu erlernen, sich fest

zu machen. Es sey ihm zuverläßig versichert worden, daß der Schwerdtfeger in diese Kunst eingeweiht sey, daher bäte er ihn um Mittheilung derselben. Um den Mann sich geneigt zu machen, gab er ihm sogleich ein Geschenk und versicherte ihn seiner fernern Erkenntlichkeit, wenn er ihm diese Freundschaft erzeigte.

Dem Schwerdtfeger war das Geschenk und das Versprechen ganz angenehm, daher gab er dem Officier die Versicherung, daß er ihn fest machen wolle. Zugleich aber machte er es zur unerläßlichen Bedingung, daß alles, was er verordnete, aufs pünktlichste erfüllt werden müßte. Der Officier versprach das natürlich sehr gern.

Der Schwerdtfeger verfertigte nun für den Officier einen Degen, und gab ihm denselben mit der Erklärung, daß er in den Knopf desselben dasjenige gelegt habe, was fest und unverletzbar mache. Dieser Degen, setzte er hinzu, würde ihn so lange sichern, als er sich dessen bediente, und er könne allen Gefahren muthig entgegen gehen, ohne zu fürchten, daß er verwundet oder getödtet werden würde. Allein so lange er durch den Besitz des Degens fest bleiben wollte, dürfte er nie den Knopf desselben eröffnen, denn sonst würde die darinn liegende Kraft verschwinden. Der Officier versprach sich darnach zu richten, und verließ den Schwerdtfeger unter Bezeugung seines reellen Dankes. Muthvoll gieng er nun, in festem Vertrauen auf seinen Degen, in den Krieg. Er zeichnete sich bei allen Gelegenheiten durch seine ungemeine Tapferkeit und Entschlossenheit aus. Nichts konnte seinen Muth, wenn auch die größte Lebensgefahr vorhanden war, schwächen, er suchte vielmehr selbst die Gefahren auf, und zeichnete sich bei allen Gelegenheiten als einen der tapfersten Officiere in der

Armee

Armee aus. Denn er verließ sich stets darauf, daß ihn sein Degen fest mache, und daß er sich, für die dem Schwerdtfeger gemachten Geschenke, ohne Gefahr, Ehre und Ruhm erwerben könne. Die ganze Armee verwunderte sich um so mehr über seine Tapferkeit, jemehr einige Officiere, als er noch im Standquartiere gestanden und seinen neuen Degen noch nicht besessen hatte, bei den Gesprächen von dem bevorstehenden Kriege, Spuren von Furchtsamkeit bei ihm zu entdecken glaubten.

Als der Friede wieder hergestellt war, kehrte A *, mit Ehre und Ruhm geschmückt, in sein altes Standquartier zurück, ohne jemals in einer Schlacht verwundet worden zu seyn. Er gab dem Schwerdtfeger neue Beweise seiner Erkenntlichkeit, ohne jedoch von demselben jemals das Geheimniß des Festmachens selbst erfahren zu können. Dieses durch die Eröffnung des Knopfes an seinem Degen zu entdekken, schien ihm ein viel zu gefährliches Unternehmen, da ihm der Schwerdtfeger wiederholt versichert hatte, daß er dann fest zu seyn aufhören würde. Man konnte ja nicht wissen, ob nicht ein neuer Krieg ausbrechen würde, und der Schwerdtfeger schien nicht geneigt zu seyn, seine Kunst zu wiederholen. Er fürchtete auch die Feindschaft des Mannes viel zu sehr, als daß er so etwas hätte wagen sollen, da er wohl wußte, daß er seinen Ruhm weniger seiner Tapferkeit, als den Eigenschaften seines Degens zu danken habe. Um nicht einen Andern nach dem Besitze dieses herrlichen Mordgewehres lüstern zu machen, hatte er nie davon gesprochen, daß er fest sey. Er unterdrückte daher seine Neugierde. Nachdem aber der Schwerdtfeger gestorben war, und A * bei herannahendem Alter eine ehrenvolle Entlassung von der Armee erhalten hatte, so glaubte er ohne Bedenken

denken und ohne Gefahr den Knopf öffnen zu können, um nicht nur seine Neugierde endlich einmal zu befriedigen, sondern auch das Geheimniß des Festmachens selbst zu entdecken. In diesem Knopfe aber fand er, als er ihn öffnete, weiter nichts, als einen Zettel, mit den Worten: „Sey tapfer und wehre dich Feigherziger!“

Diese Eröffnung war überraschend genug. A * sah nun freilich wohl, daß das Festmachen weiter nichts als Betrug und Einbildung sey, indessen war er doch mit dem Schwerdtfeger wohl zufrieden, daß er ihn durch seine betrügerische Kunst auf den Weg der Tapferkeit geführt hatte. Er war überzeugt, daß er, ohne sein Vertrauen auf die magische Kraft des Degens, nie als tapferer Krieger gekämpft hätte. Auch stimmte er selbst nunmehr der Meinung des Schwerdfegers bei, daß es kein besseres Mittel gebe, sich im Kriege fest zu machen, als tapfer zu seyn, und sich zu wehren, da der Feigherzige immer weit eher verwundet und getödtet werden könne, als der Tapfere. A * hob daher seinen Degen, und den in dessen Kopfe gefundenen Zettel, als ein Heiligthum für sich und seine Nachkommen auf.

XIII. Verheurathung durch einen Wechselbrief.

Ein Kaufmann aus Paris hatte sich in Amerika niedergelassen, und war sehr reich geworden. Er beschloß seinen Reichthum mit einem Frauenzimmer zu theilen, das seiner würdig wäre; allein er fand in seiner Gegend keine angemessene Parthie. In der Noth seines Herzens wandte er sich daher

endlich

endlich an einen Korrespondenten in Paris. Er war durchaus keines andern als eines Kaufmannsstils gewohnt, und es lautete daher in seinem Briefe, nach einigen andern Anträgen, so: „ferner, da ich gesonnen bin, mich zu verheurathen, und hier keine anständige Parthie finden kann, so ersuche ich Sie, mir mit dem ersten Schiffe ein Mädchen von folgender Beschaffenheit zu übermachen. Ich verlange keine Mitgabe; aber sonst muß das Mädchen von guter Herkunft und ehrlich, zwischen 20 und 25 Jahren, von mittler Statur, proportionirt, schön, gesittet, gesund und von fester Konstitution seyn, damit sie die Veränderung des Klima's ertrage, und ich nicht nöthig habe, eine zweite Frau zu suchen, wenn diese erste mir ausfällt. In Betrachtung der weiten Entfernung und des Risiko des Transportes ist auf diesen letzten Punkt also besonders zu sehen. Wenn sie aber von obiger Güte ist, wohlkonditionirt hier anlangt, und gegenwärtigen Brief von Ihnen endossirt, oder eine vidimirte und behörig attestirte Kopie davon überbringt, so mache ich mich verbindlich, diesen Brief zu acceptiren, und die Person, welche denselben vorzeigt, nach einer Sicht von vierzehn Tagen zu heurathen. Zu desto mehrerer Bekräftigung habe ich Gegenwärtiges unterzeichnet."

Der Korrespondent hatte, nach vieler Mühe, wirklich das Glück, eine junge arme Person von guter Familie zu finden, die sich den Vorschlag gefallen ließ. Er gab vorläufig seinem Freunde in einigen Avisbriefen von ihr Nachricht. Endlich erfolgte auf einem Schiff des Amerikaners das Mädchen selbst, versehen mit der in bester Form legalisirten und von dem Korrespondenten endossirten Kopie des obigen Briefs. Es hieß darinn zuletzt so: „Ferner ein Mädchen von 25 Jahren, von der Güte

und

und dem Ansehen, wie verlangt worden, und wie solches aus den Certifikaten und Attestaten, die sie bei sich hat, näher erhellet."

Diese Papiere bestanden in dem Taufschein, dem Zeugniß ihrer guten Sitten von dem Prediger, einem Zeugniß ihres guten Rufs von den Nachbarn, endlich in einem von vier Aerzten unterschriebenen Zeugniß ihrer guten körperlichen Konstitution. Die Avisbriefe, und darauf die Kaufmannsgüter und das Mädchen kamen glücklich in Amerika an. Der Amerikaner war einer der Ersten, der sich bei dem Schiff, auf dem das Mädchen war, einfand. Als sie seinen Namen hörte, redete sie ihn an. „Mein Herr, sagte sie, ich habe einen auf sie gestellten Wechselbrief. Sie wissen, daß man sich auf einer so weiten Reise nicht gerne mit baarem Gelde beschwert. Wollten Sie ihn wohl acceptiren?" — Nachdem er den Brief gelesen, und daraus ersehen hatte, daß sie seine verlangte Braut war, sagte er: „Ah, Mademoiselle, ich habe nie in meinem Leben einen Wechselbrief protestiren lassen, und ich versichere Sie, mit diesem werd' ich nicht anfangen. Ich will ihn acceptiren, wenn Sie es wollen." — Sie bezeugte ihren guten Willen, und nach einigen Tagen ward Hochzeit gemacht. Auch hat dieser Schritt beide Theile niemals gereut.

XIV. Die Wetten der Engländer.

Bekanntlich haben die Engländer in ihren Sitten und Neigungen und besonders in ihren Liebhabereien, sehr viel Eigenthümliches und Auszeichnendes, das man in dem Maaße bei keiner andern Nation

tion findet. Dahin gehören vorzüglich ihre Wetten, eine brittische Nationalsitte, die in keinem andern Lande angetroffen wird. Diese Wetten sind oft höchst sonderbar ausgesonnen; es kommen manchmal die ausschweifendsten Ideen zum Vorschein, und immer finden sich Menschen, die sie zur Wirklichkeit bringen. So wetteten z. B. im Jahre 1788 der Herzog von Bedford und Lord Barrymore um 500 Pfund Sterling über die Möglichkeit einen Menschen zu finden, der eine Katze lebendig fressen würde. Der Lord behauptete es, und fand wirklich einen Kerl, der diesen Fraß für eine geringe Summe bewerkstelligte. Zwei andere Männer von Ansehen wetteten ebenfalls 500 Pf. Sterlinge, daß der eine mit einer Feder eine Million Striche aufs Papier machen wollte, während der andere auf eine selbst beliebige Art von London nach Edinburg reisen würde. Der erste gewann. Zwey reiche müßige Männer wetteten zweihundert Guineen, um zu bestimmen, ob ein mit sechs Pferden bespannter Phaeton eine Strecke von dreissig englischen Meilen eher zurücklegen würde, als eine Schlange fähig wäre, über einen drei Ellen langen, mit pulverisirtem Zucker bestreuten Stein zu kriechen. Viele Personen nahmen durch große Summen an dieser Wette Antheil. — Ein Engländer, der die großen Zimmer im königlichen Palaste zu Sommerset besah, tadelte die niedere Decken derselben. Man fand diesen Tadel sehr unrecht, und seine darauf folgende Behauptung, einen Menschen zu bringen, der nicht aufrecht darinn stehen könnte, lächerlich. Da die Decke mehrere Fuß über die höchste Menschengröße erhaben war. Es kam gleich zu einer ansenlichen Wette, da denn der Behauptende einen ganz krumm gewachsenen Menschen einführte, der erklärte, er sey unvermögend an

jrgend einem Orte aufrecht zu stehen, — und hierdurch wurde die Wette gewonnen.

Von ernsthafterer Art war die Wette des reichen irländischen Landedelmanns Whaley, der sich unter Verpfändung seines ganzen Vermögens verbindlich machte, daß er innerhalb vierzehen Monaten eine Reise nach Jerusalem und wieder zurück machen wollte. Die Gegner, die eben so viel daran setzten, rechneten auf die Gefahren zur See und zu Lande, auf Krankheit, Tod und andere Hindernisse. Aber sie hatten sich verrechnet! Whaley kam im Julius 1789, noch vor der bestimmten Zeit glücklich zurück, und gewann zwanzig tausend Pfund Sterling. Als er sich seinen Gütern näherte, kam ihm eine Procession von seinen Pächtern und andern Landleuten beiderlei Geschlechts entgegen getanzt. Alle waren mit Blumen und Bändern geschmückt, und so zogen sie mit ihrem Gutsherrn nach Hause, worauf Schmäuse und Freudenfeuer erfolgten.

Wetten dieser und anderer Art kommen alle Jahre vor. Am häufigsten sind indessen Wetten wegen schleunigen Reisen zu Fuß, und diese werden mit einer Wichtigkeit behandelt, als beträfe es eine Nationalangelegenheit von großen Folgen. Ein Beispiel statt vieler ähnlicher, aus dem Jahr 1801.

Ein sehr reicher Schottländer, Namens Fletcher, befand sich unweit Doncaster in Gesellschaft eines andern wohlhabenden Schotten Barclay, welcher jährlich viertausend Pfund Sterling reine Einkünfte hatte. Die Rede fiel darauf, wie lange ein Mensch eine große und lange Anstrengung im Gehen würde aushalten können. Fletcher sagte endlich: „Was gilt's," ich gehe sechzig Meilen zu Fuß, in vierzehn Stunden! *) Jeder von ihnen setzte zwei tausend

*) Wen man 6 engl. auf 1 deutsche Meile rechnet, so betr. es 10 d. M.

tausend fünfhundert Pfund Sterling. Fletcher mußte nun, wie die alten Athlethen, eine besondere Lebensart führen, weswegen er sich ganz der Anleitung eines berüchtigten Klopffechters überließ, der ihm nichts als rohes Fleisch zu essen gab; das dauerte jedoch nur eine kurze Zeit. Fletcher gewann seine Wette; aber die letzten zwanzig Meilen ermüdeten ihn so sehr, daß er glaubte, es übersteige gewönliche Kräfte, in so kurzer Zeit weiter zu gehen.

Barclay, der nicht nur den Verlust einer ansenlichen Summe, sondern auch ein geheimes Mißvergnügen, daß er sich so verrechnet hatte, verschmerzen mußte, hielt es inzwischen nicht für unausführbar eine in jeder Rücksicht noch größere Wette zu gewinnen. Er machte sich also mit fünf tausend Pfund Sterling anheischig, neunzig englische d. i. fünfzehen gute deutsche Meilen, binnen zwei und zwanzig weniger einer halben Stunde, zurück zu legen. Da Fletcher aus eigener Erfahrung große Ursache zu haben glaubte, eine solche Wette anzunehmen, so gieng er sie ohne viel Besinnen ein, und setzte fünf tausend Pfund. Er hielt es für unmöglich, daß Barclay, fünftehalb englische Meilen in jeder Stunde, (denn so viel kam auf jede, mit Einschluß der kleinen Verzögerungen) ganzer ein und zwanzig Stunden nach einander zu gehen im Stande seyn könnte. Aber er bedingte noch überdieß, daß das Unternehmen im November ausgeführt werden sollte, wo in England der menschliche Körper wegen der häufigen Nebel, Regen ꝛc. am schlaffsten ist. In diesem Monate war es äußerst wahrscheinlich, daß ein heftiger Wind, ein starker Regen oder ein dicker Nebel der Nervenspannung nachtheilig werden könnte.

Barclay hatte diese Umstände vermuthlich nicht gehörig bedacht. Er begab sich inzwischen, zwei Monate

nate vor der angesetzten Zeit, bei einem alten Pachter in Yorkshire in die Kost, und befolgte alle Regeln, welche ihm derselbe vorschrieb. Dieser Pachter war ein großer Kenner alles dessen, worauf man wetten mochte, und besonders verstund er sich auf die Vorbereitung derjenigen, die einen Wettgang vorhatten. Er gab seinem Schüler Barclay nichts als rohes Fleisch und stark verdauende Speisen zu essen, brauchte ihn zu allen schweren Arbeiten, ließ ihn schwere Lasten von Käse und Butter auf den Schultern zu Markte tragen, und gab ihm zu zehen englischen Meilen nicht mehr als anderthalb Stunden Zeit. Kurz, der Meister schickte und schor seinen reichen Zögling wie einen Hünerhund, und immer that dieser alles so flink und gut, daß der Pächter beständig voraussagte, er würde den Preis davon tragen.

Die Zeit kam inzwischen heran. Man hatte bei Ayton, auf der Straße von York nach Hull, eine englische Meile Weges mit Lampen erleuchtet, weil Barclay, laut der Bedingungen gerade um Mitternacht seinen Weg antreten mußte. Gleich aus dem Ansatze schloß man viel, und in dem Maaße als er rüstig fortfuhr, stiegen die Wetten; um vier und acht Uhr des Morgens bot man zwei gegen eins, und sieben gegen vier zu seinen Gunsten; um eilf Uhr Vormittags, als er fünfzig Meilen vollendet hatte, bot man drei gegen eins, daß er gewönne; als er sechszig Meilen gegangen war, fünf und vier gegen eins; als er siebenzig zurück gelegt hatte, wurden sieben und sechs gegen eins gewettet, daß er gewinnen würde. Gegen das Ende hin zehen und fünfzehen gegen eins.

Alle verloren, die gegen Barclay Parthie genommen hatten. Er vollendete seinen langen Gang

zwey

zwei und zwanzig Minuten und vier Sekunden auf neun Uhr des Abends, so daß er eine Stunde, sieben Minuten und sechs und fünfzig Sekunden weniger Zeit brauchte, als ihm erlaubt war. Er gewann die Wette ohne anscheinende Mühe. Sechsmal hielt er an, sich zu erholen, eine Erfrischung zu nehmen und die Wäsche zu wechseln, welches gemeiniglich zwölf bis fünfzehen Minuten währte. Das Wetter war ihm besonders günstig, ausser früh von vier bis acht Uhr, da es neblicht wurde, welches sein Feuer sichtbar dämpfte. Der Zulauf von Menschen war sehr groß, die besonders dafür sorgten, daß ihn nichts unterbräche. Da eine außerordentliche Anstrengung erforderlich war, um eine solche Wette zu gewinnen, so bezeugten die Leute eine herzliche Freude über seinen Sieg. Als er fertig war, hörte man nichts als Jauchzen und Hußah, und die Leute trugen ihn frohlockend auf den Schultern umher. Viele Männer von Stande waren bis aus Schottland gekommen, um diese Wette mit anzusehen. Es standen nicht nur die zehen tausend Pfund Sterling der Hauptpersonen darauf, sondern mehr als doppelt so viel, da die vielen Wettlustigen Herren aus Yorkshire, Schottland und London ansenliche Summen gesetzt hatten. Die ganze Grafschaft York erwartete den Ausgang mit größter Theilnahme, weil in ganz England keine Gegend ist, wo man eben so stark wettet.

Barclay hatte eine Woche vorher den Tag bekannt gemacht, an welchem er seine Wette geben würde. Der Platz wurde von beiden Partheyen gemessen, und ein Pfahl am Ende der Meile eingeschlagen. Um diesen mußte Barclay nach jeder Meile sich wenden, welches anderthalb Schritte machte, die aber nicht gerechnet wurden. An den Pfahl wur-

den

den Leute gestellt, die einen Kerb hinein machten, sobald er wieder einmal herum war: auch lag ihnen ob, Achtung zu geben, daß alles in Ordnung vorgieng.

Ein paar Minuten vor Mitternacht war Barclay mit seinen Freunden, wie auch Fletcher mit den seinigen angekommen. Punkt zwölf Uhr wurden sechs Repetier-Uhren gestellt, in ein Kästchen an den Gewinnpfahl gesetzt und das Kästchen versiegelt. Zu gleicher Zeit brach Barclay auf. Er trug ein engschliessendes Flanellhemde, flanellene Unterhosen und eine flanellene Nachtmütze, sogenannte Lammswollene Strümpfe und weite Lederschuhe mit ziemlich dicken Sohlen. Das Haus, in das er gieng, um Erfrischung zu nehmen, stand etwa zehen Ellen von der Straße: das Hingehen und Zurückkommen machte also zwanzig Ellen, die er aber nicht rechnen wollte. Als die Wette gewonnen war, sah man ihm keine Müdigkeit an; er war eben so munter wie zuvor, und sagte, er könnte zwanzig Meilen weiter gehen. Obgleich der Schauplatz seiner Gehefertigkeit auf offener Straße lag, so bewies man ihm doch alle mögliche Aufmerksamkeit. Die vielen Landkutschen, Briefkutschen, Fuhrwagen, Equipagen, Postkutschen, das Heer von Cabriolets, Rittern und selbander reutenden Frauen, die unaufhörlich England von einem Ende zum andern durchfliegen, und besonders in dem wohlhabenden Yorkshire häufig sind, fuhren und ritten insgesammt auf die Seite, um dem Wettkämpfer kein Hinderniß in den Weg zu legen. Jeder schien ihm einen glücklichen Ausgang zu wünschen. Sonst gehen die Soldaten nirgends aus dem Wege, aber hier thaten sie es. Die Westyork-Miliz kam just des Weges auf ihrem Marsche aus Hull nach York, sobald sie hörte, was da vorgieng, machte sie Halt,

und

und theilte sich in zwey Divisionen zu beiden Seiten der Straße, welches eine gute Wirkung that. Jeder Soldat rief dem Schnellgehenden zu: „Glück zum Siege!“ Die allgemeine Theilnahme diente sehr zu seiner Aufmunterung. Er war damals etwa zwei und zwanzig Jahre alt, fünf Schuh eilf Zoll groß und stark gebaut.

Wenn man die zur Erfrischung nöthige Zeit und andere kleine Abhaltungen zusammen rechnet, so wurden die neunzig Meilen in nicht viel über neunzehen Stunden, ausser den Schritten in's Wirthhaus, aus demselben und um den Pfahl, zurück gelegt. Der Ort, auf welchem Barclay wanderte, hatte verschiedene sanfte Anhöhen; wenn er an diese kam, lief er gewissermaßen hinauf; die übrigen Theile des Weges gieng er. Sobald er anhielt, nahm er beträchtlich viel zu sich; seine Nahrung bestund aus gekochten Hühnern, Hammelfleisch, Schnitten ꝛc. und sein Getränk war altes starkes Bier. In den letzten dreissig Meilen hatte er einen Gesellschafter, einen jungen neunzehenjährigen Menschen, der sehr brav Schritt hielt, und Hoffnung erweckte, dereinst ein eben so guter Fußgänger zu werden. Als der Sieger Barclay in seiner Equipage nach Pocklington gefahren kam, wurden zum Zeichen der Freude, die Glocken geläutet, und das Volk wollte sich vor seinen Wagen spannen, welches er jedoch nicht zuließ.

XV. Russischer Taschengott.

Ausser einem geweihten Amulet, das jeder Russe von der Taufe an, wo er es bekommt, am Halse trägt, und nie ablegt, hat er gewönlich noch

ein Bild von Kupfer in der Tasche, das den heil. Nikolaus, oder jrgend einen andern Heiligen, der sein Patron ist, vorstellt. Dieses trägt er überall mit sich herum, mit eben der Andacht, wie der fromme Aeneas seinen Penaten. Es ist oft das einzige Geräth, das ein Bauer oder ein Soldat auf Reisen mit sich führt. Nichts ist sonderbarer, als wenn man einem Soldaten oder Bauer zusieht, wie er seinen kleinen Gott aus der Tasche zieht, darauf spuckt, ihn mit der Hand reibt, um ihn abzuwaschen, ihn dann gegen sich über stellt, und sich plötzlich vor ihm auf die Erde wirft, hundertmal das Zeichen des Kreuzes macht, die tiefsten Seufzer ausstößt, und seine vierzig Gespodi, Polimoi (Gott, sey mir gnädig) hersagt. Ist das Gebet zu Ende, so thut er den Gott wieder in die Büchse, und steckt sie in die Tasche. Die alten Egypter hatten ihre Götter in ihren Gärten, oder in ihren Ställen; die Afrikaner tragen die ihrigen am Arm, die Russen aber oft in den Hosen.

Ein Edelmann weiß der Sache ein wenig mehr Ansehen zu geben. Sein Gott begleitet ihn ebenfalls auf seinen Reisen, allein er ist mit Gold und Silber geschmückt. An jedem Ruheort ist es das erste Geschäft des Kammerdieners, daß er ihn aus seiner Kasette herausnimmt, und in das Zimmer seines Herrn stellt, der ihm auch sogleich die Ehre erweist, sich vor ihm niederzuwerfen.

Selbst die russischen Freudenmädchen haben tiefen Respect vor den Heiligen. Wenn sie Besuche bei sich empfangen, und sich dem Vergnügen überlassen wollen, so ziehen sie zuerst den Vorhang vor das Bild und löschen die Kerzen aus, die vor demselben brennen. Dieß ist immer das Signal, daß sie der Venus ein Opfer bringen wollen.

Achte Abtheilung.

Anekdoten.

1. Der Weltrichter Eon.

Auf der im Jahr 1148 zu Reims gehaltenen Kirchenversammlung wurde ein gewisser Eon de Stella, aus Bretagne, vor den Papst und die Prälaten gebracht, der auf eine selsame Art den Verstand verloren hatte. Er war ein ungelehrter Landmann, und hatte einmal die Worte im Exorcismus: Per *eum*, qui judicaturus est vivos et mortuos, et seculum per ignem (durch den, der die Lebendigen und die Todten und diese Welt durchs Feuer richten wird) gehört. Dieß brachte ihn auf den lächerlichen Gedanken, er müsse wohl der *Eum* seyn, weil dieß mit seinem Namen übereinkäme, vermuthlich sprach der Priester das Wort Eum wie Eon aus. Genug, er glaubte von der Stunde an, er wäre der Sohn Gottes, der Richter der Lebendigen und der Todten.

So dumm auch diese Einbildung war, so verführte der Thor doch viele Leute in Bretagne und Gascogne, die er zu seinen Aposteln, Jüngern, Erzengeln, Engeln, Cherubim und Seraphim machte. Das Gerücht sagte sogar, er verrichte durch Hülfe des Teufels Wunderwerke. Die französischen Herren, in deren Gebiet er seine Lehre ausbreitete, be-

mühten sich sehr, das gemeine Volk von seinem Schwindel und von seiner Thorheit abzuziehen, und den elenden Anführer desselben in Verhaft zu nehmen. Aber dieß war so leicht nicht; seine Anhänger vermehrten sich täglich, und waren bereit, ihr Leben für ihn zu lassen. Endlich gerieth er nebst seinen vornehmsten Anhängern dem Erzbischof von Reims in die Hände, und dieser stellte sie vor das Concilium.

Als der Papst den Schwärmer Eon fragte, wer er sey? antwortete er ohne die geringste Gemüthsbewegung: „Ich bin der Richter der Lebendigen und der Todten, und werde am jüngsten Tage die Welt durch Feuer richten.“ Er hielt mit beiden Händen eine große zweizackige Keule. Als ihn der Papst deswegen fragte, gab er zur Antwort: „Die Keule bedeutet ein sehr großes Geheimniß, denn so lange ich das zweizackige Ende in die Höhe halte, so lange besitzt Gott zwei Theile von der Welt, ich aber nicht mehr als den dritten Theil; wenn ich dagegen das andere Ende in die Höhe halte, so gehören zwei Theile der Welt mir, und für Gott bleibt nur der dritte übrig.“

Selbst die gravitätischen Prälaten konnten sich des Lachens nicht enthalten, und erklärten (zur Ehre ihrer Vernunft) den armen Menschen mehr für einen Wahnsinnigen, als für einen Ketzer. Um aber doch zu verhüten, daß er den unwissenden Pöbel nicht länger verführen möchte, und um denen, die er schon verführt hatte, ihren Irrthum zu benehmen, ließ ihn der Abt Suger in Verwahrung bringen, in welcher er bald hernach starb. Einige seiner Anhänger widerriefen, andere aber wollten lieber (so ansteckend ist die Unvernunft) in der Flammen sterben, als ihren Irrthümern entsagen. Ja,

einer

einer von ihnen, da er zum Pfahl geführt wurde, befahl der Erde mit lauter und gebieterischer Stimme, sich zu öffnen, und ihre gottlosen Verfolger so zu verschlingen, wie ehedem die Rotte Dathan und Abiram.

2. Grausame Bestrafung eines Dichters.

Wilhelm von Cabestan oder Cabestraing, ein Edelmann aus Roussillon, war ein beliebter Dichter des dreizehenten Jahrhunderts. Nach der Sitte seiner Zeit widmete er seine Kunst den Damen, und besang ihre Reitze. Am meisten fesselte ihn die schöne Tricline Carbonel, eine sehr geistreiche Frau, welche an Raimond de Sellian, einen wilden, rauhen und ziemlich häßlichen Mann verheirathet war. Der Dichter, der sie zärtlich besang, gefiel ihr besser, als ihr Gemahl, und erhielt von ihr als süßen Minnesold die feurigste Gegenliebe. Der Mann merkte, was vorgieng, wurde eifersüchtig, lauerte dem zärtlichen Dichter an einem entlegenen Orte auf, jagte ihm seinen Dolch durch die Brust, riß ihm das Herz heraus, und schnitt ihm den Kopf ab. Das Herz ließ er von seinem Koch zubereiten, und seiner Frau vorsetzen, die es, unwissend, was sie speiste, mit großem Appetit verzehrte.

Als die Mahlzeit geendigt war, fragte sie ihr Mann: was sie wohl glaube, gespeist zu haben? Sie antwortete, das wisse sie nicht, aber es sey ein gutes Gericht gewesen, und habe ihr sehr wohl geschmeckt. Sogleich fuhr ihr Mann auf, und brachte ihr ihres Liebhabers Kopf, ihn bei den Haaren haltend, entgegen. Sie erkannte den Kopf ihres Geliebten, und zitterte heftig, ohne ein Wort spre-

 chen

chen zu können. Ihr Mann aber sagte mit schröcklicher Stimme: „Du hast das Herz deines Liebhabers gefressen.“

Die gute Frau konnte sich der Thränen nicht enthalten; sie floßen dem Andenken ihres Geliebten reichlich, und mit bebender Stimme sagte sie: „Nun, so hab' ich denn eine so köstliche Speise gegessen, daß ich keine andere mehr zu mir nehmen werde.“ Sie sprachs, ergrief ein Messer, und durchstach sich die Brust. Nach einer andern Erzählung ergrief ihr Mann, als sie das sagte, sein Schwerdt, sie zu durchbohren. Sie aber stürzte sich vom Balkon und fiel todt zur Erde. Das geschah im Jahr 1213.

3. Sonderbare Feier des Palmsonntages.

Der Kaiser Maximilian der Erste besuchte im Jahre 1489 als römischer König die Stadt Schwäbischhall, und blieb den Palmsonntag dort. Nun wurde daselbst jährlich an gedachtem Tage eine feierliche Procession zum Andenken des Einzugs Christi in Jerusalem gehalten. Ein Bürger stellte den Heiland vor, und ritt in Begleitung der Geistlichkeit, des Rathes und des Volkes durch das Langfelder Thor nach der Michaeliskirche, wo ihn dann zwei Häscher oder Stadtknechte in Empfang nahmen und hineinführten. Maximilian beehrte als ein frommer Fürst die Procession auch mit seiner Gegenwart. Als er aber den Heiland von den Stadtknechten führen sah, wandte er sich zu seinem Nachbar und sprach: „Ey, du mein Gott! haben denn die Haller niemanden, denn Büttel und Schergen, welche den wackern Mann führen können?“ — Der Rath schrieb sich diese Bemerkung hinter das Ohr, und machte bald darauf die Anordnung, daß der

Heiland

Heiland künftig nicht mehr von zwey Stadtknechten, sondern — von zwei Rathsherren geführt werden sollte.

4. Der König Podiebard und sein Barbier.

Eines Tages, es war im Jahre 1461, gieng der König Georg Podiebard von Böhmen, wie das sein Gebrauch war, zu Prag in das Bad hinter der Judengasse, und ließ sich von seinem gewöhnlichen Barbier Janda den Bart abnehmen. Dieser war mit dem Könige wohl bekannt, und hatte sich schon oft wohl eine Frage oder einen Scherz erlaubt. Jetzt fiel ihm aber das sehr zur Unzeit ein. Als er daher das Scheermesser an des Königs Gurgel hatte, setzte er ab, lächelte ziemlich bedeutend und fragte ganz listiglich und wichtig zugleich: „In wessen Händen befindet sich jetzt wohl das Königreich Böhmen?“ Der König, der vor der Hand eben keinen Beruf fand, diese Frage weitläuftig zu erörtern, antwortete ganz gelassen: „Lieber Freund Janda, in wessen Händen sollte sich auch jetzt das Königreich Böhmen befinden, als in den deinigen? da der König sich selbst darinnen befindet.“ Darüber freute sich der Bartscheerer gar sehr, und sagte: „Das ist auch meine Meinung.“ Als nun der Bart herunter und das Scheermesser bei Seite gelegt war, fragte der König: „Janda, wer ist jetzt König in Böhmen?“ — „Wer sonst, als Ihr, gnädigster Herr!“ antwortete Janda. — „Und du bist ein schlechter Kerl!“ schrie der König, schlug den vorwitzigen Barbier sogleich zu Boden, und dieser starb einige Tage darauf an den königlichen Fußtritten, die er erhalten hatte.

5. Papst Adrian.

Durch den Einfluß Kaiser Karls des Fünften wurde dessen ehemaliger Lehrer Adrian aus Utrecht zum Papste erwählt. Um den Kaiser, seinen Wohlthäter, zu ehren, und zum Andenken an die vergangenen Tage seines Lebens, ließ Adrian auf einer Tafel die Städte Utrecht (seine Vaterstadt) und Löwen (die Universität, wo er studiert hatte,) malen. Unter der erstern stand: ich habe gepflanzt, unter der zweiten: ich habe begossen. Unter beiden war des Kaisers Bildniß dargestellt, mit den Worten: ich habe das Gedeihen dazu gegeben. — Ein Fremder, der diese Gemälde sah und die Unterschriften las, machte die naive Bemerkung: „Da hat also Gott nichts gethan.“

6. Bestrafter Jagdfrevel.

Bischof Michael zu Salzburg, ein besserer Jäger als Priester, hielt im Jahr 1537 eine große Jagd, auf welcher ein angeschossener Hirsch die Lappen durchbrach, und im Getraidestück eines Bauers todt niederfiel. Der arme Bauer fand den Hirsch, dankte Gott, der ihm diese Nahrung beschert hatte, nahm die Beute mit sich, weidete das Wild aus, und nährte geraume Zeit sich und die Seinigen davon. Das wurde verrathen und dem Bischof zu Ohren gebracht. Dieser ließ sogleich den armen Mann greifen und in ein abscheuliches Gefängniß werfen, als wenn er der größte Uebelthäter wäre. Seiner Regierung befahl er, dem Bauer den Prozeß zu machen, und ihn zu einem elenden Tode zu verurtheilen. Die Räthe trugen, als ehrliche Leute, Bedenken, eines todten Viehes wegen einen lebendi-

gen

gen Menschen umzubringen, und wollten das Urtheil über den Bauer nicht sprechen. Sogleich setzte der Bischof sich selbst auf den Richtstuhl und sprach folgendes Urtheil aus:

„Weil der Bauer durch Heimschleppen des Wildes sich an seiner Obrigkeit vergangen habe, so solle er in die Haut des geraubten Wildes eingenähet, und den bischöflichen Jagdhnnden preis gegeben werden; würde er aber auf Händen und Füssen so schnell seyn, daß er den Hunden entgeben könnte, so sollte ihm das Leben geschenkt seyn.“

Dieses barbarische Urtheil wurde an dem armen Manne vollstreckt. Er wurde eingenähet und auf einen freien Platz gebracht. Hier ließ der christliche Herr die bewährtesten und größten seiner bischöflichen Jagdhunde auf den Unglücklichen los, setzte das Jägerhorn sehr freudig an den Mund, und gab das Signal, auf welcher die Hunde sogleich wüthend über den Bauer herfielen und ihn in kleine Stücke zerrießen.

Den folgenden Tag ritt dieser barmherzige Herr auf die Jagd, stürzte von seinem Klepper, und — brach den Hals!

7. Der gesegnete Kelch.

Johannes Muskulus, Prediger in der lebusischen Vorstadt zu Frankfurt an der Oder verschüttete einst im Jahr 1569 den gesegneten Kelch aus Unvorsichtigkeit, und trat, hierüber erschrocken, von ohngefehr auf den vergossenen Wein. Dieser Zufall hatte die wichtigsten Folgen für ihn. Nicht blos in Frankfurt, sondern im ganzen Lande, erhob sich ein Lärmen, ein Geschrei, ein Toben, als ob die Religion, und das ganze deutsche Reich in Gefahr wäre,

als

als ob bereits Städte und Länder in Flammen stünden. Denn des Muskulus Versehen wurde so gedeutet, daß er Christi heiliges Blut, folglich sein ganzes Verdienst mit Füßen getreten, und seine Versöhnung verlästert habe. Der Churfürst sah sich genöthiget, einen allgemeinen Landtag auszuschreiben und zu halten, vor welchem Muskulus Rede und Antwort geben sollte. Dieser fand es nicht für gut, zu erscheinen; er verließ Amt und Brod und entfloh. Und daran that er nicht übel, denn auf dem Landtag wurde folgendes unchristliche und vernunftwidrige Urtheil gesprochen: er sollte auf ewig des Landes verwiesen seyn; wer ihn duldete, oder beherbergte, sollte hart gezüchtiget, und wenn der Geflüchtete jemals wieder die Mark beträte, so sollte er festgesetzt und weiter bestraft werden.

8. Intoleranz.

Lambert Danäus, ein reformirter Theolog, reiste im Jahr 1581 mit Frau und Kindern von Genf nach Holland, wohin er als Professor der Theologie berufen war. Es war sehr kalt, und trauriges Regenwetter, als er zu Strasburg ankam. Die Kinder schrieen, erstarrt von Nässe und Kälte; demohngeachtet wurde er bei allen Gasthöfen abgewiesen, als welche Befehl erhalten hatten, ihn nicht aufzunehmen, weil er ein reformirter Lehrer war. Zuletzt erbarmten sich einige Studenten dieser verlassenen Familie, und gaben ihr Obdach und Schutz in ihren Stuben.

9. Gelehrte Narrheit.

Der Rector Joh. Seger zu Wittenberg, welcher 1582 zu Greifswalde gebohren war, und 1637

mitten

mitten im Dociren starb, besaß mannigfaltige Kenntnisse, schrieb einige für seine Zeit brauchbare Schriften, und war auch kaiserlich gekrönter Dichter. Von Stolz und Eigenliebe geblendet, machte er sich aber öfters lächerlich. Unter andern ließ er sich selbst in Kupfer stechen, und dabei den Herrn Christum am Kreutze. Aus seinem Munde giengen die Worte:

„Herr, liebst du mich?“

und die Antwort vom Kreutze war:

„Ja, Hochedler, fürtrefflicher, hochgelahrter Herr Magister Seger, kaiserlich gekrönter Dichter, und der Schule zu Wittenberg hochverdienter Rector — ich liebe dich.“

10. Der König und seine Gläubiger.

König Karl der Eilfte von Schweden achtete das Hofceremoniel so wenig, daß jeder, der etwas bei ihm zu suchen hatte, vorgelassen werden mußte. Noch hatte er in seinen ersten Regierungsjahren viele Schulden zu bezahlen, welche die Krone gemacht hatte. Ein schwedischer Kaufmann, der, wie viele andere, ansenliche Foderungen an die Krone hatte, trat bei dem Könige vor, und bat um Bezahlung. Der König war dießmal aber so übler Laune, daß er das Störeisen vom Kamin ergrief, und ihn zum Zimmer hinaus jagte. Ihm begegnete ein Anderer auf dem Schloßhofe, der in gleicher Absicht kam. „Freund, rief ihm dieser entgegen, Sie kommen wohl vom Könige, ist er bei guter Laune?“ — „Sie können nicht bequemer kommen, erwiederte der Andere. Sr. Majestät bezahlen heute alle ihre Schulden mit Stangen Eisen.“

Wie der Pfeil vom Bogen eilte der Freudige zum Könige. „In der angenehmen Erwartung,

sprach

sprach er, daß Ew. Majestät mir eben die Huld und Gnade angedeihen lassen werden, die meinem Freunde eben widerfahren ist, werf ich mich Ihnen zu Füßen, und bitte um gleiche Zahlung."

„Und wie zahlt ich denn deinem Freunde." — „Mit Stangen Eisen, Ew. Majestät," war die Antwort.

Der König fand sich betroffen, ließ den erstern unverzüglich rufen, und zahlte beiden die ganze Schuld ab.

11. Lustige Einfälle von Kyau.

Der Generallieutenant und Kommandant der Festung Königstein, Freiherr von Kyau, welcher 1654 gebohren war, und 1733 starb, stund wegen seiner muntern Laune und lustigen Einfälle bei dem Churfürsten von Sachsen, August dem Zweyten, in besonderer Gunst. Einst speiste Kyau, zur Zeit eines Landtages, in einem Gasthofe in Dresden. Hier traf er einen ansenlichen Bürger in schwarzer Kleidung an, welcher sehr gravitätisch und nachdenkend in dem Zimmer auf- und abgieng. „Wer sind Sie, mein Herr?" fragte Kyau. " — „Ich bin, erwiederte jener mit erhabenem Tone, ein Landtag von Schandau" (er meinte, ein Landstand aus Schandau, glaubte aber so, sich schöner und gelehrter auszudrücken). Kyau verbiß das Lachen, und schwieg. Kurz darauf wurde der Landtag von Schandau etwas dreister, setzte sich zu Kyau an den Tisch, und fragte ganz treuherzig: „wer sind Sie denn aber, mein Herr?" Kyau antwortete sehr ernsthaft; „Ich bin der Evangelist Markus, ich habe den Ochsenkopf neben mir."

Kyau war einst bei dem Churfürsten von seinen Feinden angeschwärzt worden, und da bei einer Hoftrauer alles schwarz erschien, hatte er allein einen rothen Rock an. Als ihn deswegen der Churfürst zu Rede setzte, antwortete er: ich brauche mich nicht schwarz anzuziehen, denn ich bin bei Ew. Durchlaucht ohnedieß schon schwarz genug."

Er sah einst eine baufällige Kirche, und da er hörte, daß die Kirche Allerheiligen hieß, sagte er: „hier trift das Sprüchwort ein: viel Hirten, übel gehütet. Wenn sie einem einzigen Heiligen gehörte, so würde der sie längst repariren lassen, so aber verläßt sich immer einer auf den andern."

12. Verliebter Wahnsinn.

Der Marquis Villa Mediana hatte sich in die Königinn Elisabeth, Gemahlinn König Philipps des Vierten von Spanien verliebt. Die Ehrfurcht gebot ihm zu schweigen, die Liebe trieb ihn an, wenigstens dem geliebten Gegenstande seine Empfindungen zu verstehen zu geben, und doch mußte dieß geschehen, ohne des Königs Argwohn zu erregen. Die Liebe ist sinnreich. Der Marquis nahm seine Zuflucht zu Hieroglyphen. Bei einem Aufzuge erschien er als Ritter, in einer mit Realen besäeten Rüstung. Sein Schild führte die Devise: Mis amores sunt reales. Dieses ließ sich doppelt auslegen. Es konnte heissen: Ich liebe die Realen (eine Münzsorte), es konnte aber auch sagen: Meine Liebe ist Königlich. Diejenige, welche es verstehen sollte, wollte oder durfte es nicht verstehen, und der Marquis seufzte im Stillen ohne die geringste Aufmunterung fort. Aber die verschlossene Flamme tobte desto heftiger

in seinem Innern, je weniger sie sichtbar werden durfte. Seine Liebe wurde endlich beinahe Wahnsinn, und so wagte er, auf die sonderbarste Art, das Aeußerste. Er ließ ein Theater erbauen, und gab mit einem Aufwande von mehr als zwanzig tausend Kronen ein Schauspiel, welchem der Hof und die königlichen Personen auf seine Bitte beiwohnten. Mitten unter der Vorstellung des Schauspiels, ließ er das Theater anzünden. Nun eilte er hinzu, um das Vergnügen zu haben, und des Glücks theilhaftig zu werden, seiner Geliebten nahe zu kommen und sie berühren zu dürfen. Er trug die Königinn durch die Flammen, hielt die angenehmste süsseste Last in seinen Armen, und raubte der Dame seines zärtlichen Herzens einige Küsse. Aber er mußte die genossene Glückseligkeit theuer bezahlen. Auf Befehl des Königs, dem mancherlei beigebracht wurde, was er nicht gern hörte, und dem jetzt die Augen über des Marquis Betragen aufgiengen, wurde er bald darauf in seinem Wagen, an der Seite eines Freundes, ermordet.

13. Vorsicht eines spanischen Königs.

König Philipp der Vierte in Spanien begehrte vor seinem Ende, es sollten ihm hundert tausend Seelmessen gehalten werden. Dabei meinte er, wenn er selbst dieselben alle nicht nöthig habe, so möchten die übrigen seinem Vater oder seiner Mutter zu gute kommen, und sollten diese etwa auch schon im Himmel seyn, so möchten sie für die Soldaten dienen, die im Krieg geblieben wären.

14. Vergoldung.

Der Königinn Christine von Schweden gefielen die Kupfer, welche Merian, einer der vorzüglichsten Künstler des siebenzehnten Jahrhunderts, zu Gottfrieds historischer Chronik gestochen hatte, so wohl, daß sie die Platten an sich kaufte und vergolden ließ. Die Platten wurden durch die Vergoldung auf immer unbrauchbar. — Manchem Manne von Talenten ist es, wie Merians Platten gegangen.

15. Strafe eines pasquillantischen Dichters.

Ein römischer Dichter, Namens Matere, hatte ein angesehenes Frauenzimmer in einem seiner Gedichte eine H . . . genannt. Pabst Sixtus der Fünfte stellte ihn hierüber zur Rede. Der Dichter entschuldigte sich damit, daß der Name Putana sich auf den Namen der Dame Fontana reime, und ihm also der Reim und das Sylbenmaaß zu dieser Beleidigung verleitet hätten. „Gut, versetzte der Pabst, so laßt uns denn einmal sehen, wo mich der Reim hinführen wird:

Ihr verdienet Herr Matere
Einen Platz auf der Galeere.„

Und dieses Urtheil wurde wirklich vollzogen.

16. Sonderbare Empfehlung.

Der Abbe Bois Robert, ein Günstling des Kardinals Richelieu, hatte einen Neffen, den er seinem Herrn gerne vorgestellt hätte. Die königliche Eminenz lustwandelte damals eben in dem Garten

ihres

ihres Palastes, der jetzt das Palaisroyal heißt, um ein großes Baßin, umgeben von einer so großen Menge von Höflingen und Hofschranzen, daß der Abbe sich vergebens durch die Menge drängte, und endlich alle Hoffnung aufgab, sich und seinen Neffen auf eine andere Art, als durch eine außerordentliche That, durch einen Coup d' éclat bemerklich zu machen. Auf einmal ergrief er den jungen Burschen, der am Rande des Bassins neben ihm stand, und warf ihn ins Wasser. Es war dessen nicht so viel, daß es Gefahr gehabt hätte; aber doch genug, um tüchtig eingenetzt und besudelt zu werden.

Dieser Vorfall machte natürlicher Weise Lärm unter dem Gefolge der Eminenz; einige schrieen, andere lachten. Der Kardinal selbst drehte sich darüber um, und verlangte zu wissen, was es sey?

„Es ist mein Neffe, sagte Bois Robert, den ich Euer Eminenz präsentire und zu Gnaden empfehle, e: hat deren sehr vonnöthen."

Diese neue Art jemanden vorzustellen kam dem Kardinal sehr lustig vor. Des Abends, bei Schlafengehen, sagte er zu Bois-Robert; „Bist du närrisch, Abbe, daß du mir deinen Neffen in dem Aufzuge vorstelltest, worinn er diesen Morgen war?"

„— Ich weiß was ich thue, gnädiger Herr, sagte der Abbe. Hätt' ich ihn Euer Eminenz so wie einen andern seines Gleichen vorgestellt, so würden Sie ihm keine Acht gegeben haben; aber mittelst dieser kleinen Wendung hoffe ich, Euer Eminenz werden sich seiner erinnern, und nicht vergessen, etwas für einen Menschen zu thun, der sein Leben daran gewagt hat, um das Glück zu haben, Ihnen vor Augen zu kommen.

Das Ding half. Der Kardinal erinnerte sich wirklich des Neffen gleich am folgenden Tage, und

gab

gab ihm eine gute Pfründe, auf die der Mensch, wenn er sie seinen Verdiensten hätte zu danken haben sollen, vermuthlich noch lange hätte warten können.

17. Kur eines Müßiggängers.

Marlborough bemerkte einst, aus den Fenstern seines Hauptquartiers, in einem benachbarten Bauernhofe, einen ansehnlichen, wohlbeleibten Mann, der täglich, vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergange, vor des Hausthüre sitzend, Taback schmauchte und Bier trank. Auf Befragen nach diesem Müssiggänger hieß es, der Mann sey wohlhabend, gesund und besitze die beste Eßlust, aber seines fetten Körpers wegen könne er Bewegung und Arbeit nicht wohl ertragen.

Nachts darauf ließ der Herzog den Mann aufheben, und auf eine entfernte Festung bringen, mit dem Befehl: Dem Verhafteten nichts Uebels zuzufügen, ihm gutes Quartier, aber schmale Kost, nemlich, nichts als leichtes Gemüs, Brod und Wasser zu reichen, dabei ihm mäßige Arbeit aufzugeben, und dem Herzoge monatlichen Bericht von seinem Befinden zu ertheilen.

Nach einigen Monaten schon hatte der Fettwanst sein überflüssiges Fett verloren, und — arbeiten gelernt. Der Herzog ließ ihn nun kommen, und gab ihn frei mit den Worten: „Freund, mir lag blos daran, euch gesund und thätig zu machen; ziehet in Frieden.“

18. Die Trauungen.

Der Prediger Clark in Hull hatte im September 1815 auf einmal vier Ehepaare zu kopulieren, wobei

wobei sich folgende besondere Umstände zutrugen. Der erste Bräutigam hatte den Trauring vergessen, und deshalb einen in der Kirche leihen müssen. Bei dem zweiten hatte die Braut den Finger verloren, woran man gewöhnlich den Ring steckt. Bei der dritten Trauung schrie ein Mann laut durch die Kirche, er wolle es gesetzlich beweisen, daß die Braut schon einen Mann habe. Bei der vierten raunte eine Freundin der Braut dem Prediger ins Ohr, daß er sich doch so viel, wie möglich, beeilen möchte, da die Braut in Kindesnöthen sey.

19. Der König und sein Minister.

Einige Vertraute sagten dem Könige Georg dem Zweiten von England, die Leute wären mit dem langsamen Auszahlen der öffentlichen Gelder, mit der nachläßigen Betreibung der Staatsgeschäfte u. s. w. über die Maße unzufrieden. Den König entrüstete dieß sehr, und er ließ stehenden Fußes den alten Herzog von Newcastle, seinen Premierminister holen, und sagte ihm, er könnte nicht länger einen so unverschämten Aufschub der dringendsten Staats-Angelegenheiten mit ansehen, sondern wolle künftig die Memoriale, Rechnungen u. dgl. selbst durchgehen, weswegen er ihm geböte, die erforderlichen Papiere ohne Verzug nach St. James zu schicken. „Euer Majestät sollen sie morgen erhalten," sagte der Herzog. Als der König früh aufstand, sah er in dem Hofe seines Palastes von zwei Fuhrwagen lauter Papiere mit rothem Bande gebunden (wie in den englischen Kollegien üblich ist) abladen. Er fragte, was das wäre, und hörte, die Sachen kämen vom Herzoge von Newcastle. Den ließ er also auch fragen, wozu der Schwall von Schriften sollte?

sollte? Es sind die Papiere zum Durchsehen, ließ ihm der Herzog sagen, und es sollten heute Sr. Majestät noch zwölf andere Wagen voll zugeschickt werden. — „Zum Durchsehen für mich! rief der erzürnte Monarch aus, des Kukuks erster Secretär mag sie durchlesen, aber ich wollte lieber barfuß nach Jerusalem wandern."

20. Die Ritterorden.

Ein Däne, und zwar wohl nicht einer der aufgeklärtesten, speiste in Paris mit einigen Franzosen. Das Gespräch kam auf die Ritterorden, und also auch auf den vom heiligen Geist, als den ersten in Frankreich. Man frug den Dänen, welches in seinem Lande der erste Orden wäre? Er antwortete: „bei uns ist der Elephant der heilige Geist."

21. Ungewöhnliches Neujahrsgeschenk.

Der Kardinal Dubois hatte einen Haushofmeister, dessen Betrügereien ihm bekannt waren. Am Neujahrstage brachte ihm dieser allezeit seine Glückwünsche. Anstatt daß ihn der Kardinal, wie seine andere Hausleute, beschenkt hätte, sagte er bloß zu ihm: „Ich schenke euch das, was ihr mir im vergangenen Jahre gestohlen habt." Der Haushofmeister verneigte sich alsdann sehr tief, sagte weiter kein Wort und entfernte sich.

22. Ein glücklicher Einfall.

Der Schauspieler Dominique, welcher beym italiänischen Theater in Paris als Harlekin angestellt war, hatte einst die Ehre, vom König Ludwig dem

Vierzehenten zur Tafel geladen zu werden. Seine Augen waren unverwandt auf eine Schüssel mit Rebhühnern gerichtet. Der König, der es bemerkte, befahl einem Bedienten, dem Dominique die Schüssel hinzugeben. „Was, gnädiger Herr, versetzte dieser, und die Rebhühner auch?“ Der König, der ihn wohl verstand, antwortete: „Ja, die Rebhühner auch.“ Und so erhielt Dominique nebst den Rebhühnern zugleich die Schüssel, welche von Gold war.

23. Erweckliche Rede eines englischen Generals.

Die Engländer belagerten im Jahre 1702 Cadix. Da zum Angriff eines so wichtigen Platzes Muth erfordert wurde, so hielt der englische General für gut, die Seinigen durch eine Rede anzufeuern. Sie war kurz und sonderbar: „Engländer, sagte er, die ihr alle Tage ein gut Stück Rindfleisch und eine kräftige Suppe esset, bedenket, daß es die höchste Schande seyn würde, wenn ihr euch durch dieses Lumpengesindel, die Spanier, schlagen ließet, die nur Pomeranzen und Citronen fressen.“ Diese mit vielem Feuer ausgesprochene Worte thaten auch die gehoffte Wirkung.

24. Die Leichenpredigt.

Bei einem Gerichtstage in Irland predigte Swift vom Gebrauch und Mißbrauch der Gesetze, und eiferte gegen ungerechte Gerichtspersonen. Er ward hierauf zur Richtertafel eingeladen, und kam. Als nach der Mahlzeit das Trinken anfieng, warf ein junger Rechtsgelehrter, der sich an Swift reiben wollte, die Frage auf: ob sich wohl nicht, wenn

der

der Teufel stürbe, für Geld ein Geistlicher bequemen würde, ihm eine Leichenpredigt zu halten? „O ja, sagte Swift, dazu wär' ich selbst bereit; ich würde dann dem Teufel sein Recht anthun, wie ich es heute seinen Kindern gethan habe."

25. Naive Entschuldigung.

Der Prinz von Conde' unterbrach einen Redner in einer kleinen Stadt mitten in seiner Rede durch die Frage: „Wer ist er?" — „Gnädiger Herr, antwortete ihm der Redner, ich bin der zweite Bürgermeister der Stadt."

Conde'. Warum hat sich denn der Erste von der Pflicht losgemacht, die Er jetzt erfüllt?

Bürgermeister. Euer königl. Hoheit werden die hohe Gnade haben, ihn zu entschuldigen, denn er ist gestern gestorben.

Conde'. Sehr gern — fahr Er nur fort.

26. Lohn der Aufrichtigkeit.

Der Herzog von Ossona, Vicekönig von Neapel, begab sich an einem der großen Feste auf die spanischen Galeeren, um der Gewohnheit gemäß einem Galeerensklaven die Freiheit zu schenken. Er unterhielt sich mit Mehreren, und fragte nach der Ursache ihrer Gefangenschaft. Alle antworteten, man habe sie, ohne vorhergegangene hinlängliche Untersuchung, ungerechter Weise verurtheilt. Nur Einer war da, der ihm alle seine begangenen Verbrechen frei heraus gestand, und sogar eine noch viel härtere Bestrafung verdient zu haben behauptete. „Man jage doch den Bösewicht fort, sagte der Herzog und befahl, ihn in Freiheit zu setzen, damit alle

 diese

diese ehrlichen Leute durch seinen Umgang nicht verdorben werden."

27. Belohnung eines unberufenen Rathgebers.

Ein gewisser Rath, der lange in Diensten des Grafen von Metternich gestanden hatte, war von Regensburg nach Berlin gekommen, um dem Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten ein Project vorzulegen, wodurch seine Einkünfte jährlich um eine Million vermehrt werden sollten. Er hatte die Erlaubniß erhalten, dem Könige seinen Plan zu Wusterhausen vorzulegen, und machte sich mit einem italiänischen Musikus, Namens Zanchi, den er zur Gesellschaft beredet hatte, auf den Weg. Der König las den Vorschag und fand zu seinem Erstaunen, daß er in nichts weiter bestand, als seinen Ministern und übrigen Beamten den dritten Theil ihrer bekanntlich ohnedieß schon sehr schmal zugeschnittenen Besoldungen abzuziehen.

Ohne den Projectmachern etwas zu sagen, ließ der König zwei Stadtdiener kommen, und einen spanischen Mantel bringen, und eine Sonnette, eine Maschine mit einem eisernen Halsbande und einem Stücke Holz, wodurch die Arme fast kreutzweis über einander gezwungen wurden, gleichsam in der Stellung eines Violinspielers. Mit dem Mantel ward auf Befehl des Königs der Rath angethan, und Zanchi mußte sich zur Sonnette bequemen, so viel er auch betheuerte, keinen Theil an dem Projekte, sondern blos seinem Freunde aus Gefälligkeit Gesellschaft geleistet zu haben; denn der König fragte ihn, ob er nicht wisse, daß man gewisse Personen schon der Gesellschaft wegen hängen lasse? Die beiden Herren wurden demnach zu Fuße zurückgeschickt,

und

und in ihrem neuen Staate dem spottenden Volke Preis gegeben.

Den projectirenden Rath hatte diese Reise dergestalt angegriffen, daß er sich gleich nach der Zurückkunft zu Bette legen mußte; der feinere Italiäner aber, der mit einer jungen Französinn, Namens Mademoiselle Michan, versprochen war, behandelte die Sache galanter. Er begab sich selbst zu seiner Schönen und erzählte, der König habe sich einen Spaß machen wollen, und es freue ihn sehr, daß er für seine Person das Glück gehabt habe, etwas dazu beizutragen. Seine Gebieterinn war sowohl damit zufrieden, daß sie ihn drei Tage darauf heirathete; aber nicht öffentlich, denn alles würde hinzugelaufen seyn, nicht sowohl um den Violinspieler zu sehen, als die Schöne, die den Muth hatte, die Ehre seines Namens und seines Abentheuers zu theilen.

Projecte giebt es zwar noch genug, aber der spanische Mantel ist in unsern Zeiten aus der Mode gekommen.

28. Ein theurer Spaß.

Die Kaiserinn Anna von Rußland wollte sich einmal auf Kosten der Großen und des Volks belustigen, zugleich aber auch die Thätigkeit und Wachsamkeit beider auf die Probe stellen. Am ersten April ließ sie alle Glocken in St. Petersburg anziehen. Da dieß ein Werktag war, so glaubte man, daß irgendwo Feuer ausgekommen wäre, und fragte sich auf allen Straßen, wo es denn eigentlich brenne? Als der Schrecken vorüber war, kamen die Großen, wie gewöhnlich, zur Cour. Nunmehr sagte ihnen die Kaiserinn, daß, weil es der erste April wäre, so hätte sie sich die Erlaubniß genommen, einen

Versuch zu machen, ob sie im Nothfalle alle bereit wären. Dieser Spaß, oder wenn man will, diese Probe, kam der Kaiserinn und noch mehr ihrem Volke theuer zu stehen. Einige Tage nachher kam wirklich Feuer in einem Hause aus: man zog die Glocken an, aber ein jeder blieb ruhig zu Hause, und der Brand verzehrte einen großen Theil der Stadt Petersburg.

In England wurde vor einigen Jahren ein Spaß veranstaltet, der auch zu den theuern gezählt werden mag. Als eines Abends drei Pächter aus Ipswich vom Markte nach Hause ritten, nahmen zwei mit einander die Abrede, den dritten zu hohnnecken, und ihn wie Straßenräuber zu überfallen. Einer gab vor, er müßte bei Zeiten zu Hause seyn, und jagte daher in vollem Sprunge voraus, indeß der andere zögerte und zurückblieb. Derjenige von ihnen, welcher den Räuber machen wollte, überließ sein Pferd einem Munn auf der Straße, vermummte sich in einen Ueberrock und gieng dann auf seinen Freund mit einem entschlossenen Tone los: „Wo ist euer Geld, Kerl?" Der Pächter glaubte in allem Ernst einen Räuber vor sich zu haben, und gab ihm daher ohne viele Umstände eine so triftige Antwort, daß der Spaßmacher halb von Sinnen zu Boden sank. Nicht lange hernach kam jemand vorbei, der ihm aufhalf. Aber der Mann, dem er sein Pferd gegeben hatte, war über alle Berge. Außer diesem Verluste und außer den wunden Gliedern, hatte er noch eine Postkutsche zu bezahlen, in welcher man ihn mußte heimfahren lassen.

29. Ein Scherz von Thomasius.

Der Arzt Andreas Rüdiger sprach einst, als

er

er noch Theologie studirte, mit Thomasius, und sagte zu ihm, daß er mehr Lust zur Medicin als zur Theologie hätte, daß er aber durch einen göttlichen Beruf zum Theologen bestimmt sey, denn sein Name Andreas Ruidigerus heiße, durch Anagramm, rus dei agreare dignus (würdig, den Acker Gottes zu bearbeiten). „Ei, wenn das ist, antwortete Thomasius, so satteln Sie gleich um, Sie sind wirklich zur Medicin bestimmt, denn rus Dei heißt Gottesacker, und der wird, wenn Sie Arzt sind, durch Ihre Bemühungen gewiß tüchtig umgerotet werden."

30. Nichts ohne Ursache.

König Karl der Zweite von England fragte den berühmten Bischof Stillingfleet, wie es käme, daß er an andern Orten ohne Buch predigte, aber in der Hofkirche seine Predigten allezeit abläse? Der Bischof antwortete: „Vor Zuhörern, die alle so weit über mich erhaben sind, und besonders vor einem so weisen und großen Fürsten, getraue ich mirs nicht. Aber wollen Euer Majestät wohl geruhen mir zu erlauben, daß ich Sie auch etwas frage: Warum lesen Sie denn Ihre Reden im Parlamente, da Sie keine solche Ursache dazu haben können? — „In der That, antwortete der König, Ihre Frage, Herr Doktor, ist sehr natürlich, und meine Antwort soll es nicht minder seyn. Ich habe das Parlament so oft und um so viel Geld gebeten, daß ich mich nun schäme, der Versammlnng ins Gesicht zu sehen.

31. Seltsame Pilgerreise.

Um sich den Segen des Himmels bei Ausführung eines gewissen Vorhabens zu verschaffen, gelobte

lobte Katharina von Medicis, Königin von Frankreich, einen Pilgrim nach Jerusalem zu schicken, der auf seiner Wallfahrt bei drei Schritten vorwärts immer wieder einen rückwärts thun sollte. Ein Landmann aus der Pikardie übernahm die Vollendung dieses Geschäfts, brachte verschiedene Jahre darüber zu, und erhielt bei seiner Rückreise den Adel und eine Summe Geldes zum Lohn.

32. Die Fernröhre.

Die österreichischen Generale hatten in den Kriegen gegen den König Friedrich den Zweiten von Preußen die Gewohnheit, stets große Fernröhre bei sich zu führen, wodurch sie die Preußen auf ihren Märschen und ihren Lagern ꝛc. zu beobachten pflegten. Ein Bauer, bei welchem der Prinz Heinrich, Bruder König Friedrichs, bald nach der Schlacht bei Soor, in welcher die Oesterreicher am 30 September 1745 einen beträchtlichen Verlust erlitten, im Quartiere lag, fragte den Prinzen: Was denn die langen Dinger, sie sähen wie Hirtenschalmeien aus, welche die österreichischen Generale mit sich führten, zu bedeuten hätten, und welchen Nutzen sie brächten?

Prinz. Das sind Tubus oder Fernröhre, die zwar eigentlich nur die Astronomen oder Sterngucker gebrauchen, um den Lauf der Gestirne zu beobachten.

Bauer. So wie die Wetter- und Kalendermacher; das hab' ich mir auch gedacht. Nicht wahr?

Prinz. Eine Aehnlichkeit; aber die österreichische Generalität —

Bauer. Das Wettermachen ließ ich mir noch gefallen, aber wer wird denn im Kriege auf dem Schlacht-

Schlachtfelde, Marsche u. s. w. sich mit Kalendermachen abgeben?

Prinz. Der Fall trifft sich in Kriegsangelegenheiten nur zu oft, und die Kalender machen sich selber. Aber die österreichische Generalität bedient sich der Fernröhre zu ganz andern Absichten: sie forschen damit den Punkt aus, an welchem sie dem Feinde am besten beikommen können; oder wenn sie ja die Schlacht verlieren und das Feld räumen müssen, welches der beste Ausweg zur Retirade oder Flucht ist.

Bauer. Drum, drum sind die Oesterreicher in der Schlacht bei Soor so in die Patsche gekommen; da müssen die Fernröhre, oder wie die Dinger heissen, nicht viel nütze gewesen seyn.

33. Für Kaffeetrinker.

In einer Gesellschaft, wo auch Fontenelle zugegen war, bemühte sich ein Arzt, diesen berühmten Gelehrten durch ein Langes und Breites zu überzeugen, daß der Kaffee ein langsam wirkendes Gift sey. „Ja, ja, sehr langsam wirkend, lieber Herr Doctor, sagte Fontenelle, denn ich trinke den Kaffee seit achtzig Jahren, und ich lebe, wie Sie sehen, noch immer. Er starb 1757 in einem Alter von hundert Jahren.

34. Gundling.

Der berühmte Rechtsgelehrte Gundling, welcher 1729 als preuß. geheimer Rath und Professor in Halle starb, war in jüngern Jahren ein sehr munterer Mann, der durch seinen Witz und seine Heiterkeit eine ganze Gesellschaft aufs angenehmste

zu unterhalten wußte. Ein alter geheimer Rath von seiner Bekanntschaft hatte die Gewohnheit, Gundlingen immer Er zu nennen, natürlich zu einer Zeit, da der junge Gelehrte noch einer Anstellung entgegen sah. Indessen verdroß ihn die Impertinenz, und er nahm sich vor, seinen Unmuth gelegentlich merken zu lassen. Einst, da er wieder einen lustigen Schwank gemacht hatte, und zu dem geheimen Rath ins Zimmer trat, der große Gesellschaft bei sich hatte, rief ihm dieser zu: „Ei, Herr Gundling, Sein Wurm stirbt doch nicht!" — „Verzeihen Sie, antwortete Gundling geschwinde, in der Bibel steht: Ihr Wurm stirbt nicht."

35. Kästner der Dichter.

Der berühmte Hofrath Kästner in Göttingen mußte, so lange er noch außerordentlicher Professor der Mathematik in Leipzig war, fast bloß von schriftstellerischen Arbeiten leben. Zugleich mit ihm lebte der Magister Gottlieb Schumann in Leipzig, welcher bei einer viel umfassenden historischen und publicistischen Gelehrsamkeit ein großer Cyniker war. — Einst fragte jemand Kästnern, in Gegenwart Rabeners, wie er bei den vielen Uebersetzungen, und was er sonst des Brods wegen arbeiten müßte, noch Zeit übrig behielte, Verse zu machen? — „Wenn ich mich wasche und rasire, sagte Kästner, so kann ich nicht schreiben: da reime ich denn, was mir einfällt." — „Nun weiß ich, warum Magister Schumann keine Sinngedichte macht!" rief Rabener aus.

36. Rabener und der Dichterling.

Ein junger Mann aus guter Familie, der schlechte

schlechte Verse machte, die er für gut hielt, und der gar zu gern von einem anerkannt guten Dichter ein gutes Urtheil darüber erpressen wollte, belagerte den Satyriker Rabener Tag für Tag mit seinem, meist ungereimten, Reimgeklingel. Bald überlief er ihn im Hause, bald in der Kanzley — bald paßte er ihm auf Promenaden ab, bald nahm er ihn in Gesellschaften bei Seite, sogar in der Kirche pflanzte er sich neben ihn, und deklamirte ihm dann, was er den Tag, oft nur die Stunde vorher gedichtet hatte, und drang gleichsam mit Gewalt auf ein beifälliges Urtheil; denn was wollte der eben so gutmüthige als feine Rabener anders thun, wenn ihn der Zudringliche z. B. so recht ins Gesicht fragte: „Nun, was meinen Sie zu diesem Bilde? — Ist jene Wendung nicht passend? — Dieser Schluß nicht ergreifend? ꝛc.“

Rabener hatte, aus Rücksichten für die Familie des Zudringlichen, lange Geduld, allein endlich rieß sie ihm doch aus. Wenn er eine schwierige Arbeit im Sinne hatte, so pflegte er auf einsamen Spatziergängen im sogenannten großen Garten in Dresden zu meditiren. Am liebsten schlenderte er dann in den Buchenlabyrinthen herum, welche noch jetzt an den Blumengarten des Hofgärtners grenzen. Auch dort spähte ihn einst der Reimschmied aus. Rabener erblickte den Plaggeist von weitem, und beschloß auf der Stelle, ihn mit einemmale sich vom Halse zu schaffen. „Wo soll ich hingehen vor deinem Geiste? Wo soll ich hinfliehen vor deinen Gedichten? Führe ich in die Studierstube oder Kanzlei, siehe, so bist du da! Bettete ich mich in die Kirche, so bist du auch da! Nähme ich Flügel der Vorsicht und flöge in den einsamsten Garten, so würden mich doch deine Verse daselbst ausspüren,

und

und deine Reime mich halten. Rabener.“ — So schrieb der bedrängte Steuerrath in seine Brieftasche, ließ diese offen auf der Bank, wo er gesessen hatte, liegen, und verlor sich hinter Hecken, lauschend auf den Erfolg.

Nachdem der Zudringliche die Brieftasche gefunden, und die Worte gelesen hatte, rief er aus: „Göttlicher Einfall, witziger Rabener! dafür muß ich dich küssen!“ Er durchkroch emsig alle Gänge, bis er den armen, aus einem Schlupfwinkel in den andern sich flüchtenden Satyriker gefunden hatte, der dann von ihm geherzt und geküßt ward, als habe er ihm, statt der bittersten Spottrede, die süsseste Schmeichelei gesagt.

„Schaffen Sie mir, sagte Rabener nachher zu dem geheimen Kämmerer Dattel, wo er den zudringlichen Versmacher hatte kennen lernen, schaffen Sie mir den Hans Dampf vom Halse, oder ich komme nicht wieder über Ihre Schwelle.“ Und nun erzählte er Datteln die Brieftaschen-Scene im grossen Garten mit so lebendigen Farben, daß jener sich den Leib halten mußte vor Lachen.

37. Was sind Disputationen?

Der Disputationshändler Hagen in Erfurt erzählte, er sey zum Dekan der Juristenfakultät zu Cölln gekommen, um seine Waare anzubieten. Dieser habe ihn gefragt: wer er sey?

Hagen. Ein Disputationshändler.

Dekan. Was ist das für ein Ding?

Hagen. Ich handle mit Disputationen.

Dekan. Mit Disputationen? was ist das?

Hagen. Wenn jemand Doctor oder Magister werden will, so schreibt er etwas, und disputirt darüber.

Dekan.

Dekan. So, so, nun versteh' ich ihn; Theses hat er zu verkaufen; Theses! die brauch' ich nicht.

38. Der Kammerherrn-Schlüssel.

Ein deutscher Kammerherr, mit dem Kammerherrn-Schlüssel am Kleide, gieng in Pyrmont auf der Promenade. Ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe, der noch nie etwas von einem Kammerherrn, noch weniger von seinem Schlüssel gehört haben mochte, gieng hinter ihm her. Er betrachtete lange Zeit den Schlüssel mit Verwunderung. Da er durchaus den Zweck desselben nicht zu errathen im Stande war, so glaubte er steif und fest, daß sich jemand den Spaß gemacht habe, ihm denselben anzuheften. Voll Gutmüthigkeit rief er endlich dem Kammerherrn zu: „Herre! Se hebben em 'nen Schabbernack angeduhn."

39. Guter Rath.

Der bekannte schweizerische Gelehrte Leonhard Meister gieng als junger Kandidat der Theologie mit einem andern einst am Ufer des Züricher Sees spatzieren, und sein Begleiter las ihm Wielands komische Erzählungen vor. Ein Bauer, der bei ihnen vorüber gieng, sagte freundlich: „Die Herren sind andächtig; wohl gut wär's, wenn man darnach thät.

40. Ein Urtheil über Johnson.

Als der Engländer Boswell seinen Vater den Doctor Johnson vorstellte, mit dem er nach den hebridischen Inseln reiste, äußerte der alte Boswell

sein

sein Befremden über das Seltsame und Auffallende in Johnson's Sitten, und sagte: „Jakob, das ist doch ein sonderbarer Mann, den du da mitgebracht hast.“ — „Lieber Vater, sagte Boswell, bei uns in London ist er ein Stern der ersten Größe.“ — „Vermuthlich der große Bär, nicht wahr?“ antwortete der Alte.

41. Wielands Oberrock.

Eines Tages kam ein Bedienter des geheimen Raths F. zum Hofrath Wieland gelaufen, und sagte: Sein Herr lasse dem Herrn Hofrath sein Kompliment vermelden, und sich seinen Oberrock ausbitten.

Wieland stutzte und konnte gar nicht begreifen, was der geheime Rath mit seinem Oberrock machen wollte; da indessen ein Scherz dabei obwalten konnte, ließ er wirklich sein Kleid verabfolgen. Nach einigen Augenblicken kam aber der Bediente in großer Angst wieder und sagte ganz beschämt: daß nicht der Oberrock des Herrn Hofraths, sondern — sein Oberon gemeint sey.

42. Grabschrift eines Officiers.

Der Fürst Potemkin hatte in seinem Gefolge einen vornehmen Officier, Namens Bauer, den er bald nach Paris schickte um einen Tänzer, bald nach Astrakan, um Wassermelonen zu holen, bald nach Polen, um seinen Pächtern Befehle zu überbringen, bald nach Petersburg mit Berichten an die Kaiserinn, bald wieder in die Crimm, um Trauben zu holen u. s. w. Dieser Officier, der nichts weiter that, als daß er mit Extrapost in der Welt herum

reiste,

reiste, verlangte einst eine Grabschrift auf den Fall, daß er den Hals bräche. Einer seiner Freunde machte ihm hierauf folgende:

Hier unter diesem Steine ruht Bauer;
Fahr zu, Kutscher!

43. Der Präsident und der Mahler.

Der Präsident eines Regierungs-Kollegiums in St. Petersburg hatte einen fremden Mahler sehr beleidigt. Dieser beschloß, sich zu rächen, und um es desto empfindlicher thun zu können, verbarg er seinen Unwillen durchaus, und setzte seine Besuche im Hause des Präsidenten nach wie vor fort. Während dieser Zeit machte er ihn öfters auf die schlechten Stellungen in Gemälden aufmerksam, und versicherte, daß dieß blos daher käme, weil die Mahler gewönlich den Kopf zuerst mahlten, da hingegen die Stellung und Haltung des Gemähldes ungleich besser geriethe, wenn die ganze Figur zwar leicht hingezeichnet, aber mit dem Ausmahlen der Anfang von den Füßen gemacht würde. Diese Idee wußte er mit so vielen scheinbaren Gründen zu unterstützen, und die Wirkung, welche ein so gearbeitetes Gemählde machen müßte, so herauszustreichen, daß der schwache Präsident sich entschloß, sich selbst auf diese Weise mahlen zu lassen. Der Mahler machte die ganze Figur von unten auf mit vielem Fleiße fertig, hatte aber unterdessen alle Vorkehrungen zu seiner Abreise gemacht; und da er bis an das Kinn gekommen war, bat er den Präsidenten, unter einem dringenden Vorwande, ihm zu erlauben, daß er einige Tage die Arbeit aussetzen dürfte. Unterdessen stand das Bild, so wie es war, in einem Zimmer, wo jeder, der dem Präsidenten seinen Besuch machte,

te, es sah. Da die Stellung wirklich gut gerathen war, so zeigte es der Präsident einem jeden mit vielem Wohlgefallen, und wiederhohlte dabei alle die Gründe, welche ihm der Mahler für diese Methode angegeben hatte. Endlich verbreitete sich das Gerücht, der Mahler sey abgereist; nun ward der Präsident die Bosheit desselben inne, und ließ das Bild zerstören, aber in ganz Petersburg sagte man laut: der fremde Mahler habe den Präsidenten am besten getroffen, denn er habe ihn ohne Kopf gemahlt.

44. Phlegmatische Entschlossenheit.

Ein Quäcker fuhr in einer Londner Vorstadt zwischen den Gärten eines kleinen engen Gäßchens hinauf, wo nicht mehr als ein Einspänner Raum hatte. Hier begegnete ihm ein junger Londner Wüstling, ebenfalls in einem Einspänner. Einer von beiden mußte unumgänglich zurückziehen, aber keiner war dazu willig. Der junge Mensch vermaß sich aufgebracht, daß er nicht von der Stelle weichen würde. Der Quäcker sagte: „Ich bin älter als du, und darf wohl erwarten, daß du mir aus dem Wege gehen sollst.“ Dieß beantwortete der junge Windbeutel mit trotzigen Kraftflüchen, und zog sogleich ein Zeitungsblatt aus der Tasche, das er zu lesen anfieng. Als der Quäcker dieß sah, nahm er seine Pfeife heraus, schlug Feuer und fieng sehr gemüthlich an zu rauchen. „Freund, sagte er dann ganz gelassen zu dem jungen Bonvivant, wenn du die Zeitung gelesen hast, so werd' ich mir sie ausbitten.“ Der Brausewind sah leicht ein, daß er über die phlegmatische Entschlossenheit des Quäkers nichts vermögen würde, und hielt für klug, sein Gefährt

fährt zurück zu ziehen, ob er gleich während der Zeit dem Quäker allen möglichen Unsegen anwünschte.

45. Die angehende Schauspielerinn.

Eine junge angehende Schauspielerinn, die sich bis zu mehrerer Vollkommenheit auf gesellschaftlichen Theatern übte, sollte in Paris eine Soubrettenrolle spielen. Sie hatte nichts, als die wenigen Worte zu sagen: „da kömmt die Kutsche in Hof gefahren.“ Weil ihr Gedächtniß sehr schwach, und sie überdieß schüchtern und furchtsam war; so beschäftigte sie sich wohl sechs Wochen vorher damit, und lernte Tag und Nacht. Endlich kam der Tag der Vorstellung; sie faßte Muth, trat auf und rief beherzt: „da kömmt der Hof in die Kutsche gefahren.“

46. Gleichheit der Menschenrechte.

Eine adeliche Dame in London, welcher die von der konstituirenden Nationalversammlung in Frankreich geschehene Publikation der Gleichheit der Menschenrechte vermuthlich nicht zu Ohren gekommen war, ließ sich einst in einer Gesellschaft verlauten, daß es eigentlich drei Menschenrassen gebe, den Adel, den Mittelstand und die Dienstboten, die wesentlich eben so verschieden wären, wie Porcellan, grobes Zinn und Töpferwaare. Bald nachher befahl sie dem Bedienten, er soll die Amme mit dem Kinde aus dem obern Zimmer herabrufen. Der Bediente gieng bis an die Treppe und schrie aus vollem Halse: „Altes Nachtgeschirr, bringe das kleine Stück Porcellan herunter.“ Die erbitterte Dame

drohte ihm mit dem Abschiede, allein der Bediente antwortete: „Ersparen sie sich die Mühe, ich gehe nach Frankreich, wo man Porcellan, Zinn und Thon unter einander gemischt hat. Fällt die Komposition gut aus, so wird sie auch in andern Ländern nachgemacht werden.“ — Daß die Komposition nicht gut ausgefallen sey, hat der Erfolg gelehrt.

47. Bekenntniß eines Scharfrichters.

In London lag, kurz nach dem Anfange dieses Jahrhunderts, ein betagter Henker auf dem Sterbebette, der manchen armen Sünder vom Leben zum Tode gebracht hatte. Jetzt stand er selbst am Rande der unabsehbaren Zukunft, und bat sich die Gesellschaft eines Geistlichen aus. Herr Prediger, sagte er, ob ich gleich so viele Menschen ins andere Leben geschafft habe, so ist mir doch jetzt ein wenig schwer ums Herz, weil ich fürchte, einen armen Teufel nicht ganz mit Recht gehangen zu haben. Ich will Ihnen den Vorfall treulich erzählen.

An einem Hängemorgen, da die Missethäter herab kamen, um nach Tyburn gebracht zu werden, flüsterte mir ein armer Sünder zu, als ich an ihm vorüber gieng: „Meister Ketsch *), wolltet ihr nicht einem armen Wichte einen Liebesdienst erweisen? Hier sind zwanzig blanke Guineen.“ — „Alle voll-

*) Ein allgemeiner Spitzname der Henker in England, von einem berühmten Nachrichter des 17ten Jahrhunderts, der Jack Ketsch hieß.

vollwichtig?" fragte ich — „Oh meiner Treu, das sind sie, keine leichte darunter."

Der Kerl gieng mir wirklich nahe, ich sagte ihm also, wenn er thun wollte, was ich ihn hieße, so könnte ihm vielleicht geholfen werden. „Wenn du an den Hängekarren kommst, flüsterte ich ihm zu, und sich die Leute alle um dich her drängen, so will ich dir ein Zeichen geben; leg dich dann gleich nieder, kriech unter dem Karren hin, und verlauf dich unter dem Haufen." Das gieng recht gut, aber durch ein besonderes Mißgeschick hatte sich gerade ein dürrer blasser Schneidergeselle mit einer rothen Mütze vor mir hingepflanzt, den ich zu Gesicht bekam: ich sprang auf ihn zu, faßte ihn beim Kragen, und zog ihn auf den Karren. Der arme Mensch hob seine Hände und Augen auf, und betheuerte, Gott sollte es ihm zeugen, er sey unschuldig. Aber ich überschrie ihn und sagte den Leuten, er hätte es gerade so im Gefängnisse gemacht, und nie etwas eingestehen wollen. In etlichen Sekunden baumelte er. Daran, Herr Prediger, glaub' ich nicht so ganz Recht gethan zu haben.

48. Die Sonne brennt.

Auf einem englischen Theater wurde Rollas Tod oder Pizarro vorgestellt. Während des Hochgesangs an die Sonne waren die Lichter diesem prachtvollen Gestirn so nahe gesetzt, daß es unglücklicher Weise Feuer fieng. Der Theaterdirector, welcher den hohen Sonnenpriester machte, bemerkte den Unstern, gerade als er die Worte o höchste Macht gesungen hatte, und rief dem Bühnenordner zu: „Die Sonne brennt!" Er sang dann wieder

 fort

fort o höchste Macht — „lösche die Sonne, sag ich," — aber die Sonne loderte immer fort, und der Director sang und fluchte wechselsweise, bis die Zuhörer trotz ihrer Besorgniß vor Lachen vergiengen. Endlich aber wurde die Sonne ausgelöscht, und das Stück zu Ende gespielt.

49. Napoleon, der erste Deserteur.

Als Napoleon, auf seiner Flucht von Moskau, in einem schlechten Kleide, auf einem elenden Schlitten, an den Ufern des Niemen anlangte, fragte er, in seiner Verkappung, den Fährmann: Ob schon viele französische Deserteur herüber wären? — „Nein, mein Herr, erwiederte der schlaue Israelit, Sie sind der erste."

50. Verblendung.

Auf dem Heereszuge Napoleons nach Rußland war sehr oft von Karl dem Zwölften, Könige von Schweden, die Rede, und Napoleon schalt ihn bei jeder Veranlassung einen Thoren.

51. Charakteristischer Titel.

Von allen den unzähligen Benennungen, womit man den Kaiser Napoleon zur Zeit seines Glücks und Unglücks beehrt und verunehrt hat, ist schwerlich eine bezeichnender, als die, welche die Einwohner der asiatischen Insel Timore ihm gaben. Sie nannten ihn, nach Baudins Zeugniß, den großen Sohn des Krokodils.

52. Pflege der Verwundeten.

Einige Tage vor dem Rückzuge aus Moskau erließ Napoleon einen Tagesbefehl, in welchem nachstehende empörende Verfügung enthalten war.

Jeder Chef eines Korps hat eine Liste nach den Kolonnen einzureichen, worauf die Anzahl der Verwundeten anzugeben ist, welche wieder hergestellt werden können: 1) binnen acht Tagen, 2) binnen vierzehn Tagen, 3) in einem Monat, 4) welche binnen vierzehn Tagen sterben müssen, und 5) diejenigen Verwundeten oder Kranken, die binnen acht Tagen sterben müssen.

Blos die in der ersten Klasse begriffene Mannschaft durfte mit fortgeschafft werden; die übrigen wurden der Wuth der Kosaken und der russischen Bauern Preis gegeben, deren Ingrimm gegen die Franzosen durch die Verwüstung ihrer Heiligthümer und ihres Eigenthums auf den höchsten Grad gestiegen war.

In Smolensk blieben allein 5000 Mann, theils Kranke, theils Verwundete zurück, weil sie Napoleon nicht mit bei der Vertheilung der Lebensmittel begriffen wissen wollte. Nur mit Mühe erhielt man für sie einige Säcke Mehl. Dieß schon war der Gegenstand einer weitläuftigen und schwierigen Unterhandlung. Einige Gesundheitsbeamte und Employe's wurden zwar bei ihnen zurückgelassen, aber diese nahmen die Flucht, sobald sie nur Kunde von der Annäherung russischer Truppen erhielten, und überließen die Verwundeten und Kranken ihrem Schicksal.

53. Pferde über die Menschen.

Napoleon war einst wüthend darüber, daß ihm

in

in Rußland so viele Pferde fielen. Man sagte ihm, daß es an Fourage fehle. „So muß man ihnen Brod geben!" fiel er heftig ein. Als ihm zu erkennen gegeben wurde, daß der Soldat schon auf den vierten Theil der Mundportionen herabgesetzt sey, rief er tobend: „Was geht das mich an? Mir fehlen Pferde — an Menschen hab' ich keinen Mangel."

54. Napoleon und der Fürst von Dessau.

Als Napoleon im Jul. 1813 bei seiner Reise durch Sachsen auch nach Dessau kam, ritt er sogleich auf das Schloß, und mit seiner gewöhnlichen impertinenten Frechheit redete er den Herzog, der ihm entgegen kam, mit den Worten an: „Sie haben an die Russen und Preußen ein Contingent geliefert?" — „Nein, Sire!" antwortete der Herzog. — „Warum nicht?" — „Weil man keines von mir verlangt hat; gab der edle Herzog mit großherziger Entschlossenheit zur Antwort. Napoleon wußte nicht, was er auf diese bestimmte Erklärung erwiedern sollte; er schien plötzlich wie verwandelt, wurde äußerst artig, und nach einem kurzen Aufenthalte nahm er freundlich Abschied mit den Worten: „Besuchen Sie mich doch in Paris auf eine Jagdparthie." — „Als Privatmann könnte dieß vielleicht geschehen, versetzte der Herzog: als deutscher Fürst würde ich aber dort eben keine glänzende Rolle spielen."

55. Napoleon und Rustan.

Napoleons Leibmameluk Rustan trat, nach dem Einrücken der Verbündeten in Paris 1814, zu dem Kaiser ins Zimmer, und indem er ihm sein bloßes

Schwerdt

Schwerdt überreichte, sagte er zu ihm: „Sire, nach dem, was vorgefallen ist, werden Sie nicht mehr leben wollen. Ich bringe Ihnen mein Schwerdt. Wollen Sie selbst Gebrauch davon machen, oder soll ich es Ihnen durch den Leib stoßen? Ich bin bereit, Ihrem Befehle zu gehorchen.“ — Napoleon erwiederte, daß beides nicht nothwendig wäre. „Sire, rief der Mameluk, können Sie das Leben nach einem solchen Unglück ertragen? Nun, so bitt' ich Sie, mich mit diesem Schwerdte zu durchbohren, oder mich meiner Dienste zu entlassen, denn unter solchen Umständen mag ich nicht bei Ihnen bleiben.“ Stolz verließ er das Zimmer.

56. Wie die Ratzen zu vertreiben.

Napoleon beklagte sich auf St. Helena gegen einen englischen Offizier über die Menge der Ratzen auf der Insel und in seiner Wohnung, und verlangte ziemlich trotzig, daß man diesem Uebel abhelfen müsse. „Ich weiß kein anderes Mittel, versetzte der Britte trocken, als daß Sie Ihre Konscription auch hier unter den Ratzen einführen: dadurch werden Sie bald diese jetztlebenden gefräßigen Bestien und ihre künftige Brut ausrotten.“

Ende des ersten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Neue Verlagsbücher der Stettinischen Buchhandlung in Ulm.

Adolph und Ekbert oder der Tugend Sieg. Ein nützliches Volksbüchlein zur Beförderung des Edeln und Verbreitung der Obstbaumzucht, gr. 12. 24 kr.

Färbe- und Bleichbuch, vollständiges, zu mehrerm Unterricht, Nutzen und Gebrauch für Fabrikanten und Färber. 8r Band, enthaltend: neueste Erfahrungen in der Färbe- Druck- und Bleichkunst. Mit 2 Kupfert. 8. 1 fl 30 kr.

Gütle, J. K., neueste Erfahrungen in der Färbe- Druck- und Bleichkunst, für Färber, Fabrikanten und Bleicher. Enthält zugleich die neuesten Farbenbereitungen, für Maler, Künstler, Handwerker und Farbenverfertiger. Mit 2 Kupfertafeln, 8. 1 fl. 30 kr.

Kleemann, J. L. Unterricht für Gold- und Silberarbeiter bei Bearbeitung der edeln Metalle in chemischer und metallurgischer Hinsicht, nebst Beschreibung derjenigen Materialien und Ingredienzien, deren sie sich dabei zu bedienen haben. Mit 1 Abbild. in Steindruck, 8. 1 fl. 12 kr.

Mayer, M., Homilien auf alle Sonntags-Evangelien, Festtage des Herrn und der Heiligen, nebst nöthigen Anmerkungen. Zum Gebrauche der Seelsorger in den Frühpredigten, der Schullehrer zur Erklärung der Evangelien und zur Erbauung für alle Christen. 2 Theile. gr. 8. 3 fl.

24. I

Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel,

Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker- und Sittengeschichte alter und neuer Zeit zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für alle Stände

Bd.: 1

Ulm (1819)

H.misc. 18 q-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10737491-1